AG6
Lc 161/20

Lorenz v. Westenrieders
sämmtliche Werke.

Erste vollständige Originalausgabe.

Herausgegeben
von
einigen Freunden
der vaterländischen Literatur.

Zwanzigster Band.

K. RECTORAT D. ALTEN GYMNASIUMS IN BAMBERG

Kempten, 1834.
Druck und Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Kaiser Heinrich II.

1002 — 1024.

Inhalt. Kaiser Heinrich bemächtiget sich der Reichsinsignien, wird einseitig gewählt, und von den übrigen Nationen Deutschlands durch besondere feierliche Huldigungen anerkannt; bekömmt Händel wegen der Abtretung von Bayern, und ähnliche wegen Verleihung des Erzbisthumes Trier. Heinrichs erster Zug nach Italien und Krönung daselbst im Jahre 1004; dessen zweiter Zug und merkwürdige Krönung zu Rom im Jahre 1014; dessen dritter Zug im Jahre 1021; dessen Hintritt 1024. Seine Frömmigkeit und Neigung zu gottseligen Stiftungen; Stiftung von Bamberg; Heinrichs fernerer Charakter und Fehden mit dem Herzoge von Polen; wird unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Kaiser Heinrich II. war ein Enkel des bayerischen Herzogs Heinrichs I. (Bruders des Kaisers Otto I., und der erstgeborne Sohn Heinrichs II., Herzogs in Bayern. Seine zwei jüngern Brüder, Bruno und Arnulph, sind, jener 1007 Bischof zu Augsburg, dieser 1014 Erzbischof zu Ravenna geworden. Heinrich, von welchem hier die Rede ist, wurde im J. 972 den 6. Mai zu Abach in Bayern geboren, und während den Jahren 976 — 985, wo sein Vater verwiesen war, theils von den Bischöfen Abraham in Freising, und Wolfgang in Regensburg, theils zu Hildesheim von Bernward, Bischof daselbst, und vom berühmten Burckard, nachmaligem Bischofe zu Worms, sehr wohl erzogen, und beim Hintritte seines Vaters im J. 995 von den bayerischen Landständen zum Herzoge gewählt. Da er von König Heinrich I. aus Sachsen in gerader Linie abstämmig, sohin der nächste Anverwandte des kaiserlichen Hauses, und da seit der Wiederherstellung der deutschen Königswürde kein Beispiel, wo man von der Familie abgegangen wäre, vorhanden war, so glaubte Heinrich, daß er das nächste Recht habe, der Nachfolge in der Königswürde sich anzunehmen. Mit dieser Voraussetzung zog er dem Erzbischofe Heribert (Herbert) von Köln, welcher die Leiche des verstorbenen Kaisers durch

Bayern über Augsburg nach Aachen führte, bis Polling mit seinen Bischöfen und Soldaten entgegen, und forderte ihm die Reichsinsignien ab, welche der verstorbene Kaiser vor seinem Ende jenem Erzbischofe mit dem Auftrage eingehändigt hatte, daß er sie seinem Schwager, dem rheinfränkischen Pfalzgrafen Ezzo, überbringen sollte. Der Besitz dieser Reichsinsignien war noch immer ein wichtiger Umstand für einen Fürsten, der nach der höchsten Reichswürde strebte, und daher wollte Heinrich sich vorerst derselben auf alle Fälle versichern. Da der Erzbischof seine Zumuthung ablehnte, bemächtigte er sich des Leichenzuges, und entriß ihm die Reichsinsignien mit Gewalt. Nach andern Nachrichten behielt er den Bruder des Erzbischofes so lange als Geisel zurück, bis ihm dieser die heil. Lanze, die mit dem Gepäck vorausgeschickt worden war, zurückbrachte. Heinrich befand sich darum in der Hauptsache um nichts besser, da sich gleich anfangs mehrere Fürsten, welche die Reichskrone verlangten, hervorthaten, und erst günstigere Umstände für ihn entscheiden mußten. Die verschiedenen Partheien hielten an verschiedenen Orten Zusammenkünfte. Die dem Heinrich günstigen Fürsten hatten sich nach einer vorläufigen Unterredung zu Werla (in Westphalen) zu Mainz versammelt. Heinrich, der

davon Nachricht erhielt, kam an der Spitze einer aus Bayern bestehenden Armee dahin, wurde den 6. Juni von seinen Bayern, dann den meisten Rheinfranken, und Sachsen, und Lothringern zum König gewählt, und vom mainzischen Erzbischofe Willigis gesalbt und gekrönt.

Heinrich befand sich nun auf gewisse Weise beinahe in der Lage, in der sich ehemals die Könige Konrad und Heinrich I. befunden hatten. Die Bayern und Rheinfranken ausgenommen, waren unter den übrigen deutschen Nationen überall Mißvergnügte, welche an der Wahl keinen Antheil genommen hatten, und der Herzog Hermann von Schwaben, und der Markgraf Eccard von Meissen, welche beide sich als Mitbewerber um die Krone gemeldet hatten, waren eben so tapfer, als verständig, um dem Heinrich den Besitz der ihm einseitig aufgetragenen Würde außerordentlich zu erschweren; aber Heinrich verlor keinen Augenblick, um theils seine Freunde noch inniger in ihrer Anhänglichkeit an seine Person zu stärken, theils sich der mißvergnügten und unentschlossenen Großen zu bemächtigen. Das Erste, was er sogleich nach seiner Krönung zu Mainz vornahm, war, daß er die schwäbischen Güter des Herzogs Hermann, welcher ihm vergeblich den Weg nach Mainz verlegt, und

Straßburg, als dessen Bischof auf Heinrichs Seite war, geplündert hatte, ebenfalls verwüsten und plündern ließ. Hermann fand hierauf für gut, nach Bruchsal, wo Heinrich eben durchzog, zu kommen, und sich zu unterwerfen. Der Markgraf Eccard, einer der berühmtesten Helden und verdienstvollsten Männer seiner Zeit, wurde zu Plöde (Poelde) von den beiden Söhnen des Grafen von Nordheim, Sigfried und Bernhard, des Nachts überfallen und umgebracht. Zu diesem Meuchelmord soll sie nicht so fast das Verlangen, dem Kaiser Heinrich von einem gefährlichen Gegner zu helfen, als vielmehr der rittermäßige Eifer, Prinzessinnen wegen einem eingebildeten Schimpf zu rächen, verleitet haben, ein Umstand, der, weil er zur Kenntniß der Zeitsitten beiträgt, im Vorbeigehen angemerkt zu werden verdient. Auf der eben erwähnten Zusammenkunft zu Werla waren die Schwestern des K. Otto III. gegenwärtig, und eines Tages traf es sich, daß der Markgraf Eccard von Meissen, nebst dem Herzog Bernhard von Sachsen, und dem Bischofe Arnulph von Halberstadt von ungefähr in den Saal kamen, wo eben die Tafel für die Prinzessinnen gedeckt worden war. Die guten Herren bedachten sich nicht lange, setzten sich an die Tafel, zehrten alles auf, und giengen ihres Weges. Hierüber kamen die Prin-

zessinnen außer aller Fassung. Sie erklärten (in unbegrenzter Einbildung ihres Werthes) die Sache für einen unerträglichen Schimpf, und weinten vor Aerger. Man kann sich denken, ob es Ritter gab, die klein genug waren, um den Vorfall für äußerst groß und wichtig zu halten, und an dem tödtlichen Unglücke den wärmsten Antheil zu nehmen, da es noch jetzt Leute genug giebt, welche nicht umhin können, jenes Benehmen der Fürsten (welches, wenn es zu unsern Zeiten von Fürsten wiederholt würde, unter hundert Umständen zu einem Scherz dienen möchte) als ein Denkmal der rohen und groben Sitten der damaligen Deutschen zu erklären. Ich komme zu K. Heinrich zurück.

Heinrich durchreiste eilfertigst die deutschen Provinzen, und brachte es durch sein freundliches und kluges Betragen dahin, daß alle Völker ihm huldigten. Den Sachsen bestätigte er ihre Gesetze und Herkommen; den Erzbischof von Köln zu besänftigen, setzte er sich zu Aachen auf den Königsstuhl, und ließ daselbst (seine Gemahlinn Kunigunde wurde den 10. August 1002 zu Paderborn gekrönt) noch einmal mit sich die gewöhnlichen Feierlichkeiten vornehmen, und so hatte er sich, was seine Wahl und Anerkennung zum deutschen Könige betraf, in kurzer Zeit ganz Deutschland gewonnen.

Während daß K. Heinrich im Großen so glückliche Fortschritte machte, entspann sich wider ihn wegen Bayern eine gräßliche Fehde. Er hatte, wie es scheint, die herzogliche Würde dieses Landes dem Markgrafen Heinrich zu Schweinfurt im bayerischen Nordgau (einem Brudersſohne Leopolds, Grafen im Donaugau, und seit 985 ersten Markgrafen im damals bayerischen Oesterreich) versprochen, und sie ihm jetzt abgeschlagen, indem, wie er sich ausdrückte, die Bayern selbst das wohlhergebrachte Recht besäßen, sich einen Herzog zu wählen. Seinen eigenen Bruder Bruno, der ihn ebenfalls um das Herzogthum bat, fertigte er noch kürzer ab. Diesen verdroß die abschlägige Antwort so sehr, daß er sogleich den Entschluß faßte, mit dem Markgrafen Heinrich gemeinschaftliche Sache zu machen, und ihre Wünsche gleichsam in Ansprüche zu verwandeln. Sie zogen ferner den Ernst, Sohn des eben genannten österreichischen Markgrafen, dann die Könige von Böhmen und Polen auf ihre Seite, und machten ihrer Fehde damit den Anfang, daß sie bei Heersbruck das Gepäck des Königs anfielen, und nach Ammerthal bei Amberg in Bayern (jetzt Oberpfalz) schleppten. Der K. Heinrich zerstreute diesen Aufruhr in seinem Entstehen; er bemächtigte sich der nordbayerischen Markgrafschaft, zerstörte

die befestigten Oerter Heersbruck, Ammerthal, dann Creußen (im Bayereuthischen) zwang den Markgrafen, die Flucht zu ergreifen, und gab Befehle, die Stadt Schweinfurt zu verbrennen, welches letztere aber der Bischof Heinrich von Würzburg, und der Abt zu Fulda, welche es hätten vollziehen sollen, nicht vollzogen, sondern bloß die Mauern niedergerissen haben. Einige Zeit nachher erhielten die Häupter der Aufrührer Verzeihung; doch wurde der junge Ernst nicht ohne viele Mühe und Vorbitte, und erst, nachdem man ihm zuvor das Leben abgesprochen hatte, begnadigt.

K. Heinrich behielt das Herzogthum Bayern bis 1004, wo er es, mit Einwilligung der bayerischen Stände, an Heinrich, Grafen von Luxenburg, und ältesten Bruder seiner Gemahlinn, vergab. Diese Beförderung war hauptsächlich auf Betrieb der K. Kunigunde geschehen, welche sich bei jeder Gelegenheit für ihre Anverwandten verwendet, aber durch diesen Eifer dem gutmüthigen Kaiser einst schwere Verdrießlichkeiten zugezogen hatte. Sie verwendete sich im Jahre 1008 für ihren einen Bruder Adalbero, Probst zu St. Paul in Trier, und brachte es dahin, daß eine Parthei ihn zum Erzbischof daselbst wählte. K. Heinrich zernichtete diese Wahl, ernannte den Probst zu Mainz, Meginand zum Erzbischof, und

belagerte den Adalbero, der sich in seinem Pallaste zu Trier eingesperrt hatte, viele Wochen, als er sich vom eben erwähnten Herzog Heinrich (dieses Namens IV.) in Bayern bereden ließ, ihn frei abziehen zu lassen, um sich zu entfernen. Seine Truppen hatten sich aber kaum zurückgezogen, als die Trierer den Adalbero wieder zurückriefen, und ihn dergestalt schützten, daß es dem Meginand, der seinen Sitz zu Koblenz nahm, nicht möglich war, aufzukommen. K. Heinrich warf den größten Theil dieses Ausganges auf Heinrich von Bayern, und ließ ihn seine Entrüstung hierüber sogleich auf der Stelle fühlen, indem er ihn durch einen Machtspruch des Herzogthums verlustig erklärt, und erst im J. 1017, nachdem sich Adalbero endlich nachgiebig bezeigte, wieder eingesetzt hat.

Hätten den K. Heinrich diese und ähnliche verdrießliche Vorfälle nicht zurückgehalten, so hätte er ohne Zweifel gleich anfangs seinen Römerzug vorgenommen. Er mußte sich aber erst in Deutschland eine versicherte Herrschaft befestigen, damit er nicht, während daß er seine Hände gegen ein Reich, das verloren schien, ausstrecken würde, Gefahr laufen möchte, auch das andere zu verlieren. Die Italiener hatten unmittelbar nach dem Hintritte des K. Otto III. Entschliessungen gefaßt und ausge-

führt, deren fast allgemeine Einstimmigkeit ein offenbarer Beweis war, daß sie die Herrschaft der Deutschen nie liebgewonnen hatten, nie liebgewinnen würden. Sie rechneten vermuthlichst auf die Unordnungen, welche in Deutschland bei einem noch immer vorhandenen Mangel an Gesetzen, in Betreff einer künftigen Königswahl entstehen würden, oder sie glaubten, höchstens nur an den Monarchen gebunden zu seyn, dessen Glück und Macht sie genöthiget haben möchte, sich binden zu lassen. Von solchen Gesinnungen angefeuert, vertrieben sie die deutschen Besatzungen sogleich aller Orten, und verfolgten sogar diejenigen, welche die Leiche des Otto nach Deutschland führten, bis nach Bern. Zu gleicher Zeit erklärten sie sich ganz unabhängig von Deutschland, wählten sich den Markgrafen Harduin (Ardoin) von Ivrea zum König, und krönten ihn zu Pavia 1002 den 25. Hornung. Harduin begieng den gewöhnlichen Fehler schwacher und unkluger Regenten, welche, in einem unglücklichen Wahn, sich einbilden, daß Treue und Anhänglichkeit, welche sich durch Liebe, Großmuth und Gerechtigkeit leicht gewinnen und erhalten lassen, mit Gewaltthätigkeit erzwungen werden können, und begegnete, gemäß seinen mißverstandenen Regierungsgrundsätzen, eben darum denjenigen, deren Abfall ihm am ge-

fährlichsten werden konnte, nämlich den Bischöfen, hart und herrisch. So entstand in Bälde eine Parthei, welche den Kaiser Heinrich um Hülfe rief. Ein, an sich unbedeutender Sieg, welchen Harduin über ein kleines deutsches Heer, das Heinrich unter Anführung des Herzogs Otto von Kärnthen nach Italien abgeschickt hatte, erhielt, machte ihn noch stolzer und übermüthiger. Endlich im Jahre 1004 zog Heinrich selbst dahin. Harduin floh vor ihm, und verschloß sich in eine feste Burg. Die Italiener giengen ihm allenthalben aus den Städten entgegen, und begleiteten ihn bis Pavia, wo der Erzbischof von Mailand ihn krönte 1004 den 12. Mai.

Eine Begebenheit dieses Tages, welche uns ein höchst auffallendes Bild von dem damaligen Charakter des italienischen Volkes schildert, verdient hier eine Erwähnung. K. Heinrich hatte seine Armee, wie gewöhnlich, in einem Lager vor der Stadt gelassen, und sich nur mit einem mäßigen Gefolge von deutschen Fürsten und Hofdienern zur Krönung gestellt. An dem feierlichen Tage, wo diese vor sich gieng, war die ganze Stadt voll Freude und Jubel. Wie sich dann bei solchen Gelegenheiten jeder etwas zu gute thut, so haben sich zumal die deutschen Soldaten den Wein, vermuthlich bis zum Uebermaße, schmecken lassen.

Sie mögen sich auch wohl in der Trunkenheit etwas ungezogener betragen, und die Italiener durch Großsprechereien gereizt haben. Diese, statt sich an die Schuldigen und deren Aufseher zu halten, umgaben sogleich den Palast, wo K. Heinrich Tafel hielt, und stürmten ihn. Keine Bitten, keine Vorstellungen vermochten der Raserei des Volkes Einhalt zu thun; und als der Erzbischof Herbert von Köln am Fenster erschien, um dem Volke Genugthuung zu versprechen, ward er mit Steinen und Pfeilen zurückgetrieben. K. Heinrich, der sonst nicht leicht aus den Schranken männlicher Gelassenheit trat, wurde über diese unsinnige Frechheit so sehr entrüstet, daß er mehr als einmal sein Schwert ergriff, mit dem Vorsatze, das verächtliche Volk mit eigener Faust zu züchtigen; aber der Erzbischof von Köln, nebst andern Anwesenden, hielten ihn allemal wieder zurück. Gleichwohl stürzten von Zeit zu Zeit einige Deutsche aus dem Palast in die dicksten Haufen des Volkes, und schleppten jederzeit Gefangene mit sich zurück. Nachdem dieser Frevel den größten Theil der Nacht gedauert hatte, und der Palast schon in vollen Flammen stand, kam endlich die Nachricht von der Gefahr des Heinrich in das Lager des deutschen Heeres. Die Soldaten bestürmten augenblicklich die Stadt,

deren Thore sie verschlossen fanden, bestiegen die Mauern, und retteten den K. Heinrich, der, wie er die Italiener allenthalben nehmen, und die Deutschen Feuer in die Häuser werfen sah, sogleich wieder Mitleiden und Erbarmung für die Unglücklichen fühlte, und Befehle ertheilte, derselben zu schonen; doch gieng K. Heinrich nach diesem Vorfalle, vielleicht weil seine Unlust, länger bei einem solchen Volke zu bleiben, zu groß, vielleicht auch, weil die Nothwendigkeit, verschiedenen Unruhen in Deutschland und den benachbarten Ländern auf der Stelle abzuhelfen, zu dringend war, unverweilt wieder nach Deutschland zurück. Vor seiner Abreise hatte er noch das Vergnügen, aus verschiedenen Städten und Landschaften Italiens, welche die, wiewohl mäßige Züchtigung der Stadt Pavia schüchtern gemacht hatte, Gesandte mit den demüthigsten Versprechen, und mit Geiseln ankommen zu sehen. Er beantwortete ihre Anträge nur mit wenigen Worten eines Herrn, und gieng nach Deutschland zurück.

Gleichwohl nahm er nachher noch zwei Züge, von denen der nächstfolgende der merkwürdigste ist, nach Italien vor. Zu diesem Zuge, welchen K. Heinrich im J. 1013 antrat, wurde er nicht nur von verschiedenen Großen Italiens, über welche Arduin noch immer wie vor-

her den Meister spielte, sondern auch selbst vom Pabst Benedikt VIII., der von seinem Gegner, Gregor, sehr in die Enge getrieben war, veranlaßt und aufgefordert. Mit dem Arduin fiel jetzt eben nichts Außerordentliches vor; er sah sich, wie fast alle diejenigen, welche sich wider die Herrschaft der Deutschen für Italien als Anführer und Könige hervorgethan hatten, bei dem Anzuge des deutschen Heerbannes verlassen, floh eine Zeit lang von einem Ort zum andern, und ward zuletzt des großen Aufwandes von Gefahren und Ungemach für eine Sache, die am Ende mehr in der Einbildung als Wirklichkeit bestand, satt und müde. Er nahm von seinen noch übrig gebliebenen wenigen Gefährten auf immer Abschied, und begab sich nach der Abtei Fruchèria. Hier legte er seine königliche Kleidung und seinen Schmuck auf den Altar, und wandelte im Kleide eines gemeinen Mönches in einer stillen und friedsamen Verborgenheit sein noch kurzes Leben dahin, das er daselbst beschloß 1015 den 29. Okt. Er war der letzte, der sich hervorgethan hatte, wider die Deutschen die Freiheit Italiens zu behaupten.

K. Heinrich eilte nach Rom, wo man ihn bereits mit vieler Sehnsucht erwartet, und das Nöthige zu seiner Krönung zubereitet hatte. Von dem Besondern dieser Krönung hinter-

ließen uns gleichzeitige Schriftsteller ausführliche Nachrichten. Als Heinrich mit seiner Gemahlinn nach der Peterskirche gieng, giengen zwölf römische Senatoren mit einem geheimnißvollen Wesen vor und neben ihm her; sechs hatten ihre Bärte geschoren, die sechs übrigen trugen lange Bärte, und sämmtlich trugen sie lange Stäbe in ihren Händen. Vor der Kirche wurde Heinrich gefragt, ob er der römischen Kirche treuer Patron und Beschützer seyn, ferner, ob er dem Pabst in allen Dingen auf das Innigste treu seyn wolle. Heinrich versprach, wie man von diesem gutmüthigen und frommen Fürsten im Voraus erwartet hatte, daß er alles seyn und thun wolle, und ward hierauf in die Kirche gelassen. Hier hatte ihn der Pabst erwartet, und ihn nebst Kunigunde mit den veranstalteten Feierlichkeiten zum römischen Kaiser gekrönt im Februar 1014. Das Besondere, was dabei zum Vorschein kam, war ein goldener Apfel, oder Kugel, welche der Pabst als ein bedeutungsvolles Bild für den Kaiser hatte verfertigen lassen. Diese Kugel war durch zwei Reihen Edelgesteine in vier Theile getheilt, und oben war ein goldenes Kreuz angebracht. Sie stellte nichts geringeres als das Sinnbild des ganzen Erdkreises vor, und Pabst Benedikt VIII. übergab sie dem Kaiser zu kei-

nem geringern Zeichen, als zum Zeichen der Herrschaft des Kaisers über alle Könige und Völker des Erdkreises; aber zu gleicher Zeit sollte Kaiser Heinrich wahrnehmen, daß das goldene Kreuz obenan stände, und daß allein derjenige würdig wäre, Kaiser zu seyn, welcher unter dem Schutze des Kreuzes zu stehen würdig seyn würde. So wurde weiter angenommen, daß derjenige, der des Schutzes berechtiget wäre, eben darum auch berechtigt seyn müßte, die Würdigkeit seines Beschützers zu prüfen, und dem zu Folge entstand jenes seltsame Staats- und Völkerrecht des mittlern Zeitalters, vermöge welchem man es für die ausgemachteste Sache hielt, daß, gleichwie alle christlichen Völker und deren Bischöfe und Erzbischöfe unter einem sichtbaren Oberhaupt, dem römischen Pabst, vereiniget wären, auf gleiche Weise alle christlichen Völker, und deren Fürsten unter einem weltlichen Oberhaupt, dem römischen Kaiser zu stehen, dieser aber hinwieder vor seiner Krönung die Untersuchung des Pabstes, ob er die gehörigen Tugenden, welche auf jener Kugel durch die Edelsteine angezeigt wurden, besitze, auszuhalten, und unter dessen beständiger Obsicht um so mehr zu verbleiben hätte, als bloße weltliche und irdische Dinge, womit das Regiment des Kaisers sich abgäbe, den geistlichen, und das See-

lenheil betreffenden Geschäften, worin das Reich des Pabstes bestände, stets untergeordnet seyn müßten. Kaiser Heinrich II., wiewohl er wissen mußte, daß durch eine solche Darstellung dieser Grundsätze die bis dahin eingeführte Ordnung, vermöge welcher die Päbste von den Kaisern bestätiget wurden, sich gerade ins Gegentheil umwenden müßte, hatte nichts einzuwenden. Er nahm die Kugel aus den Händen des Pabstes voll Rührung und Freude an, und betrachtete sie lange mit der innigsten Zufriedenheit. Er ahnete nichts von allem dem, was dieser Freude wegen auf den wirklichen Erdkreis, dessen Sinnbild er so behaglich anlächelte und wog, dereinst vorgehen würde. Die Krone von Deutschland hieng er an den Altar des heil. Petrus auf.

Gleichwie Kaiser Heinrich die römische Kaiserwürde mit Deutschland erst recht befestigte, so war er der erste Kaiser, der sich im Gefühle seiner Hoheit der Majestätssiegel bediente, solcher Siegel nämlich, auf welchen die Kaiser in ganzer Person auf dem Throne sitzend erscheinen, mit dem Scepter und der Kugel in den Händen, und der Krone auf dem Haupte.

Sieben Jahre nachher, nämlich im Jahre 1021 unternahm K. Heinrich seinen dritten und letzten Zug nach Italien. Diesen Zug

zu bewirken, war im Jahre 1026 Pabst Benedikt VIII. persönlich nach Bamberg, wo er verschiedene Kirchen einweihte, gekommen, und Niemanden war auch mehr daran gelegen, als dem Pabst, den Kaiser zu gewinnen. Die Griechen nämlich breiteten sich immer mehr aus, und es war bereits hohe Zeit, denselben einen ernsthaften Einhalt zu thun, damit sie nicht Apulien und Kalabrien völlig an sich reissen, und weiter in das Herz der päbstlichen Ländereien vorrücken möchten. K. Heinrich, der dießmal mit einem gewaltigen Heerbann dahin rückte, vertrieb sie aus den Städten, die sie bereits eingenommen hatten, und belehnte verschiedene ihm getreue Fürsten mit Ländereien. Auch belehnte er siebenundzwanzig edle Normänner mit einem Strich Landes in dieser Gegend, mit dem Vertrag, daß sie den Italienern wider die Griechen beistehen sollten. Diese tapfern Krieger, Abkömmlinge jener berühmten Normänner, welche ursprünglich in dem an Deutschland grenzenden Jütland, und den dänischen Inseln ihren Wohnsitz, und vor etwas mehr als hundert Jahren in einem Theile von Frankreich, welcher von ihnen den Namen der Normandie erhielt, sich festgesetzt, und Karl dem Dicken seine Absetzung verursacht hatten, ließen sich bei Gelegenheit, da sie eben eine Wallfahrt auf den Berg Gar-

gano verrichteten, bewegen, den Longobarden wider die Griechen beizustehen, und wurden jetzt dafür mit Ländereien belohnt. Wie dieß ihre Landsleute in der Normandie hörten, kamen sie haufenweise herbei, unterjochten die Griechen und Longobarden zugleich, und stifteten zuletzt das sicilianische Königreich.

K. Heinrich war im Jahre 1024 auf einer Reise in Sachsen begriffen, als er zu Grona bei Göttingen in eine tödtliche Krankheit fiel, und derselben unterlag den 13. Juli im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters. Er liegt in der St. Peterskirche zu Bamberg begraben.

Dieser Kaiser besaß unstreitig große und liebenswürdige Eigenschaften. Unter diesen zeichnete sich insbesondere sein unbegrenzter Eifer aus, durch fromme Stiftungen die Frömmigkeit und gute Sitten zu befördern, und er war ganz gewiß der aufrichtigsten Meinung, diesen Endzweck durch seine Freigebigkeit an die Bisthümer und Klöster erreichen zu können. Er gab sich eben so viele Mühe, ein Bisthum zu stiften, als er sich nur immer würde haben geben können, ein wichtiges Land zu erobern. Eine so heilige Absicht beseelte ihn, als er sich im Jahre 1007 durch kein Hinderniß abschrecken ließ, die Grafschaft Bamberg, ein bayerisch-herzogliches Kammergut, von

Bayern zu trennen, und das Bisthum Bamberg zu errichten. Er fiel daselbst den Bischöfen (die vieles Bedenken trugen, in die Errichtung dieses Bisthumes ihre Einwilligung zu geben) zu Füßen, und übergab dasselbe dem unmittelbaren Schutze des Pabstes, mit der Verbindlichkeit dabei, daß demselben jährlich hundert Mark Silber nebst einem wohlausgerüsteten Pferd (wofür aber nachmals Kaiser Heinrich III. im Jahre 1059 dem Pabste die Stadt Benevent überließ) entrichtet, und das Bisthum sogar von aller Gerichtsbarkeit der Grafen befreit seyn sollte. Seine Geschenke an die Geistlichen, die seine großmüthige Gemüthsart und Frömmigkeit in solcher Hinsicht in unaufhörlicher Uebung erhielten, sind ohne Zahl, und er hatte den Muth nicht, denselben etwas abzuschlagen. Er beklagte sich bitterlich wider den Bischof Meinwerk zu Paderborn, „daß er nicht aufhörte, ihn, zum Schaden des Reiches, der Güter zu berauben, die es ihm ausgesetzt hatte,“ und man hält allgemein dafür, daß er, hauptsächlich in der Hinsicht, den mannigfaltigen Verlust dieser Art wieder zu ersetzen, nach neuen Ländereien getrachtet habe; er soll sich vieles Geld haben kosten lassen, um von den Ständen des Königreiches Burgund (dessen Grenzen sich von der Rhone bis an die Reuß und den St. Gotthardsberg

erstreckten, und Provence, Dauphine, Savoyen, Franche = Comte, Bugey, la Bresse, Lyon, und ein Stück von Lyonnois, die Kirchensprengel von Lausanne und Sitten, die heutigen Kantons Freiburg, Solothurn und Basel, und den größten Theil des Kantons Bern in sich begriffen) die Einwilligung zu erhalten, daß ihm sein Oheim von mütterlicher Seite, König Rudolph III. von Burgund, der keine Kinder hatte, die Nachfolge in Burgund feierlich zusagen durfte. Es wurde hierüber in den Jahren 1016 und 1018 Verträge errichtet, deren Eintritt aber der gute Kaiser das Glück nicht hatte, zu erleben.

Heinrich war eines sanftmüthigen, leicht zu versöhnenden Herzens, und (wenn man Schweinfurt ausnimmt, das er verheert wissen wollte, so liest man nicht, daß er gegen aufrührerische Kronbediente zu grausamen Züchtigungen geschritten wäre. Er befand sich mit diesen Kronbedienten, und überhaupt mit den Fürsten und Ständen der deutschen Länder in einer äußerst betrübten Lage, wodurch ihm seine Regierung unaufhörlich erschwert, und verbittert wurde. So sehr die vorigen Kaiser nach Hoheit und Alleinherrschaft in Deutschland gestrebt haben, so sehr nahmen gleichwohl bei ihren beständigen Zügen nach Italien, die Verfassungen der großen und kleinen deutschen

Länder einen gerade entgegengesetzten Weg. Die Stände suchten allenthalben ihre ehemaligen Rechte und Freiheiten, und die Fürsten ihre Unabhängigkeit hervor. Diese, so wie die Landgrafen und andere Große suchten durchgehends, nicht nur ihre Würden, sondern auch ihre Nutznießungen erblich zu machen, und theils jene Lehensgüter (feodalia), welche ihnen, vermöge ihrer Reichs- und Kriegsämter angewiesen, theils die Krongüter (fiscalia), welche ihnen oder ihren Voráltern zur Verwaltung anvertraut worden waren, mit ihren Eigenthümern oder ludeigenen Gütern (Lode, Allode, Allodialia) zu vermengen. Sie setzten auch ihre Anmaßungen um so leichter durch, als manchmal bei Verjährungen, und bei dem Mangel an Urkunden und gleichzeitigen Zeugen keine offenbaren Rechtsbeweise wider sie geführt, manchmal aber auch die Sachen in Rücksicht der noch größern Unruhen, die durch ihre Verurtheilung entstanden seyn würden, eben nicht so genau genommen und untersucht werden konnten. Sie setzten sich nicht nur den kaiserlichen Richtern, und abgeordneten Fiskalen mit dem äußersten Trotz entgegen, sondern verachteten auch häufig die herzogliche Oberaufsicht oder Justizpflege, und mißhandelten ohne Unterschied alle diejenigen, von welchen sie glaubten, daß sie zu ihrer

Bezähmung hätten mitwirken können. In Lothringen und Sachsen nahmen, zumal die Vorfälle dieser Art, allgemein überhand, und der gute Kaiser, der in unzähligen andern Angelegenheiten die Hände immer voll zu thun hatte, mußte mehr als einmal zu dem noch einzig übrigen Mittel schreiten, Große und Kleine schwören zu lassen, daß sie wenigstens bis auf eine gewisse Zeit, den Frieden halten und die Fehden einstellen wollten. Das Schlimmste war vollends, daß die Großen, welche es auf beträchtliche Fehden oder entscheidende Kriege ankommen lassen wollten, die benachbarten, von Deutschland abhängigen und zinsbaren Fürsten in ihre Gemeinschaft zogen, oder diese selbst, wenn sie sahen, daß der Kaiser in die Enge kommen würde, die Gelegenheit benützen wollten, sich von ihren Verbindlichkeiten gegen den Kaiser unabhängiger zu machen, und der Oberherrschaft von Deutschland auf immer zu entledigen. So unterstützte der Herzog Boleslaus von Polen den Markgrafen Heinrich von Nordgau, und eben derselbe hatte sich ferner um den Herzog von Böhmen, ebenfalls Boleslaus genannt, der wegen verübten Grausamkeiten aus seinem Lande vertrieben worden war, angenommen, denselben wieder eingesetzt, aber ihn endlich selbst auf das grausamste (er ließ ihn blenden) miß-

handelt, und zum Herrn von Böhmen sich eingedrungen. K. Heinrich vertrieb ihn zwar von seinem Besitze, eroberte im Jahre 1005 mit sächsischen und bayerischen Völkern die Hauptstadt Prag, ohne ihn jedoch ganz einschränken zu können, und nachdem er ihm bereits im Jahre 1002 bei der Huldigung zu Merseburg einen Theil der Lausitz abgetreten hatte, ertheilte er ihm im Jahre 1013 noch größere Lehen, ohne ihn beruhigen zu können, bis er endlich im Jahre 1018 zu Bauzen einen Frieden schloß, der, wie ein gleichzeitiger Schriftsteller sich ausdrückt, mehr den damaligen Umständen, als der Ehre des Reiches gemäß war. Dennoch erbitterten und verhärteten diese und ähnliche unzählige andere Vorfälle seine vortreffliche Gemüthsart nicht, und er verabscheute die, bis dahin fast allgemeine Art, Kriege zu führen, indem er zwar in den Ländern, wo sein Feind sich aufhielt, den Feind aufsuchte, aber der Unterthanen und der Länder schonte.

Aber mehr als einmal äußerte er ein Verlangen nach Ruhe, und die heißeste Sehnsucht nach einem unbemerkten Leben in einer stillen Entfernung von den lästigen Händeln der Welt. Mehr als einmal klopfte er an den Pforten der klösterlichen Verborgenheit, mit der demüthigen Bitte, sie auch ihm zu eröffnen;

aber niemals wurde ihm, (wie dieß ja freilich nicht in der Willkühr der Aebte stand) seine Bitte gewährt, und der Abt zu Verdün, zu welchem er auf seiner Rückreise nach der Krönung zu Rom in gleicher Absicht kam, fertigte ihn mit einer artigen Antwort ab: „Ein Mönch, antwortete er dem Kaiser, muß seinem Abte gehorsamen. Dem zu Folge befehle ich euch, Kaiser zu bleiben.“

So wie Heinrich, von den frühesten Jahren an, gebildet worden war, blieb er stets voll des wärmsten Eifers gegen die geheiligte Religion, und voll Ehrfurcht und Ergebenheit gegen die Prälaten und Priester der Kirche. Seine Freude war unermeßlich, als bei seinem Aufenthalte in Rom im Jahre 1000 (wohin er den K. Otto III. auf seinem Zuge wider die Saracenen begleitet hatte) der heidnische Herzog von Ungarn, Waic, nach Rom kam, um sich daselbst taufen zu lassen. Sogleich im folgenden Jahre gab er diesem Prinzen (welcher in der heil. Taufe den Namen Stephan, nebst Beilegung des Titels eines Königs und Apostels der Ungarn, und Uebersendung einer Krone erhielt) was er ihm, als einem Heiden, bis dahin abgeschlagen hatte, seine Schwester Gisela zur Ehe, und unterstützte den heil. Eifer seiner Schwester, welcher die Nation der Ungarn die Befestigung

des Christenthums vorzüglichst zu danken hat, mit der thätigsten Theilnehmung (wie denn auch der K. Stephan die Erwartungen, die man sich von der Aufrichtigkeit seiner christlichen Gesinnungen machte, auf das Vollkommenste erfüllt, und sich das Verdienst, in die Zahl der Heiligen gesetzt zu werden, erworben hat). Heinrichs kindliche Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit kann, unter andern, die folgende Begebenheit beleuchten. Er war ein großer Liebhaber, nackte, mit Honig bestrichene Menschen mit Bären kämpfen zu sehen, ein Schauspiel, das, nebst andern, eine nach damaliger Sitte an Höfen nicht ungewöhnliche Unterhaltung, und mehr geschmacklos und plump, als gefährlich war. Dem heil. Poppo, der einst zufälliger Weise zu einem solchen Schauspiel kam, schien dasselbe eben so unanständig als grausam; er machte dem Kaiser auf der Stelle öffentliche Vorwürfe, und der gute Monarch versprach sogleich, dergleichen Schauspiele nie wieder zu gestatten, und zum Beweise, daß diese freimüthige Erinnerung vielmehr wohlgefällige als unangenehme Eindrücke auf ihn gemacht habe, ernannte er den heil. Poppo zum Abte von Stablo. Diese Beispiele des Kaisers erfüllten die Großen, welche sich um ihn befanden, mit gleichen Gesinnungen; und so, wie sie ihn in ihren Geschenken an die Geist-

lichkeit und an gottseligen Stiftungen nachahmten, eiferten sie nicht minder in die Wette, Männern, die im Rufe der Heiligkeit standen, ihre uneingeschränkte Achtung zu bezeigen. Als einst der heil. Romuald nach Hof kam, wo eben eine große Anzahl deutscher Edelleute zugegen war, grüßten ihn diese mit den tiefsten Zeichen von Ehrfurcht, und zu gleicher Zeit rissen sie ihm von allen Seiten begierigst Haare aus seinem Pelze, um ein Denkmal eines Heiligen mit sich nach Hause zu bringen.

In dieser ganz ungeheuchelten Ehrerbietigkeit ist (wie Verständige die Sache sich erklären) die Meinung jenes Eides der Treue zu suchen, welche der fromme Kaiser dem römischen Stuhle gelobet, sohin in der besten Meinung, zwar den Gehorsam eines treuen Sohnes der Kirche, aber nicht die Abhängigkeit seiner Person, als deutschen Königs, (das nicht einmal in seiner Macht stand) gelobet hat.

Als Heinrich II. verspürte, daß das Ende seines Lebens herannahe, ergriff er die Hand seiner Gemahlinn Kunigunde, (einer Tochter des Grafen Siegfrieds von Luxenburg) und, indem er sich zu deren Anverwandten, und den umstehenden Bischöfen und Aebten wen-

dete, sagte er: „Ich gebe euch diejenige als Jungfrau zurück, die ich von euch als Jungfrau empfangen habe.“ Heinrich strebte nach dem Vollkommensten der christlichen Vollkommenheit, und wurde deßwegen im Jahre 1151 vom Pabst Eugen III. unter die Zahl der Heiligen gesetzt.

Heinrich soll auch nach den Beispielen mancher vorgehenden Monarchen seiner Gemahlinn, da die Verläumdung den Verdacht der Untreue über sie streute, die Zumuthung gemacht haben, ihre Unschuld durch die Feuerprobe darzuthun. Sie bestand die Probe, indem sie mit bloßen Füßen über glühende Pflugscharren ohne Verletzung gieng. Sie begab sich nach dem Tode Heinrichs in das von ihr gestiftete Kloster Kaufungen in Hessen, und starb im Jahre 1033. Da sie mit ihrem Gemahl in der Frömmigkeit gleichen Schritt gieng, wurde auch sie in die Zahl der Heiligen versetzt von Pabst Innocenz III. im Jahre 1201.

Sonst auch wird dem Heinrich II. das allgemeine Lob eines der besten und gutmeinendsten, großmüthigsten und thätigsten Kaiser von Freunden und Feinden beigelegt. Seine Frömmigkeit, und ein ihn stets begleitendes Gefühl der nichtigen und eiteln Händel der Welt, machten ihn gegen das Wohl, und die ihm obliegenden Arbeiten und Unternehmungen für

die Bewohner dieser Welt nichts weniger, als träg und gleichgültig. So hinfällig seine Gesundheit war (er wurde vom Podagra, der Gicht, und hinfallenden Sucht geplagt), so war er dennoch, wie es die damaligen Pflichten eines Kaisers mit sich brachten, unaufhörlich auf weiten und mühseligen Reisen, gefährlichen Feldzügen, und mit Dingen voll der drückendsten Beschwerlichkeiten beschäftiget. Von seinen Zeitgenossen wurde er bald der Fromme, bald der Mönchsvater, der Heilige, auch, weil er mit dem linken Beine hinkte, der Hinkende genannt. Er war der letzte Kaiser aus dem Geschlechte der Sachsen, welches von 919 bis 1024 dem deutschen Throne seine Monarchen gab.

Schriftsteller.

Adelbold in vita Henrici S. bei Jakob Basnage in Henr. Canisii lect. antiq. Antwerpiae 1725. Tom. 1.; item apud Leibniz. Tom. 1.

Landulphus Sen. in Hist. mediolan. bei Muratori.

Codex babenberg. Udalrici bei Eccard.

Arnoldi Episc. halberstadens. Epist. bei Ludwig.

Conrad Samuel Schurzfleisch diss. de Innocentia Cunegundis Wittebergae 1700 etc.

Konrad II.

1024 — 1039.

Inhalt. Konrad wurde im Jahre 1024 zum deutschen Könige gewählt, und nahm das System des sächsischen Kaiserhauses, und das Bestreben desselben nach Alleinherrschaft mit neuer Thätigkeit hervor. Er sammelte die veräußerten Krongüter, demüthigte die Italiener, und ließ zu Rom von Pabst Johann IX. sich krönen 1027. Im Jahre 1032 zog er das weitläufige Königreich Burgund ein, und machte dessen Stände neuerdings zu Deutschen mit Sitz und Stimme. Er brachte die Polen zur Abhängigkeit zurück, und nahm den Ungarn die Landschaft vom Kalenberg bis an den Rabfluß ab, und setzte sonst seine Absichten, durch die fortgesetzten Begünstigungen der Geistlichkeit, sicher und fest. Er behandelte die Herzogthümer nach Willkühr; brachte Schwaben, Bayern und Burgund an sein Haus, und gründete bereits das Höchste, dessen die Krone fähig seyn konnte; dessen Tod, Charakter, Gemahlinn und Kinder.

Konrad, unter den Kaisern dieses Namens der Zweite, stammte väterlicher Seits aus dem edeln Geschlechte der Herzoge des salischen oder rheinischen Franzien, von der Mutter aber vom Kaiser Otto dem Großen ab, dessen Tochter Luitgarde, sein Urgroßvater, Herzog Konrad, genannt der Weise, zur Gemahlinn hatte. Sein Großvater, Otto sowohl, als sein Vater Heinrich, hatten beide die herzogliche Würde begleitet, in deren Besitz aber jetzt seines Vaters Bruderssohn Konrad, genannt der Jüngere, war. Er selbst, Konrad, der Aeltere genannt, besaß zwar nur einige Familien- und einige wenige Lehengüter, aber einen ausgebreiteten Ruhm und die allgemeine Achtung von Deutschland.

Nach dem Hintritte Kaiser Heinrichs II. mit welchem das sächsische Kaisergeschlecht erlosch, befand sich Deutschland beinahe wieder in dem Zustande, in welchem es sich nach der Erlöschung des karolingischen Geschlechtes befunden hatte. Es war weder über die Wahl, noch über die Gewalt eines künftigen Kaisers etwas Gesetzmäßiges festgesetzt; aber eine künftige Wahl war theils durch das uralte Herkommen, und durch die Gewohnheit, ein allgemeines Oberhaupt zu erkennen, geheiligt,

theils durch das fortdauernde Bedürfniß eines allgemeinen Anführers wider die Reichsfeinde, dann eines allgemeinen Schiedrichters und Handhabers der Gesetze und Rechte, allgemein anerkannt. Desto ungewisser und schwerer schien die Wahl selbst zu seyn, da unter den damaligen deutschen Fürsten mehr als einer war, der sich der höchsten Reichswürde nicht nur allerdings würdig gehalten, sondern auch in Hinsicht auf seinen Anhang, eine nahe Hoffnung zu derselben gemacht hat; ein Umstand, der den Sachen um so mehr ein mißliches Ansehen gab, als damals alle freien Deutschen sich berechtiget glaubten, an der Wahl Theil zu nehmen. Wippo, ein gleichzeitiger Schriftsteller, und kaiserlicher Hofkaplan, machte uns die vornehmsten Fürsten, welche zur Wahl kamen, namhaft, als nämlich den Herzog Bernard II. oder Benno von Sachsen, Albert von Kärnthen, Hezel (Heinrich IV.) von Bayern, Ernest von Schwaben, Friedrich von Lothringen (Oberlothringen am Oberrhein) Gozelo von Ripuarien (Niederlothringen am Unterrhein) Cuno (Konrad) in Franken, Ulrich in Böhmen, von welchem damaligen Herzogthume bei dieser deutschen Königswahl das erste Mal eine Stimme gegeben ward. Unter den Bischöfen nennt Wippo den Erzbischof Aribo von Mainz, Pelegrin

von Köln, Poppo von Trier, Günther von Salzburg, Dietrich von Mez, Werner von Straßburg, Marcellin von Würzburg, Eberhard von Bamberg, Hemo von Konstanz, Bruno von Augsburg, Burchard von Regensburg, Albert von Freising; und was (im Vorbeigehen gesagt) einem Hofgeschichtschreiber vollkommen ähnlich ist, so macht Wippo jedem dieser Herren, so wie er jeden die Reihe passiren läßt, eine Verbeugung, um sich ihm merkwürdig zu machen; den Aribo (einen Bayern, aus dem heutigen Oesterreich) nennt er weise und würdig, ein Königsrath zu seyn. Pelegrin ist ihm ein voraussehender, und für seine Stelle gemachter Mann; Poppo, ein frommer, demüthiger Mann; der zu Mez, der Edle, und in der Tugend der Strenge; der zu Straßburg, der Edle, in göttlichen und weltlichen Dingen Sorgfältige u. s. w.

Die Wahl fiel ungleich ruhiger und einhelliger aus, als man beim ersten Anschein hätte hoffen sollen. Nachdem sich die Fürsten mit allen ihren Edlen, Prälaten und Freien, welche sämmtlich bewaffnet ankamen, zwischen Mainz und Worms (einige Stunden von Tribur im Hessendarmstädtischen) dieß= und jenseits des Rheins gelagert hatten, traten erst die Fürsten zu einer Unterredung zusammen, welche bald auf die beiden Konrad von Rhein=

franzien ausfiel. Diese gaben sich das Wort, daß jeder den andern, wenn er die mehrern Stimmen erhalten sollte, als König erkennen wollte, und nun wurde der Erzbischof von Mainz aufgefordert, die Wahl zu bestimmen. Aribo nannte Konrad den Aeltern, und sogleich wurde von den Bischöfen und Fürsten, und von allen Schaaren der Völker, Konrad der Aeltere, nachgerufen. Die verwittibte, ebenfalls gegenwärtige Kaiserinn, Kunigunde, lieferte ihm sogleich die Reichskleinodien aus, und der Erzbischof Aribo setzte ihm zu Mainz die Krone auf, den 8. September 1024.

Diese Wahl hätte indessen den neuen König bald ein Opfer, das ihm theurer, als selbst die Krone seyn mochte, gekostet. Konrad hatte die Gisela (Elisabeth), Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, und der burgundischen Prinzessinn Gerberg, zur Gemahlinn. Diese Prinzessinn verband mit den seltensten körperlichen Reizen einen außerordentlichen Verstand, und Konrad hatte sie, ungeachtet sie schon zweimal, als mit Herzog Ernest von Schwaben, dann mit Bruno, Markgrafen von Sachsen, verheirathet, und Mutter einiger Kinder war, mit Gewalt entführt. Seine Neigung für sie hatte seit ihrer Vermählung so wenig abgenommen, daß sie ihm vielmehr täglich werther geworden, auch

überall seine Gefährtinn und Rathgeberinn geblieben ist. Aber Konrad war seiner Gemahlinn im fünften Grade anverwandt, und diese Anverwandtschaft zogen jetzt einige Bischöfe, denen die Wahl nicht nach ihren Wünschen ausgefallen seyn mochte, hervor, und behaupteten, daß Konrad, nach den Kirchengesetzen, von seiner Gemahlinn geschieden werden müßte. Dispensationen waren damals eine unerhörte Sache, und sohin hätte eine solche Zumuthung ernsthaft genug werden können, wenn sie einstimmig von allen Bischöfen gemacht worden wäre. Schon gaben ihm einige die Wahl, die Krone, oder Gisela zu verlassen, und Konrad, der wohl gefühlt haben mochte, daß in diesen Umständen ein gebieterischer Trotz am wenigsten das Mittel seyn könne, ihn aus der Verlegenheit zu reissen, war, oder stellte sich wenigstens innigst gerührt und bekümmert zu seyn, als andere Bischöfe, und zumal die meisten Fürsten, von der Verlegenheit ihres Königs gerührt, darauf bestanden, daß Gisela seine Gemahlinn verbleiben, und ohne Aufschub gekrönt werden sollte. Sie selbst hatte sich mit eben so beherzter, als bescheidener Standhaftigkeit an die Fürsten gewendet, und nach einem langen Wortwechsel siegte endlich, wie Wippo sich ausdrückt, die männliche Tugend dieser verehrungswürdigen Frau. Sie wurde

darauf zu Köln vom Erzbischofe Piligrin gekrönt.

Konrad erweckte sogleich in den ersten Tagen seiner Regierung so vieles Aufsehen, daß man ihn mit Karl dem Großen, dessen glänzende Thaten man noch immer als den höchsten Maßstab jeder königlichen Größe zu rühmen pflegte, verglich, ohne sich vielleicht zu erinnern, daß jener Karl nicht wegen seiner Gründung und Befestigung einer monarchischen Alleinherrschaft, sondern wegen des nützlichen und weisen Gebrauches, welchen er von dieser Herrschaft machte, den Ruhm, der Große unter tausend andern Fürsten genannt zu werden, verdient hat. Was indessen Konrad in der Absicht, dem Ansehen der deutschen Krone den ehemaligen Glanz zu geben, that, hat er im Vergleiche mit den Kaisern, welche auf Kaiser Otto I. folgten, in der That mit einer Kraft und Thätigkeit, welche außerordentlich und neu war, gethan; und in solcher Hinsicht verdient auch seine Bestrebung voll großer Anlagen, wenn sie gleich auf nichts Geringeres, als auf die Unterjochung sämmtlicher deutschen Fürsten und Edeln abzielte, ungefähr eben die Achtung, welche ein geschickter Künstler verdient, der bei dem Entwurfe und der Darstellung seines Werkes eine seltene Gabe, große Schwierigkeiten zu überwinden, bewiesen, aber

in Rücksicht des stillen und geistigen Zweckes und Werthes der Künste eben keine große Weisheit gezeigt hat.

Konrad suchte unverzüglich nach seiner Thronbesteigung zu gleicher Zeit verschiedene Ansprüche und Rechte der Krone, welche, nach seiner Meinung, während der letzten Regierungen vergeben, vernachlässiget, oder nicht hinlänglich befestiget worden, und wovon jetzt die Folgen zum Ausbruche gekommen waren, mit dem äußersten Nachdrucke hervor. Im Monate Mai 1025 durchreiste er Bayern und Kärnthen, wo ihm in jenem die zahlreiche Veräußerung derjenigen Güter, welche, als ehemalige Kammergüter der Herzoge, zur kaiserlichen Kammer gezogen worden waren, sehr auffiel, so, daß er zwei Jahre nachher auf einem Landtage zu Regensburg eine allgemeine Untersuchung vornahm, und sogar Kirchen und Bischöfe zum Beweise des rechtmäßigen Besitzes ihrer Güter, oder zur Herausgabe derselben anhielt. Ungleich schwerere Angelegenheiten hatten ihn indessen nach Italien gerufen. Die Italiener, welchen der Gedanke, den Deutschen unterthänig seyn zu sollen, noch immer unerträglich war, glaubten, oder gaben nachher wenigstens vor, geglaubt zu haben, daß sie nur von den Kaisern aus dem Hause Sachsen abhängig, und nach der Erlö-

schung dieses Hauses frei geworden wären. Eine mächtige Parthei, an deren Spitze sich der mächtige Markgraf Manfred von Susa befand, bot die longobardische Krone erst dem Könige Robert von Frankreich, und dann dem Herzoge Wilhelm von Aquitanien an, von welchen der erste es rund abgeschlagen, der andere wohl einige Lust, aber wenig Ernst bezeigt hatte; und die Einwohner von Pavia rissen sogar den königlichen Pallast, welchen Kaiser Otto III. prächtig geziert hatte, nieder; allein eine andere Parthei, welche den Folgen solcher Schritte reifer nachgedacht haben mochte, blieb mit fester Standhaftigkeit dem neuen Könige ergeben, und selbst der Erzbischof Heribert von Mailand war einer der Ersten, der den Konrad ersuchte, nach Italien zu kommen, und den Römerzug vorzunehmen. Konrad ließ auch sogleich (was seine Vorfahrer in gleichen Fällen gethan hatten) seinen Sohn, Heinrich, einen zehnjährigen Prinzen zum Nachfolger wählen, und trat im Frühjahre 1026 seinen Zug nach Italien an. Er züchtigte die Einwohner von Pavia, denen er den Grundsatz einschärfte, daß das Reich von Italien nicht bloß den Personen der deutschen Könige, welche abgiengen, sondern dem deutschen Reiche, das niemals sterbe, angehörig sey, auf das Nachdrücklichste, ließ zu Mailand sich krö-

nen, eilte nach Rom, wo er vom Pabste Johann XIX., dem Nachfolger des Pabstes Benedikt VIII. den 26. März 1027, nebst seiner Gemahlinn Gisela, gekrönt worden ist, rückte dann nach Apulien, brachte Capua, Benevent, und andere Städte zum Gehorsam zurück, und erweiterte bei dieser Gelegenheit den Normännern, welchen Kaiser Heinrich II. zwischen Capua und Neapel einen Strich Landes eingeräumt hatte, ihre Grenzen, in der Hoffnung, diese edeln Krieger als Stützen der kaiserlichen Hoheit seiner Zeit gebrauchen zu können; allein die Vortheile seiner glücklichen Fortschritte in Italien waren, wie bei seinen Vorfahrern, sehr gering, und in manchen Rücksichten äußerst betrübt. Neue Unruhen nöthigten ihn im Jahre 1036 zu einer neuen Rüstung. Er mußte jetzt den Erzbischof Heribert von Mailand, der sich verschiedene Vergehungen zu Schulden kommen ließ, entsetzen, verschiedene andere Bischöfe ins Elend schicken, und andere Züchtigungen vornehmen, und zu Rom mußte er den Pabst Benedikt IX., welchen die Römer vertrieben hatten, wieder einsetzen. Zuletzt riß bei seinem Heere die bei solchen Zügen fast gewöhnliche Seuche ein, welche einen großen Theil desselben, und unter andern Personen vornehmen Ranges, seinen jüngern Stiefsohn, Herzog Hermann IV. von Schwaben, weggerafft hat.

Bei der Krönung zu Rom 1027 waren zwei vornehme Gäste, der König Rudolph III. von Burgund, und der berühmte Canut, König von Dänemark, Norwegen und England, gegenwärtig. Jener, der sich ohne einen männlichen Erben befand, hatte dem Kaiser Heinrich II. (als dessen Mutter Gisela die ältere Schwester Rudolphs war) die Nachfolge im Königreiche versichert, und schien nun ebenfalls, wie die Italiener, zu glauben, daß die damaligen Verträge mit dem Abgange jenes Kaisers erloschen wären. Konrad nahm bei der ersten Nachricht einer solchen Gesinnung vorerst die Stadt Basel in Besitz (1025), und seine Gemahlinn Gisela, als deren Mutter Gerberg ebenfalls Rudolphs Schwester gewesen, bemühte sich, die Sache zu vermitteln, und das Mißverständniß in gütliche Unterhandlungen einzuleiten. Die Verträge wurden erneuert, und im Jahre 1032, wo Rudolphs Tod erfolgt war, nahm Konrad das weitläufige Königreich Burgund (mit welchem aber das nicht dahin gehörige Herzogthum Burgund, auch Elsaß nicht vermengt werden muß) in Besitz. Den kleinen Mitbewerbern dieser Erbschaft dienten ihre Bewegungen zu nichts, als sich ihre Ruhe zu benehmen, und eine unnöthige Demüthigung zuzuziehen. Der erste war des Konrads ältester Stiefsohn, Her-

zog Ernest von Schwaben (Bruder des eben genannten Hermanns IV.), der ebenfalls wegen seiner nahen Anverwandtschaft mit Rudolph Ansprüche auf dessen Verlassenschaft gemacht, und in solcher Absicht sogleich im J. 1025 mit Konrad dem jüngern, Herzog von Rheinfranken, mit Herzog Friedrich von Oberlothringen, dann dem bayerischen Grafen Welf II., Herrn am Lechrain, ein Bündniß, das aber nicht Stand hielt, errichtet hatte. Konrad schickte den Ernest erst nach Giebichenstein (bei Halle im Magdeburgischen) in Verhaft, und entsetzte nachher im Jahre 1030 diesen unruhigen und mißleiteten Prinzen, nachdem er ihm vergeblich wieder die Versöhnung angeboten hatte, des Herzogthumes Schwaben, worauf derselbe, nebst dem Grafen von Kiburg, von dessen Schlosse Falkenstein aus er vielen Unfug trieb, in einem Gefechte mit dem Grafen Mangold das Leben verlor. Der zweite Mitwerber, Graf Otto II. von Champagne, ebenfalls ein Schwestersohn Rudolphs, der sich hauptsächlich erst nach dem Hintritte dieses Königs 1032 hervorthat, und nicht nur auf Burgund, sondern sogar auf Italien Absichten verrieth, hatte das nämliche Schicksal, und kam, wiewohl erst im Jahre 1037 in einem Treffen mit dem niederlothringischen Herzoge Gozelo, dann dessen Sohne Gottfried

und andern um das Leben. Durch die Vereinigung des Königreiches Burgund mit Deutschland wurde die ehemalige Grenze des deutschen Reiches bis an die Flüsse Rhone und Saone, so wie dieselbe im Hauptvertrage zu Verdun im Jahre 843 bestimmt worden war, wieder hergestellt, und das deutsche Gebiet erstreckte sich jetzt südlich bis an das mittelländische Meer, und nördlich bis an die Nord = und Ostsee. Auch wurden die ursprünglich deutschen Völker des Königreiches Burgund unmittelbar wieder mit Deutschland verbrüdert, und dessen Bischöfe, Herzoge, Grafen und andere Freie wurden unmittelbare deutsche Reichsstände mit Sitz und Stimme, das die Fürsten und Stände des lombardischen Königreiches, als welches immer nur als ein unterwürfiges Land behandelt wurde, nie geworden sind.

Mit dem Könige Canut, der sich eben zur Zeit der erwähnten Krönung aus Andacht zu Rom befand, errichtete Konrad eine enge Freundschaft, deren Folge war, daß, indem der Kaiser für seinen Sohn Heinrich die Prinzessinn jenes Königs, Gunilde (Kunihilde, Kunigund), zur Gemahlinn sich ausbat, der König sich entgegen die Stadt Schleswig, und was zur Markgrafschaft dieses Namens gehörig, und jenseits des Eyderflusses gelegen war, austrug und erhielt, wodurch dieser Fluß

neuerdings, was er zu Karls des Großen Zeiten gewesen war, die nördliche Grenze von Deutschland geworden ist.

Während daß Konrad theils in Italien abwesend, theils mit Unruhen und Fehden deutscher Länder beschäftiget war, benutzten, wie gewöhnlich, die an Deutschland grenzenden Völker die Gelegenheit, von ihrer Verbindung mit Deutschland sich loszumachen. In Polen nahm der Herzog Boleslaus den königlichen Titel an, und einer seiner Söhne, Miezislaus II. oder Miseco setzte nicht nur diese Anmassung fort, sondern fiel sogar, da einige wider ihn abgeschickte Völker nicht gleich alles zu Stande brachten, in die Lausiz ein, verwüstete über hundert, zwischen der Elbe und Saale gelegene, Dorfschaften, und führte über neuntausend Einwohner hinweg. Er verjagte seinen Bruder Otto, als welchen er in Verdacht hatte, daß er gut deutsch gesinnt sey, und schaltete um so mehr nach freier Willkühr, als Konrad zu sehr mit andern Vorfällen beschäftiget war, um ihm mit Ernst zu Leib gehen zu können. Dieß geschah endlich im Jahre 1031. Miseco verlor jetzt nicht nur die Lausiz wieder, sondern mußte auch die in Sachsen gemachte Beute ersetzen, und wurde von seinem Bruder Otto, der indessen aus Rußland, wohin er sich geflüchtet hatte, zurückkam, so-

gar aus Polen verjagt. Nachdem aber dieser Otto gleich in den ersten Tagen von einem Meuchelmörder aus dem Wege geräumt wurde, kam er zurück, und warf sich zu Merseburg dem Konrad zu Füßen, dessen nähere Kenntniß, Großmuth und deutsche Redlichkeit ihn mehr, als alle Kriegsmacht bestürzt gemacht hat. Er hatte nämlich, da ihn Otto vertrieb, seine Zuflucht zum Herzog Ulrich von Böhmen genommen, welcher eben damals in der Ungnade des Kaisers war. Dieser bildete sich ein, daß er alles, was er sich hatte zu Schulden kommen lassen (er hatte nämlich seine Truppen bei einem kaiserlichen Feldzuge wider die Ungarn mitten in der Noth zurückberufen), wieder gut machen würde, wenn er dem Kaiser einen Prinzen auslieferte, der ihm bereits so Vieles zu schaffen gegeben, und vielleicht noch größere Unruhen in der Zukunft verursachen könnte; Konrad aber wies dieses Anbot, als höchst niederträchtig, von sich, und nahm jetzt zu Merseburg diesen Prinzen, den die Größe dieser Handlung innigst gerührt hatte, mit einer so guten und huldvollen Art auf, welche ihm die Treue desselben auf immer gesichert hat, im Jahre 1032.

Eine andere Zwistigkeit, welche zwischen den Ungarn und Bayern entstand, wurde dießmal nicht weniger glücklich beigelegt. König

Stephan von Ungarn hatte die Gisela, Schwester Kaiser Heinrichs II., zur Gemahlinn, und forderte, da der bayerische Herzog Heinrich IV., der Luxenburger, im Jahre 1026 unbeerbt starb, durch eine, auf den Landtag nach Regensburg abgeschickte Gesandtschaft, aus dem Grunde eines Erbrechts, für seinen Prinzen Emmerich das erledigte Herzogthum, das ihm aber nichts weniger, als zu Theil geworden ist. Auch haben (wie man ferner vermuthet) die östlichen Bayern einige Grenzstreitigkeiten erreget *), welche einen Einfall der Ungarn in Ostbayern nach sich zogen. Konrad rückte noch im J. 1029 über den Kalenberg hinab bis an den Rabfluß, dessen Ueberschwemmungen aber, so wie die Untreue des Herzogs von Böhmen, ihn nöthigte, den Rückzug zu nehmen; aber sogleich im folgenden Jahre kam eine Gesandtschaft des Königs Stephan nach Regensburg mit Friedensvorschlägen, welche der junge Heinrich, Konrads Sohn, in der Abwesenheit seines Vaters, angenommen, und dieser bestätiget hat.

Mit einigen slavischen Völkern, welche unter der Anführung Gottschalks, eines jungen und feurigen Prinzen, einige sächsische Gegen-

---

*) Wippo.

den an der Elbe sehr mißhandelt hatten, verfuhr er, wozu die Noth ihn zwang, härter. Er glaubte, diese Völker von fernern Einfällen nur durch empfindliche Züchtigungen abschrecken zu können, und ließ sie seine Uebermacht fühlen. Sie leisteten auch die Huldigung wieder, und entrichteten die herkömmlichen Zinse.

Konrad zeigte in allen diesen und andern Unternehmungen eine besondere Kenntniß der Sachen und Menschen, eine kluge Mäßigung, und vor allem eine weise, tiefliegende Absicht. Er verabscheute das Morden und Blutvergiessen, und schritt ungern, und nur, wenn die äußerste Noth und die Erhaltung der allgemeinen Ruhe ihn zwang, zu härtern Strafen, bei welchen er noch immer mehr den Gesetzen Genugthuung zu geben, als bloß Rache zu nehmen schien. Als bei seiner Krönung der Erzbischof von Mainz ihn bat, daß er um der Liebe Gottes willen, als welche ihn von nun an zu einem andern Mann machte, denen, welche ihn beleidigt hätte, verzeihen möchte, brach er in einen Strom von Thränen aus, und gelobte denselben seine aufrichtigste Versöhnung und Freundschaft. Bei seinem Grundsatze, den er zum Ziele aller seiner Handlungen nahm, die Macht des Kaisers ganz alleinherrschend zu machen, schien ihm der all=

gemein herrschende Hang aller Großen und Kleinen nach eigener Herrschaft und Selbstständigkeit unüberwindliche Hindernisse zu legen, welchen er aber, wie ein erfahrner und kluger Steuermann, theils auszuweichen, theils sie zu seiner Absicht trefflich zu lenken wußte. So beschwerlich damals das Reisen, indem es nur zu Pferd geschehen konnte, war, so durchreiste er gleichwohl die deutschen Länder unaufhörlich, um nahende Unruhen, ehe sie reif werden konnten, zu unterdrücken, und überall einen unmittelbaren Einfluß zu behalten. Er bemühte sich, den streitenden Partheien, statt der Fehden, mehr Neigung zu den Gesetzen beizubringen; und da die Reichs- und Landfrieden nicht allemal hinlänglich seyn wollten, den Unfug einzuschränken, begünstigte er ein anderes Mittel, das von der Geistlichkeit erfunden, oder vielmehr wieder hergestellt und unter ihm sehr üblich geworden ist. Es war nämlich bei den Deutschen, da sie noch Heiden waren, Sitte, sich in dringenden Fällen unter den Schutz eines Abgottes, wo sie niemand verletzen durfte, zu begeben, und zu Karls des Großen Zeiten begab man sich in gleicher Absicht unter den Schutz eines Heiligen, wie denn eben dieser Monarch den apostolischen Schutz den Kaufleuten zur Sicherheit ihrer Reisen und ihres Gewerbes gar wil-

lig verschafft hat. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts geriethen einige französische Bischöfe auf den Einfall, einen allgemeinen Gottesfrieden (Treuge), vermöge welchem, außer einem gesetzmäßigen Reichs- oder Landaufbot, bei Strafe der Excommunication, Jedermann vom ersten Sonntage im Advent bis zum Feste der Erscheinung (welches darum noch jetzt eine beschlossene Zeit heißt), und vom Sonntage Septuagesima bis an den Sonntag nach Pfingsten, auch an andern hohen Festen und Tagen seine Waffen ganz ablegen, niemand befehden, auch sonst alle Kirchen und Kirchhöfe eine Freistatt seyn sollen, feierlich einzuführen, und einer dieser Bischöfe gab sogar vor, was damals wohl angieng, er hätte Briefe vom Himmel bekommen, worin ihm gemeldet wurde, daß auf Erden Friede seyn soll. Dieser Gottesfriede wurde in Deutschland bald einzeln nachgeahmt, und da mehrere Provinzen dessen gute Wirkung erkannten, bald allgemein, z. B. 1051 im Elsaß, 1083 in Sachsen, mit großem Nachdruck, dann mit Bestätigung von Bischöfen und Päbsten, deren Einfluß auch dadurch ein neues Gewicht erhielt, eingeführt. Das Hofsystem der vorhergehenden Kaiser, Bischöfe und Aebte reich und mächtig zu machen, als wodurch der Reichthum, und die Macht der weltlichen Gro-

ßen abgeleitet, und geschwächt werden sollte, setzte Konrad um so mehr fort, als ihm die weltlichen Fürsten und Edeln, denen er in Rücksicht auf Frieden und Treue den Besitz ihrer wenigstens geringern Kriegslehen zu bestätigen nicht umhin konnte *), ohnehin zu seiner Absicht wenig förderlich, die Bischöfe entgegen mit einer doppelten geistlichen und weltlichen Macht versehen, und in vieler Rücksicht seine wahren unmittelbaren Kronbedienten waren. Er verlieh diesen häufigst das Markrecht, wie dann eben dadurch die deutsche Geistlichkeit das Meiste zur Aufnahme des innern deutschen Handels beigetragen hat, und versprach denselben sogar das große Eigen, oder das freie Eigenthum von allem, was sich über und unter dem Erdboden ihrer Besitzungen befand, welches die weltlichen Fürsten und Dynasten von jeher zu behaupten sich bestrebt hatten **). Auch das Fehderecht hatte Folgen, wodurch die geistlichen Fürsten neuerdings wichtig geworden sind; denn so wie durch die Ueberhandnehmung desselben der Schutz der Ge-

---

*) Wippo.

**) Pfeffinger vitr. ill. T. 3, it. Bern. Cl. Mettingh. Stat. Mil. Germ.

setze und das Ansehen der Kaiser kaum jemanden mehr auf dem Wege der rechtlichen Entscheidung helfen, und dabei Gütern und Personen Sicherheit verschaffen konnte, so konnte natürlicher Weise die einzelne personelle Unabhängigkeit, welche Große und Kleine außer den Gesetzen auf eine thörichte Weise zu erzielen hofften, gerade immer weniger statt finden, und wer, wenn die Gesetze gehört worden wären, von Einem Richter abhängig, und Einem Herrn unterthänig gewesen wäre, bekam jetzt so viele Herren, und wurde von so vielen abhängig, als viele mächtiger, als er, gewesen waren. Wessen Macht daher nicht entscheidend groß war, der fand kein anderes Mittel sich zu retten, als daß er sich einem Hauptherrn, der ihn schützen konnte, mit seinem Hab und Gut gegen gewisse Bedingnisse unterwarf, und dieß geschah so häufig bei den Bischöfen (von welchen man entgegen kein einziges Beispiel, daß einer ein Vasall eines Weltlichen geworden wäre, weiß), daß diese hinwieder von ihren Gütern an große Herren abgeben, und Herzoge und Kaiser zu ihren Lehenträgern annehmen konnten.

Eine andere Folge, welche aus diesen Begebenheiten in Rücksicht des Kriegswesens floß, war nicht weniger wichtig. Unter den Karolingern war ganz Deutschland Reichs = oder

Kaiserboden, und jeder Wehr oder freie Mann mußte nach dem Verhältnisse seines Eigenthumes in Waffen erscheinen; aber jetzt, da so viele Einzelne sich und ihre Güter einem Hauptherren übergaben, konnte auch der Kaiser nicht mehr an die Einzelnen, sondern allein an die Hauptherren sich halten, welche so, wie die, so sich diesen unterworfen hatten, auf die Fälle des Krieges Verschiedenes sich ausbedungen, und zumal in Rücksicht der italienischen Züge solche Forderungen gemacht haben, welche die kaiserliche Schatzkammer und die Krongüter äußerst angreifen mußten. Man hat vom Kaiser Konrad II., welchem man eine allgemeine, die italienischen Züge betreffende Verordnung zuschreibt *), eine Menge solcher Verträge, woraus man die lästige, und in der Folge erschöpfende Bürde derselben nur zu deutlich ersehen kann. In einem Vertrag, welchen im J. 1026 die bayerischen Vasallen bei Weissenburg auf dem Nordgau mit K. Konrad errichtet haben **), wurde festgesetzt, daß bei einem italienischen Zuge ein jeder von dem Kai-

---

*) Schilter Cod Jur. Feud. Alemann. ad cap. VIII. §. XI. it. Schurzfleisch.

*) Falkenst. Cod. dipl. p. 22.

ser bekommen soll „zehn Pfund an Geld, fünf Pferdbeschläge, zwei Geißhäute, und einen Maulesel mit zwei Mantelsäcken, die mit Nothwendigkeiten angefüllt sind, und zwei Knechte, deren einer das Thier führen, der andere treiben, jeder derselben aber ein Pfund Geld, und ein Pferd bekommen soll. Ihrem Herrn soll, sobald er die Alpen bestiegen, die Kost vom Hofe gereicht werden u. s. w. Für ihre Töchter verlangten sie, daß man sie als Aufwärterinnen zum Hofdienste nie anhalten möchte, es wäre denn, daß der Zug nach Italien gienge. Alsdann sollen sie am Dienstag, damit bis auf den Donnerstag die Kleider ausgebessert werden, nach Weissenburg sich begeben. Jede soll alsdann täglich 1 Maß Meth, 1½ Maß Wein, 5 Maß Bier, eine Semel, ein Eierbrod, 12 Röcklein, und 1 Metzen Futter bekommen." — Aehnliche Verträge mußten sich auch andere Lehensherren gefallen lassen.

Aber so wie Konrad seine Maßregeln dagegen zu nehmen anfieng, hatte er sich die hinlänglichste Gelegenheit eröffnet, sich zu entschädigen. Er fieng an, die wichtigsten Herzogthümer an seine Familie zu ziehen, und dieselben, nach dem Beispiele der französischen Könige, der Krone einzuverleiben. Im Jahre 1027 verlieh er seinem Sohne und Nachfol-

ger Heinrich III., das Herzogthum Bayern; im Jahre 1038 übergab er ihm das, durch den Hintritt Herzogs Hermann erledigte Schwaben, und im nämlichen Jahre ließ er ihn zum Könige von Burgund krönen, und dabei gab er den Ständen um so weniger Anlaß zu klagen, als er, so viel es wenigstens möglich war, allen Schein von Härte und Gewaltthätigkeit vermied, und wenn er nur seinen Zweck erreichte, die kleinen Umwege sich nicht verdrießen ließ, wodurch er sie ohne Aufsehen und Unruhe erreichen konnte. In Bayern ließ er sogar (wie dieß in den ältesten Zeiten bei Abgang eines Regentengeschlechtes ein gesetzmäßiges Herkommen war) die Stände zusammen kommen, und wählen, wobei er natürlicher Weise wußte, wen sie wählen würden. So wußte er auch, durch raschen Ernst und Klugheit, sein Ansehen über die Reichsstände dergestalt zu befestigen, daß eine unumschränkte Gewalt der Krone die nothwendige Folge davon seyn mußte. Auch war es, da ihn zu Utrecht eine Schwäche des Körpers, die ihn etwas Ungewöhnliches ahnen ließ, überfiel, seine erste Sorge, seinem Sohne, im Beiseyn seiner Mutter, alle seine Absichten, deren Ausführung er ihm nun hinterlassen würde, zu eröffnen, und die Grundsätze, an die er sich halten sollte, zu wiederholen. Er

hinterließ ihm auch sein ganzes System, vermöge welchem Deutschland ein Eigenthum der kaiserlichen Krone werden sollte, mit der unumschränkten Treuherzigkeit, die ihm eigen war; aber seinen behutsamen und staatsklugen Geist zur Ausführung nahm er mit sich, indem er nach einer kurzen Unpäßlichkeit, die kaum zwei Tage anhielt, starb den 4. Juli 1039.

Ueber den besondern Charakter dieses Kaisers und dessen Privatleben ist in den gleichzeitigen Schriftstellern nichts weiter zu lesen, als was ohnehin aus dessen Handlungen abzunehmen ist. Wippo sagt von ihm, er sey äußerst demüthig und behutsam, und der freigebigste König seiner Zeit gewesen. An große Anstalten zur Bildung des menschlichen Verstandes und zur Ausbreitung der Künste und Wissenschaften, durch welche sich Karl der Große verewigt hat, hatte Konrad vermuthlich wenig gedacht. Es fehlte ihm dazu an Einsicht und Geschmack; er konnte kaum lesen und schreiben, und Wippo, der diesen Umstand berührt, rühmt an ihm als einen besonders ruhmwürdigen Zug, daß er dessen ungeachtet die Geistlichen (als die Bewahrer der Gelehrsamkeit) sehr liebreich und großmüthig unterstützt, und sonst an ihnen mit großer Klugheit, und in der Stille auf die anständige Zuchtordnung derselben gedrungen habe.

Er wurde zu Speier begraben, als wohin er die Begräbnisse der Kaiser verlegt wissen wollte. Hier liegt auch seine Gemahlinn Gisela, welche 1043 starb. Sie hatte dem Kaiser nebst dem Heinrich noch eine Tochter, Mathilde, geboren, welche wegen ihrer Schönheit berühmt gewesen, an König Heinrich von Frankreich verlobt, und 1034 zu Worms gestorben, auch daselbst begraben worden ist; von zwei andern Töchtern, Beatrix und Judit, von denen die erstere an Bonifacius, Herzog von Tuscien, die andere an Azo IV., Markgrafen von Est, verheirathet worden seyn soll, sind die Nachrichten nicht ganz einstimmig.

Schriftsteller.

Wippo, ein Priester aus Burgund, und Hofkaplan K. Konrads II. und Heinrichs III.; er schrieb das Leben des erstern, und dedicirte es dem letztern; bei Joh. Pistorius, Tom. III. f. 457. — Mariani Scoti (geb. 1028 Benediktiner zu Fulda, und seit 1069 zu

Mainz. † 1088.) Chron. o. c. ad an. 1083; bei Pistorius, Tom. I. — Lambert von Aschaffenburg. — Sigberti Gemblacensis (Benediktinermönchs zu Gemblours im Brabantischen) Annales ab anno 379 — 1112; bei Pistorius. — Chron. Laurisheimense ab ao. 764 — 1179; bei Freher, Tom. I. — Ekkchardus Junior; apud Goldast. — Herman. Contract. — Adamus Brem. — Arnulphi mediolanensis Chron. ab ao. 926 — 1085. — Ottonis Frising. Episc. Chron. ab o. c. ad an. 1152. lib. VIII. in Collect. Petri Pithoei; it. in Collect. Christ. Urstisii, tom. uno; item in Collect. Goldasti. — Hepidani Coenobitae S. Galli Annal. ab anno 709 — 1062; bei Goldast, T. I. — Glabri Rudolphii Cluniacens. Monachi Franc. Hist. ab anno 1000 — 1044. lib. V. apud du Chesne, T. IV. — Anonymi Monach. Cassinens. rerum in regno Neapolitano. gest. Chron. Brev. ab ao. 1000 — 1112; bei Muratori, Tom. V. Jo. Dav. Koeleri Diss. de fam. august. franc. Altorf. 1722. rec. ib. 1733. — Joh. Jac. Mascov. Coment. de reb. R. I. Germ. a Conrado, usque ad obitum Henrici III. Lipsiae 1741. Edit. II. 1757; — ejusdem de Nexu regni Burgundici cum Imp. Rom. German. Lips.

1720. — Nico. Hier. Gundling: Ob das Herzogthum Burgund zum Königreiche Arles, oder zum deutschen Reiche gehört? In Gundlingian. II. Band, VIII. Stück. — Gl. Dan. Aland. Diss. de Imperii Romano-Germanici regnante stirpe salica, habitu et praesertim erga Polon. Lips. 1752. — Franc. Guillimanni libellus de vera Origine et Stemmate Conradi II. Friburg. 1609. it. in II. C. de Senkenberg Select. Jur. et Hist. T. III. — Sim. Frld. Hahn. Orat. de Genuino et Salico Conradi II. Imp. Aug. Ortu. Helmstad. 1717. — Ejusdem Diss. de regia et caes. Chuonradi II. Elect. et Coronat. ib. 1719. — Tmemata quaedam select. de Conrado II. etc. a Joan. Christ. Nev. Tubingae 1709. — Conr. Sam. Schurzfleischii Diss. de Conr. Imp. Aug. ejusque diplomate, quod de Expeditione Romana inscribitur etc. Vitembergae 1702.

Heinrich III.

1039 — 1056.

Inhalt. Heinrich wurde von Bischöfen trefflich für den Zweck, den er ausführen sollte, erzogen, und trat sogleich als Monarch der Deutschen und anderer Länder auf, die seinem Scepter gehorchten. Er bemächtigte sich der Ungarn, und erhielt dieses Königreich als ein deutsches Lehen 1044; besetzte viermal nacheinander den päbstlichen Stuhl, und befestigte das Versprechen, daß derselbe ohne kaiserliche Genehmigung nie besetzt werden sollte; er vergab die deutschen Länder nach Willkühr, und nahm sie als bloße von seiner Gnade abhängige Hof- und Krondienste wieder zurück, und indem er die Bischöfe zu seinen Feldmarschallen, Länderverwesern ꝛc. ernannte, schien es, als wollte er die Laienfürsten vollends entbehrlich machen. Im Jahre 1056 forderte er den König Heinrich von Frankreich zum Zweikampfe auf, und bestieg jetzt die höchste Stufe der Alleinherrschaft, als er in der Blüthe seines Lebens starb 1056.

Heinrich, dieses Namens der Dritte, wurde den 28. Oktober 1017 geboren, im Jahre 1025 in Lüttich zum deutschen König ernannt, und im Jahre 1028 in Aachen gekrönt. Er befand sich von seinen ersten Jahren an in den Händen und unter der Aufsicht der Bischöfe Bruno von Augsburg, und Egilbert von Freising, von welchem letztern er nach dem 1028 erfolgten Hintritte des Bruno übernommen, und auf dem Schlosse (jetzt Kloster) Ander erzogen wurde, und behielt die Grundsätze und Eindrücke, welche ihm durch diese Herren beigebracht worden waren, unauslöschlich in seinem Herzen, indem er nicht nur bei allen Vorfällen, wozu Wissenschaft, Einsicht und Verstand gehörte, die Bischöfe und Aebte für die fast einzig brauchbaren Männer ansah (wie sie dann auch in der That beinahe im ausschließenden Besitze aller gelehrten Kenntnisse waren), sondern auch mehr, als alle seine Vorfahrer, dieselben für die Stützen und Hilfsmänner hielt, welche ihm das Regierungssystem seines Vaters vollends würden zu Stande bringen helfen. Da vermöge dieses Systemes die Großen des Reiches bloße zeitige Hof- und Kronbeamte seyn sollten, so waren ja freilich die Bischöfe den weltlichen Fürsten weit

vorzuziehen, indem diese letztern gewöhnlich zahlreiche Familien, und dabei laut genug ihre Absichten gezeigt hatten, die Würden und Lehen des Reiches bei ihren Kindern und Familien als ein Erbrecht zu befestigen. Sonst verrieth jetzt Heinrich, da er im zweiundzwanzigsten Jahre seines Alters als Monarch der Deutschen zum Vorschein kam, eine treffliche Erziehung und Bildung; er war in einem Grade, wobei er sich alle Herzen gewann, gütig und herablassend, klug und bescheiden, und so streng und wahrhaft, daß man ihn die Linie der Gerechtigkeit nannte, und dergestalt an männliche, würdige und ernsthafte Dinge gewöhnt, daß er durchaus keine Spaßmacher und Zeitvertreiber, welche sich nach damaliger Sitte an den Höfen wichtig zu machen suchten, um sich leiden konnte, und sogar bei seiner im Jahre 1043 mit Agnes, einer Prinzessinn von Poitou, zu Ingelheim gehaltenen (zweiten) Hochzeit die Musikos, Tänzer und Schauspieler, die sich in ganzen Schaaren daselbst einfanden, als leichtfertige und nur zerstreuende Gäste und Gesellen mit Verachtung von sich wies.

Er betrachtete sich vom ersten Tage seiner Regierung an als den einzigen Mittelpunkt, nach dem alle Herrschaft von Deutschland sich neigen, nach dessen Wink jede Kraft sich be-

wegen sollte, und erschien auch allenthalben mit einem entscheidenden Nachdruck und Ernst, der diesem Gefühle von Hoheit entsprach.

Gleich anfangs züchtigte er den Herzog von Böhmen, Bretislau, der eine Streiferei nach Polen, welches unter dem Schutze und Zinse von Deutschland stand, vorgenommen, sich auch wider die Truppen Heinrichs gesetzt, und eine ziemliche Anzahl Bayern, welche der Markgraf Otto von Schweinfurt anführte, in den Verhacken der Wälder unweit Cham gefangen hatte. Heinrich ließ ihn 1041 dergestalt seine Uebermacht fühlen, daß er unverzüglich nach Regensburg kam, und neuerdings seine Unterwürfigkeit und die Entrichtung eines jährlichen Zinses gelobte. Desto anhaltender und blutiger waren die Kriege mit den Ungarn, welche, nach dem im Jahre 1038 erfolgten Tode Stephans, des Heiligen, einen Schwestersohn desselben, Petrus, zum Throne erhoben, bald darauf aber ihn wieder verstossen, und einen gewissen Samuel Aba, oder Ovo, zum Könige gewählt hatten. Dieser Ovo schickte im Jahre 1041 eine Gesandtschaft nach Regensburg, und forderte vom König Heinrich, zu welchem der vertriebene Peter seine Zuflucht genommen, und eine günstige Aufnahme gefunden hatte, eine Erklärung, was er mit dem Peter vorzunehmen

gesinnt wäre, und als er die Antwort bekam, daß geschehen werde, was sich ziemte, fiel er sogleich, und noch mitten im Winter, mit zwei Heeren, dieß- und jenseits der Donau, nach Ostbayern, und mit einem dritten nach Kärnthen ein, und verwüstete, wo er hindrang. Aber die Züchtigung folgte ihm auf dem Fuße nach. Erst trieben die Ostbayerischen Markgrafen jene Heere, welche nach Ostbayern eingefallen waren, zurück, und dann folgte selbst Heinrich nach, zerstörte mit einer Armee von Bayern und Böhmen die Städte Haimburg und Preßburg, und ließ sich bis an den Granfluß huldigen 1042; und eröffnete im folgenden Jahre einen wiederholten Feldzug mit einem Ernst, dessen Ausbruch Ovo durch ein gutes Anbot entgegen kam. Er trat die Landschaft vom Kalenberg bei Wien bis an den Leithafluß ab, wodurch dieselbe neuerdings mit dem bayerischen Staate vereinigt, und bis heutigen Tag die Grenze zwischen Deutschland und Ungarn geblieben, damals aber von Kaiser Heinrich an verschiedene deutsche Stände verschenkt, und über dieselben Graf Siegfried von Pleyen als Markgraf gesetzt worden ist *). Dieser durch Ge-

*) Aquilin. caes. Annal. Styriae. p. 464.

fahr und Noth abgedrungene Vergleich erfüllte den Ovo mit Wuth und Verzweiflung; er mißhandelte die Großen von Ungarn, zog die gemeinen Leute an sich, und hielt Stand, als sich Heinrich im Jahre 1044 neuerdings genöthiget sah, den Unterdrückungen Einhalt zu thun. Den 5. Jul. kam es bei Rab zu einer Schlacht, welche das Schicksal dieses Königreiches entschied; sie war so heftig und hartnäckig, daß (nach dem Zeugnisse des ungar. Geschichtschreibers Thurocz) das ohnehin ungleich geringere Heer der Bayern fast aufgerieben, und zu dessen Andenken dem Schlachtfelde lange der Name Vestnempti, oder das verlorne Bayern, geblieben, aber damals von demselben dessen ungeachtet der vollständigste Sieg erfochten worden ist 1044. Die Nation unterwarf sich, und empfieng und begleitete den Heinrich, als er zu Stuhlweissenburg seinen Einzug hielt, mit der ausgezeichnetsten Ehrerbietung. Sie erbat sich sogar, und erhielt die Gesetze von Bayern *), und erkannte den Peter, so wie ihn Heinrich einsetzte, als ihren rechtmäßigen König. Dieser übergab mit vorgehender Einstimmung der Nation, dem Heinrich das Königreich Ungarn, und empfieng

*) Herm. contr.

es von ihm hinwieder als ein Lehen von Deutschland. Und diesen Gang nahm damals das Schicksal einer Nation, welche einst von den Deutschen Zins gefordert, dieselben wider den gemeinen Nationalhang in Städten sich zu verschließen genöthigt, und durch den bloßen Ruf ihrer Ankunft bei ganzen Völkern eine allgemeine Landflucht erregt hat.

Indessen waren jetzt diese tapfern Völker nichts weniger, als entwaffnet, und Heinrich mußte noch mehr, als Einen Feldzug, vornehmen, um, da die Ehrfurcht vor seinem Ansehen nichts vermochte, wenigstens einmal der Furcht vor seiner Macht Eingang zu verschaffen. Im Jahre 1046 mißhandelten einige Partheigänger den König Peter, stachen ihm, dessen Ergebenheit gegen die Deutschen ihnen unerträglich geworden war, die Augen aus, und setzten einen Anverwandten Stephans, genannt Andreas, auf den Thron. Dieser Andreas war noch gefällig genug, dem Heinrich den Vorfall mit vielen Rechtfertigungen seiner Person zu berichten, und alle Unterwürfigkeit, und einen jährlichen Tribut zu versprechen *); allein es blieb beim Versprechen, und im J. 1050 wurde von den Ungarn auf Veranlas-

*) Herm. contr.

sung des Bischofs Gebhard von Regensburg, der, aus unbekannten Ursachen, über den Leythafluß gestreift hatte, die ganze Landschaft bis an den Kalenberg verheeret. Heinrich versammelte noch im nämlichen Jahre nach der, damals bayerischen, Landstadt Nürnberg die sämmtlichen, zur bayerischen Landstandschaft und deren Verband gehörigen Herren, (worunter die Bischöfe von Bamberg, Eichstädt, Augsburg, Regensburg, Paßau, Salzburg, Freising und Brixen, dann unter den Weltlichen Herzog Welf von Kärnthen, Graf am Lechrain und an der Etsch, Albert, Markgraf in Ostbayern oder Oesterreich, Otto, Pfalzgraf zu Scheyern, Friedrich zu Diessen u. a. aufgezeichnet vorhanden sind) und beschloß und führte die Befestigung der vor zwei Jahren zerstörten Stadt Haimburg aus; drang im Jahre 1051 mit zwei Armeen, welche aber aus Mangel des Proviants, und wegen Menge des Wassers nichts Entscheidendes zu Stande brachten, tief nach Ungarn, und belagerte im folgenden Jahre Preßburg, als ganz unvermuthet Pabst Leo IX., der den Kaiser aufsuchte, um ihn um Beistand wider die Normänner in Sicilien zu ersuchen, im deutschen Lager sich eingefunden, und einen Frieden, der aber nicht lange anhielt, vermittelt hat.

Doch diese und ähnliche Vorfälle waren beinahe nur Kleinigkeiten gegen die ungleich

bedeutendern Vorschritte, welche Heinrich über den römischen Stuhl, und dann über die Fürsten von Deutschland wagte und ausführte. Er nahm nicht nur alles, was Kaiser Heinrich II. dem Pabste zugesagt zu haben schien, wieder zurück, sondern verfuhr bei der Besetzung des römischen Stuhles mit einer Willkür, welche bereits ein Eigenthum voraussetzt, oder den Weg dazu bahnet. Dazu verschaffte ihm die Uneinigkeit einiger Herren zu Rom, welche sich die päbstliche Würde streitig machten, dann einige schnell nach einander gefolgte Todfälle einiger Päbste die erwünschteste Gelegenheit. Als er im Jahre 1046 seinen Römerzug antrat, saßen drei Herren zu Rom, deren jeder auf die Würde, und die mit derselben verbundenen Einkünfte eines Pabstes einen rechtmäßigen Anspruch machen zu können glaubte. Benedikt IX. hatte die Johanneskirche, Silvester III. die Peterskirche, Gregor VI. die Mariakirche zu Rom inne, und einer hielt sich gegen den andern, durch das Ansehen seiner Parthei, in einer Art von Gleichgewicht. Heinrich veranstaltete eine Kirchenversammlung nach Sutri, wo er die zwei ersten gezwungen, den letztern aber beredet hat, von allen Anmaßungen abzustehen; dann gieng er nach Rom und beförderte (den 24. December 1046) den Bischof Suidger von Bamberg,

einen Sachsen von Geburt, und ehemaligen Hofkaplan und Canonicum zu Halberstadt, der jetzt den Namen Clemens II. annahm, zur päbstlichen Würde, von welchem er auch am Weihnachtstage nebst seiner Gemahlinn gekrönt, und von den Römern mit dem ehemaligen Versprechen, daß sie künftig, wie ehedem, nie wieder ohne kaiserliche Einwilligung einen Pabst wählen wollten, erfreuet wurde *). Dieser Pabst starb sogleich nach einem Jahre den 9. Oct. 1047, und nun bei der ersten Nachricht, schickte Heinrich den Bischof Poppo von Brixen (nach welcher Stadt der bischöfliche, noch jetzt vorhandene Sitz von Seben, zwischen Innsbruck und Bozen, um das Jahr 1000 verlegt worden war) **) einen Bayern, nach Rom, wo er auch mit allen Ehren empfangen, und unter dem Namen Damasus II. auf den päbstlichen Stuhl erhoben worden ist ***). Als auch dieser Pabst im Jahre 1048 mit Tod abgieng, ernannte Heinrich 1049 den Bischof Bruno von Tull, seinen Anverwandten zum Pabst, der den Namen Leo IX. annahm. Auch dieser Pabst, der, wie eben vorkam, 1052 in

---

*) Sigebert. Gembl. et alii.

**) Pagius.

***) Herm. contr. et al.

das deutsche Lager nach Preßburg gekommen war, starb im Jahre 1054, worauf Heinrich den Bischof Gebhard von Eichstädt, welcher von ihm im vorigen Jahre zum Hofmeister seines dreijährigen Sohnes Heinrich, und zum Landesverweser von Bayern bestimmt worden ist, beförderte, dieser aber Victor II. sich nannte. Auf solche Weise wurde die päbstliche Würde viermal nacheinander vom Kaiser Heinrich an deutsche Bischöfe vergeben, und die Abhängigkeit dieser Besetzung vom Kaiser für künftige Zeiten gesetzmäßig gemacht. Da nun nicht weniger die Bestätigungen der Bischöfe vom Kaiser abhängig, und dabei die Rücksichten stets nur auf solche Personen, auf deren Treue und Ergebenheit man sich verlassen konnte, genommen worden sind; so befand sich jetzt Heinrich mit seiner Herrschaft über Deutschland in der That wieder auf dem Punkte, den ehemals Karl der Große erreicht und behauptet hat.

Zwar behielt er die Länder, worüber ihn sein Vater zum Herzog und König ernannt hatte (vielleicht um durch die Verletzung eines beständigen Herkommens, vermöge welchem die Kaiser keine Länder besitzen sollten, kein unnöthiges Aufsehen zu machen, vielleicht um durch wichtige Verbindungen seine Absichten nur desto mehr zu befestigen) nicht persönlich;

aber er behandelte sie, was denn doch auf Eins hinauslief, wie sein freies Hofeigenthum, und besetzte sie und nahm sie zurück, wie es seine Willkühr für gut befand. Das Herzogthum Rheinfranken zog er, nach dem 1039 erfolgten Hintritt Konrad III. vollends zur Kammer der Krone ein; Kärnthen ließ er sieben Jahre unbesetzt, und vergab es dann erst 1047 an Welf III., Grafen im Augstgau, Ammergau, und Altdorf in Schwaben (mit welchem nachher im Jahre 1055 dieses berühmte und uralte bayerische Geschlecht erloschen, weiblicher Seits aber durch die Kunigunde, Schwester des Verstorbenen, welche sich an Welf, vom Hause Este in Italien, verheirathete, fortgeführt, wovon das heutige königliche Haus in England abstämmig ist). Das Herzogthum Bayern vergab er, nach dem im Jahre 1047 erfolgten Hintritte Heinrichs VI., zwei Jahre nachher an einen Niederländer, Konrad I. von Züphen (in Geldern) und im Jahre 1053 nahm er ihm, hauptsächlich wegen Händeln mit dem Bischofe Gebhard von Regensburg, welcher seines Vaters Bruder war, das Herzogthum wieder, und gab es seinem dreijährigen Sohne, Heinrich VII., (nachmaligem Kaiser dieses Namens IV.) wobei er den Bischof Gebhard von Eichstädt zum Landesverweser ernannt. Als im Jahre 1044

der Herzog Gozelo (Gottfried) starb, der beide Lothringen zugleich besessen, bei seinen Lebzeiten aber noch Niederlothringen an seinen ältern Sohn, Gottfried, der Bärtige genannt, (mit Bewilligung des Kaisers Konrad II.) abgetreten hatte, machte sich dieser Prinz auch auf Oberlothringen, nachdem es Kaiser Heinrich dem zweiten Sohne des verstorbenen Herzogs nicht lassen wollte, Hoffnung; allein dem Heinrich war gefällig, Oberlothringen an Graf Albert von Elsaß, und nach desselben 1048 erfolgtem Hintritte, an dessen Brudersohn Gebhard (Stammvater der ferneren Herzoge, von welchen in gerader männlicher Linie die heutigen Fürsten des Erzhauses Oesterreich abstammen) zu übergeben, und Gottfried dem Bärtigen, der sich aus Unzufriedenheit wider ihn empört hatte, auch Niederlothringen abzunehmen, und dasselbe Friedrich von Luxenburg anzuvertrauen. Das Herzogthum Schwaben hatte er ebenfalls im Jahre 1048 an den nordbayerischen Markgrafen Otto von Schweinfurt vergeben, so, daß beinahe kein großes deutsches Lehen übrig war, über das er nicht mit unumschränkter Vollmacht seine Anstalten getroffen hatte. Und Niemand hatte dem Strome dieser Gewalt, wodurch jede Nebenherrschaft oder Mittelmacht unterdrückt ward, Einhalt gethan.

Im J. 1055 wagte Heinrich vielmehr einen Schritt, der in seiner Art noch befremdender, als jeder bisherige war. Der entsetzte Herzog Gottfried von Niederlothringen hatte sich, da in Deutschland für ihn nichts weiter zu hoffen war, nach Italien begeben, und im Jahre 1054 mit der verwittibten Markgräfinn Beatrix verheirathet, deren voriger Gemahl Bonifacius, einer der mächtigsten italienischen Fürsten, nämlich Markgraf von Toscana, und Besitzer von Mantua, Modena, Reggio und Ferrara, war, und bei seinem Hintritte 1052 eine einzige Tochter, die berühmte Mathilde, hinterließ. Beatrix war eine vollkommen unabhängige Prinzessinn, stand mit Heinrich in keinem weitern Verhältnisse, als daß sie seine nahe Anverwandte war; aber dem Heinrich schien diese Heirath, wodurch der von ihm verstoßene Gottfried ein äußerst bedeutender Herr wurde, eine Sache zu seyn, die ihm in der Folge nur zu wichtig werden könnte. Aus diesem einzigen Grunde brach er im gedachten Jahre nach Italien auf. Vergebens versicherte ihn Gottfried, daß er wider ihn und seine Hoheitsrechte in Italien nichts Feindliches vorgehabt, und daß er durch seine Heirath auf die erlaubteste Weise nur sein weiteres Fortkommen und die Unterstützung seines Geschlechtes, welche ihm in Deutschland versagt worden

wäre, gesucht habe; vergebens machte ihm Beatrix die Vorstellung, daß auch sie nichts gethan hätte, als was jedem edeln Frauenzimmer, selbst in Deutschland, gesetzmäßig, ja schon nach dem Völkerrechte zu thun erlaubt wäre; Heinrich, der durch solche Vorstellungen die Sache um nichts gebessert glaubte, trennte sie von Gottfried und führte sie nach Deutschland zurück. Diese Verfahrungsart bleibt immer, was sie ist; aber sie ist und war schon damals nichts weniger, als neu. Wo die Regenten einmal zu einem gewissen Grade von Uebermacht gelangt, und auf die Gründung einer Monarchie ausgegangen sind, da hat sich ihre Moral, unter dem Namen von Majestätsrechten, von Staatsbedürfniß, von Bedürfniß der allgemeinen Ruhe und Glückseligkeit, fast überall ähnliche, und wohl ärgere Dinge erlaubt, und die Verfasser öffentlicher Nachrichten haben immer nie Worte genug finden können, den allumfassenden und hochstrebenden Geist, der in einem solchen Verfahren liege, zu rühmen, und sohin sogar zur Nachahmung aufzustellen.

Indessen bleiben Prinzen, wie Heinrich III. war, in Rücksicht ihrer persönlichen Eigenschaften immer große, erquickende und erhabene Gegenstände, deren Bild man sich nicht zurückrufen kann, ohne sich selbst mit Kraft und

Größe zu beleben. Heinrich handelte nicht bloß nach fremder Anleitung, genoß auch nicht bloß die Ehre dessen, was andere in seinem Namen thaten, sondern gieng und that selbst, was nach dem Plane, der ihm unaufhörlich vor Augen stand, gethan werden sollte. Es war, als wäre nur Er der Mann von Deutschland, nur Er der Zweck, und alles Uebrige nur Weg und Mittel, und im Jahre 1056 legte er von dieser Denkungsart sowohl, als seiner persönlichen Herzhaftigkeit, eine Probe ab, welche zwar kein Muster der Nachahmung werden, aber stets ein Denkmal großer Gesinnungen bleiben wird. Er hatte im Jahre 1048 bei Gelegenheit der lothringischen Begebenheiten mit Heinrich, König von Frankreich, eine Unterredung zu Mez, welche eben die Behandlung von Lothringen betroffen, und sich dießmal ganz freundschaftlich geendet hatte; aber im Jahre 1056, da sich Heinrich in den Rheingegenden aufhielt, kam dieser König wieder an die Grenze Deutschlands (nach Ipsch im Kurtrierischen) heraus, und erinnerte dießmal den Heinrich an gewisse Versprechen, die er ihm gemacht, und an Ländereien, die man von Frankreich eigenmächtig abgerissen hätte; und da er sah, daß seine Vorstellungen wenig Eindruck machten, gerieth er in die Hitze, und brach endlich in Schmähungen und

Vorwürfe aus, welche Kaiser Heinrich ganz kalt damit beantwortete, daß er ihn, weil sie ja beide die Männer und Herren ihrer Länder wären, ersuchte und herausforderte, die Entscheidung ihrer beiderseitigen Rechte auf das Schwert ankommen zu lassen. Er machte auch wirklich Anstalt zu einem Zweikampf, und erwartete seinen Gegner mit einer schrecklichen Zuversicht, als man ihm meldete, daß der König der Franzosen flüchtig gegangen sey.

Heinrich befand sich jetzt in einem Alter von neununddreißig Jahren, als er mit der Ausführung des großen Systems, welches ihm sein Vater wohleingeleitet übergeben hatte, beinahe fertig war. Das Allgemeine war durchgesetzt, und brauchte nur noch mehr befestigt, und nur durch gut eingeleitete Handlungen so benützt und fortgesetzt zu werden, daß endlich eine Gesetzmäßigkeit entstände. Die auswärtigen Nationen waren theils von Deutschland abhängig und zinsbar, theils gegen dasselbe voll Furcht, Achtung und Ergebenheit. In Deutschland selbst war nichts mehr übrig, als (weil damals noch die Kaiser ein eigenes Staatsrecht für sich. das die Fürsten nicht anerkannten, und gleichfalls die Fürsten ein eigenes hatten, das die Kaiser mißbilligten) daß ein und anderes Wagstück mit Herzhaftigkeit aus-

geführt, dann ein allgemeines Majestätsrecht aufgestellt, und dagegen jede Einwendung und Hinweisung auf Gesetze für Majestätsverbrechen erklärt, und auf der Stelle ungnädigst gezüchtigt würde. Der Einfall, die deutschen Länder und Reichswürden mit unverheiratheten Fürsten, nämlich mit Bischöfen, welche alle Fürstendienste machten, zu besetzen, wie er in solcher Hinsicht, wenigstens dem Anscheine nach, ganz herrlich war, wurde von Heinrich noch herrlicher benutzt und erweitert. Er hatte es nunmehr in seiner Gewalt, die Bischöfe mit der höchsten geistlichen Würde zu belohnen, wie er dann drei bayerische Bischöfe zu Päbsten erhoben hatte. Der Bischof Gebhard von Regensburg war sein Feldmarschall, der Bischof Gebhard von Eichstädt sein Landverweser vom Herzogthume Bayern. Auch die bei den Domkirchen vorhandenen Stifter fiengen jetzt an, sich abzusondern, und in eine Art von Weltlichkeit überzugehen, und so wäre vielleicht die Erscheinung, (welche indessen unter den Ungereimtheiten, die auf der Weltbühne, wohl noch mit großer Ernsthaftigkeit, vor- und nachher zum Vorscheine kamen, noch lange nicht die ungereimteste gewesen sein würde) sämmtliche deutsche Reichswürden und Länder mit unverheiratheten Fürsten besetzt zu sehen, nicht unmöglich gewesen. Hätten sich

die Bischöfe in eine Verbrüderung wider die Laienfürsten vereiniget, so möchte diese Erscheinung um so leichter Anhang gefunden haben, als ihr Ansehen über das Gewissen des Kaisers dergestalt unumschränkt war, daß man es beinahe für einen offenbaren Widerspruch halten möchte, wenn man von ihm liest, und überzeugt wird, daß er eines hochstrebenden, entschlossenen und tapfern Geistes, und zu gleicher Zeit gegen die Bischöfe so voll Verläugnung und Ergebenheit, und wie ohne eigenen Willen gewesen. Er setzte die Krone nie auf, ohne Erlaubniß von einem Priester dazu erhalten zu haben, und eines Tages ließ er sich vom Erzbischofe Hanno von Köln, nach der damals in Uebung gebrachten Gewohnheit, die Disciplin geben, bei welcher Gelegenheit ihn der Erzbischof nicht etwa zur bloßen Ceremonie und dem Scheine nach, sondern in vollem Ernste durchgepeitscht, ihn auch über manche Dinge, welche seiner Meinung nach an der Regierung zu tadeln waren, eben so hart und nachdrücklich ausgescholten hat. Aber auch ohne einiges Zuthun der Bischöfe hätte Heinrich nur selbst von jener unbändigen Unterjochungslust, in welche die Leidenschaft der Herrschsucht fast immer auszubrechen pflegt, befallen werden, und Ungerechtigkeiten und Ueberschreitungen alles Zieles und Maßes für

nothwendige Maßregeln seines Regierungssystems ansehen dürfen, so wäre es um die öffentliche und persönliche Freiheit der Deutschen wenigstens eine Zeit lang geschehen gewesen. Und wirklich begannen einige Aenderungen in seinem Betragen sich zu äußern, und Große und Kleine klagten es sich bereits einander, daß er der gerechte, friedliebende Herr nicht mehr wäre, der er anfangs war *). Schon war ihm jeder Unfall, der seinen Planen Abbruch that, unerträglich; und eine Nachricht, welche er, da er eben unpäßlich war, erhielt, daß seine unter der Anführung der Markgrafen Wilhelm und Graf Theodorich wider die Luiticer abgeschickten sächsischen Völker eine große Niederlage erlitten haben, drückte ihm das Herz ab. Er starb in Gegenwart Pabst Victors II., den er kurz zuvor zu einer gemeinschaftlichen Ueberlegung seiner weitern Vorhaben zu sich berufen hatte, dann im Beiseyn vieler Bischöfe und Fürsten, denen er seinen sechsjährigen Sohn, Heinrich, inständig empfahl, zu Botfeld am Harze (an der Grenze von Thüringen und Sachsen) im 39. Jahre seines Alters 1056 den 5. Okt., und wurde

---

*) Herm. contr. ad a. 1056. Annal. Hildesh. ad a. e.

zu seinem Vater Konrad nach Speier geführt.

Er hatte sich zweimal verheirathet, als a) mit Kunigunde (Tochter Canuts, Königs von England, Dänemark und Norwegen, welche 1038 den 18. Jul. zu Regensburg gestorben ist), dann b) mit Agnes von Poitou, Herzogs Wilhelm von Aquitanien Tochter, welche mit ihm 1043 zu Ingelheim vermählt, und im nämlichen Jahre zu Mainz zur deutschen Königinn, dann 1046 in Rom zur Kaiserinn gekrönt, dann als Wittwe 1056 regierende Herzoginn von Bayern, dieser Würde aber nach fünf Jahren müde geworden, und 1077 in Rom gestorben ist. In der ersten Ehe wurde ihm (1030) eine Tochter geboren, Beatrix, Abtissinn zu Gandersheim. In der zweiten Ehe erhielt er zwei Söhne, als a) seinen Nachfolger Heinrich IV., und b) Konrad, der 1056 im ersten Jahre seines Alters starb, und einige Töchter, als a) Mathilde, geboren 1045, vermählt an Rudolph von Rheinfelden, Herzog in Schwaben; sie starb 1060. b) Sophia, vermählt 1063 an König Salomon von Ungarn; sie soll nach dessen Tod das zweite Mal an Wladislaus I. König in Polen, vermählt worden seyn; indessen andere eine Tochter Judit als Gemahlinn Boleslaus,

Königs in Polen nennen *). c) Adelheid, Abtissinn zu Quedlinburg. Noch eine Tochter, Mathilde, soll unvermählt zu Goßlar gestorben seyn.

Schriftsteller.

Nebst den vorigen: Bertholdi Presbyteri Constantiensis Chron. rer. gest. post Herm. contr. obit. ab a. 1053 — 1000; bei Urstisius, T. I. — Continuatur Anonym. Hermanni contracti ab a. 1054 — 1066; bei Pistorius. — Godefrid. Viterbiens. Ibid. — Chronograph. Saxo. a Ch. N. ad A. 1188; bei Leibniz: Accessiones hist. quibus Utilia superiorum temporum Historiis illustrandis scripta etc. continentur. Lipsiae 1698. — Annales Hildesheim. ab a. D. 714 — 1138; bei

---

*) Andr. Abb. vita Otton. Bamb. I. 1. c. 1.

Leibniz, T. I. — Alberici, Monachi trium fontium Dioeces. Leodiens. Ord. Cister. Chron. Emend. ab an. 960 — 1241; bei Menkenius, T. I. — Cosmae Pragens. Eccles. Decani Chron. Bohem.; bei Menkenius, it. bei Freher. — Alberti Stadens. Abb. Chron. ab o. c. — 1256 in Collect. Boecleri, Kulpisii et Schilteri. — Panegyricus de Henrico III. in Canisii Lect. antiq. T. III. Edit. Basnag. — Chron. Leobiens. ab a. Ch. ad an. 1343; bei Pez, T. I.

Kaiser Heinrich IV.

1056 — 1106.

Inhalt. Die deutschen Fürsten und Länder waren ohne eigenen Glanz von der deutschen Krone beschattet, und befanden sich in des Kaisers Hand, als die Minderjährigkeit Heinrichs IV. eintrat, während welcher jeder Große und Kleine nach Freiheit griff, und eine Art anarchischen Zustandes sich ankündigte.

Heinrichs verunglückte Erziehung durch einen ehrgeizigen Mann. Er hielt sich für einen Monarchen, der nur herrschen und befehlen durfte, und brachte die deutschen Fürsten aufs Aeußerste. Erster deutscher Fürstenbund zu Tribur im Jahre 1066. Sechzigtausend mißvergnügte Sachsen ergriffen die Waffen. Heinrich entfloh, und irrte drei Tage und drei Nächte, ohne Speise und Ruhe, durch dicke

Wälder, bis er endlich bei Eschwegen in Hessen ans Tageslicht kam.

Ausbruch mörderischer Kriege der Deutschen wider Deutsche. Schlacht 1075 zu Hohenburg unweit Langensalza an der Unstrut, worin Bayern, Schwaben, Rheinländer, Lothringer, und andere (denen Heinrich versprochen hatte, daß er Sachsen und Thüringer unter sie theilen wollte) wider die Sachsen fochten, und Bestürzung der siegenden Fürsten über den Verlust so vieler Edeln.

Reichstag zu Gerstungen 1075, auf welchem das Schicksal der Sachsen entschieden werden sollte. Die ersten Laienfürsten erschienen nicht, indem sie wahrzunehmen glaubten, daß ihr Beistand, wodurch die Sachsen unterdrückt werden sollten, am Ende gerade dazu dienen würde, ihre eigene Unterdrückung zu befördern. Heinrich ließ den sächsischen Fürsten gegen leichte Bedingnisse seine Versöhnung und Gnade entbieten, und ließ sie, als sie im Lager vor Gerstungen erschienen, durch ganz Deutschland gefänglich fortschleppen. Und nun schien die Ahnung der deutschen Fürsten, daß die Krone wieder allherrschend werden würde, in Erfüllung zu kommen.

Erscheinung Pabst Gregors VII., und endlicher Ausbruch der seit Jahrhunderten öffentlich fortgepflanzter Grundsätze, durch welche

die Grenzen der geistlich = weltlichen Macht nothwendig ins Unendliche getrieben, und durch dieselbe alle weltliche Macht verschlungen werden mußte. Gregor wurde selbst von Deutschland aus zu einem Machtspruch veranlaßt, und die Excommunication, welche er 1076 über den Kaiser Heinrich sprach, wurde von den mächtigsten deutschen Fürsten als vollgültig erkannt; sie schien ihnen das einzige Rettungsmittel wider die Alleinherrschaft der Krone zu seyn.

Heinrich demüthigte sich vor dem Pabst Gregor VII. zu Canossa 1077; — nahm aber, durch das Zureden der Italiener, unmittelbar alles wieder, was er daselbst versprochen hatte, zurück.

Abfall der vornehmsten deutschen Fürsten, welche sich zu Forchheim den 7. Mai 1077 den Herzog Rudolph von Schwaben zum König wählen, und Trennung der Deutschen in unzählige Partheien, deren einige für Heinrich IV., der nach Deutschland zurückgekommen war, andere sich für den Pabst und Rudolph erklärten. Hauptschlachten zu Melchrichstadt 1078, zu Fladenheim 1080, zu Wolksheim, wo Rudolph ums Leben kam, und worauf Heinrich, nachdem er sich in der Person des Erzbischofs Wilbert von Ravenna einen Gegenpabst aufgestellt hatte, nach Rom eilte, und von diesem sich krönen ließ 1084. —

Indessen daß die dem Pabst getreue Parthei in Deutschland, welche von ihrem Anführer, Herzog Welf von Bayern, die welfische hieß, in der Person Hermanns von Salm einen neuen Gegenkaiser aufstellte. Neue schreckliche Aufruhren, Kriege, Verheerungen, und Widersprüche in Grundsätzen, Absichten und Meinungen.

Tod Pabst Gregors VII. 1085; Fortsetzung der eingeleiteten Grundsätze von dessen Nachfolgern Victor III., und Urban II.; Verheirathung des jungen Welfs II. von Bayern mit Mathilde, und Verschlimmerung aller Sachen und Aussichten für K. Heinrich in Italien, wo sein eigner älterer Sohn, Konrad, als Afterkönig wider ihn auftrat, und sogar seine zweite Gemahlinn Adelheid als Klägerinn wider ihn aufzog. Allgemeines Bündniß der italienischen Staaten wider den Kaiser, das, wie es eben losbrechen sollte, durch die unvermuthete Trennung des jungen Welfs von der Mathilde getrennt ward 1095. Welf I. oder der Aeltere, versöhnt sich, aber zu spät, mit Heinrich IV. dem er jetzt nicht mehr ersetzen konnte, was er ihm während der vielen Jahre seiner Feindschaft zerstört hatte.

Heinrich IV., gebeugt von der langen Reihe schrecklichen Ungemachs, äußerte freundschaftliche Gesinnungen gegen die Deutschen, und

beugsame gegen den römischen Hof; aber indem er den Sachsen und Franken schmeichelte, verdarb er sichs in Bayern. Verschwörung einiger Bayern und Aufhetzung des jungen kaiserlichen Prinzen Heinrichs V. wider seinen Vater und Kaiser.

Und nun sah die Welt Vater und Sohn wider einander zu Felde ziehen, und jenen, nachdem ihm dieser die Krone des Reiches gewaltsam vom Haupte riß, in die Gefangenschaft wandern, woraus er aber entkommen, und nach Lüttich entflohen ist, wo er starb 1106. Heinrichs IV. klägliches Schicksal, Charakter, Gemahlinnen, Kinder.

Das Leben Kaiser Heinrichs IV. ist unter allen Leben der deutschen Kaiser bei weitem eines der sachreichsten und wichtigsten, und gehört, in mancherlei Betracht, vorzüglich unter diejenigen, welche, zumal den Fürsten und deren Dienern, einen kurzen Inbegriff unzähliger Anweisungen und Erfahrungen darbieten, und sie, was nicht immer leicht ist, lehren könnten, Prunk und Scheingröße, wodurch sich so mancher Hof bethören und irre führen läßt, von wahrer Größe und gründlicher Ho-

heit zu unterscheiden, und sich und ihren Unterthanen tausend unangenehme Vorfälle und Zerrüttungen, und Schande und Elend zu ersparen. Noch war (unter den Monarchen, deren Leben bereits vorkamen) K. Heinrich I. beinahe der einzige, der dem einfachen Geheimniß einer weisen Staatsverwaltung nachgetrachtet, und der, nach dem Beispiele des großen Karls, seine Herrschaft mehr als ein Mittel, die Bildung der Menschen zu befördern, denn bloß als Zweck, Menschen von sich abhängig zu machen, benutzt hat, und sein Nachfolger, Otto, genannt der Große, war schon mehr vom Glanz einer majestätischen Hoheit geblendet. Das System und Trachten nach monarchischer Alleinherrschaft, wovon dieser Otto gänzlich erfüllt war, stand jetzt, zwar nicht befestigt und vollendet, aber aufgeführt da; und als Heinrich III. starb, hatten die uralten deutschen Völker eigentlich kein Vaterland mehr. Jede Mittelmacht war soviel als dahin; jede Vertretung und Vorstellung der einzelnen Völkerschaften durch Stände war verdunkelt, und es fehlte den folgenden Kaisern, falls ihre damalige Macht und Hoheit fortgesetzt worden wäre, zu einer gänzlichen Unumschränktheit beinahe nichts mehr, als die Ausdehnung ihres Ansehens auf das freie Eigenthum, und den Gebrauch von Grund und Boden; aber noch

waren, so zu sagen, bloß die Körper der Fürsten und freien Deutschen, aber nicht ihre Geister gebeugt. Diese bewegten sich, wie in eine Art von Betäubung versenkt, zwar leise und schüchtern; aber ihre Kräfte und Triebe waren nicht dahin, und jeder günstige Vorfall konnte sie wecken. Dieser Vorfall, der nach dem Laufe der Dinge nie ausbleiben konnte, kam. Die Hoflist der vorigen Kaiser, die Macht der Laien durch die Macht der Priester nieder zu halten, und einen Theil durch den andern wechselweise fesseln und bewachen zu lassen, war von jeher auf betrüglichen Erwartungen gebaut, und gleichsam ohne alle Kenntniß des menschlichen Herzens und des natürlichen Ganges solcher Verhältnisse fortgeführt; und was für die Kaiser, früh oder spät, noch weit schlimmere Folgen nach sich ziehen mußte, so hatten sie bei ihrem rastlosen Hinstreben nach Glanz und Größe keine Zeit, oder vielmehr sie kamen zu dem Grade des Verstandes und Scharfsinnes nicht, um zu bemerken, daß sich seit vielen Menschenaltern, in den Hörsälen der Schulen, und bei Begehung weltlich-geistlicher Feierlichkeiten, solche Grundsätze und Gebräuche aufgestellt, und immer ernsthafter ausgebreitet hatten, bei deren einstmaliger Zeitigung es lächerlich seyn würde, an eine Alleinherrschaft zu denken; ja sie hatten

diese höchst wichtigen Erscheinungen und Grundsätze, durch welche die geistliche Gewalt gänzlich mißverstanden, mit der weltlichen vermengt, und zur Hofmeisterinn und Richterinn der letztern gemacht wurde, aus Mangel an Verstand und Einsicht, vielmehr selbst begünstigt und aufgemuntert. Heinrich jagte aus Unvorsichtigkeit diese Grundsätze ins Leben, und büßte für alles, was seine Vorfahrer versehen hatten. Der neue Umsturz war, was er nicht anders seyn konnte, gräßlich; aber aus den Trümmern desselben giengen Deutschlands Fürsten und Länder, als eben so viele Edelsteine der deutschen Krone, im neuen jugendlichen Glanze von angeborner Freiheit hervor, die, so lange Deutschland aufrecht stehet, bestehen wird.

Das Leben dieses Kaisers wurde theilweise von mehr als einem gleichzeitigen Geschichtschreiber aufgezeichnet, und zumal wurde die Jugendgeschichte desselben, welche nach meiner Meinung, eben der wichtigste Theil und die Quelle und Erklärung alles Uebrigen ist, von zwei Männern (dem Lambert von Aschaffenburg, und Bruno von Merseburg) behandelt, welche an Scharfsinn und Verstand, und einem, durch eine sorgfältige Lektüre der klassischen Schriften der Alten gebildeten und genährten Geist, sohin auch in Hinsicht auf Sprache, Vortrag und Darstellung den ersten

Rang unter allen Geschichtschreibern des Mittelalters behaupten, wiewohl freilich auch zu gleicher Zeit dem allerdings gerechten Tadel nicht entgehen, Begebenheiten, Personen und Thatsachen gar oft nach ihren Begriffen und Absichten beurtheilt, und was diesen gemäß oder entgegen war, gerühmt oder verworfen zu haben. Bruno zumal, der mit entflammtem Freiheitssinne wider die Unterdrückung seines Vaterlandes eiferte, bot alle Kräfte seiner Seele auf, den Kaiser Heinrich, als den Urheber jener Unterdrückung, mit den schwärzesten Farben zu schildern, und ihn und seine gleichgesinnten Anhänger als ruchlose und verächtliche Gegenstände darzustellen, und dem allgemeinen Hasse und der bittersten Verachtung Preis zu geben.

Wenn man indessen diese an sich vortrefflichen Männer mit Recht tadelte, daß sie oft statt die bloßen Thatsachen ohne Begleitung, Schmuck und Zusatz auftreten zu lassen, gleichsam in die Thatsachen, die sie erzählen, nur eingehüllt, selbst aufgetreten sind, so hatte man, däucht mir, anderer Seits Unrecht, ihnen zur Last zu legen, daß sie viele Mühe auf die Sammlung und Erzählung des Privatlebens Heinrichs gewendet, und nicht vielmehr bloß allein solche Handlungen, worin Heinrich als eine öffentliche Person auftrat,

beschrieben haben. Wenn man die Geschichte lehrreich und nützlich, und sohin nicht bloß eine Reihe geschehener Dinge, sondern deren Veranlassung, Entstehung und Entwicklung bemerkbar machen will, und man soll dieß wollen, so ist es Pflicht, dem Helden, dessen Eigenthümlichkeit man schildern will, in seinem Privatleben, seiner Erziehung, seinen Lehrmeistern, Leidenschaften und Grundsätzen, guten und schlimmen Beispielen, welche für oder wider ihn waren, aufzusuchen, indem hier meistens die Ursachen und Aufschlüsse sich finden, wie in der Folge selbst durch sein Zuthun diese und jene Begebenheiten entstanden, und warum die Aeußerungen seines Benehmens bei denselben gerade so, und nicht anders, beschaffen gewesen sind. Nicht ein unvermeidliches Schicksal oder Verhängniß, sondern jugendliche Ausschweifungen und Unbesonnenheiten zogen dem K. Heinrich die grausamen Demüthigungen, und die vielen Widerwärtigkeiten, dann den Völkern Deutschlands und Italiens die gräßlichen Unruhen zu, womit seine Lebensgeschichte sich auszeichnet. Die Erzählung der Veranlassung so unglücklicher Begebenheiten von Seite persönlicher Züge und Eigenschaften wird demnach nicht am unschicklichen Orte, noch eine Aufforderung zum Hasse schwacher oder verkehrter Menschen, sondern

vielmehr eine gute Warnung und Lehre für Menschen seyn.

Die Quelle alles Unglücks, das über Heinrich (und so viele dessen Genossen) strömte, das in seiner Person den Monarchen der Deutschen nöthigte, viele Stufen herab von seinem Throne zu steigen, die seitdem kein Kaiser wieder bestiegen hat, war vorzüglich der Erzbischof Albert von Bremen; doch ehe ich dieses Mannes erwähne, muß ich der ersten Schicksale des jungen Prinzen, und des guten Weges, auf den man ihn hinwies, Erwähnung thun. Da Heinrich erst im Jahre 1050 (den 11. Nov. zu Goßlar) geboren, sohin bei dem im Jahre 1056 erfolgten Hintritte seines Vaters, Kaiser Heinrichs III., erst sechs Jahre alt war, so übertrugen die vornehmsten Reichsfürsten sowohl die Erziehung desselben, als auch (weil Heinrich im Jahre 1054 zu Aachen von Hermann, Erzbischof von Köln, zum Könige gesalbt und gekrönt worden, und man der Meinung war, daß, wo der König anwesend wäre, auch der Mittelpunkt des Reiches seyn müsse) die Besorgung der Reichsgeschäfte dessen Mutter, der Agnes von Poitou. Diese Vormundschaft und Reichsverwaltung, bei welcher man hoffen mußte, daß die Fürsten sich unter sich selbst gut betragen, und mit den Ausspendungen der Gnaden bei Besetzungen der Herzog-

und Bisthümer sich beruhigen würden, dauerte bis 1062, in welchem Jahre geschah, was leicht voraus zu sehen war. Die Kaiserinn Agnes hatte, nach dem Beispiele ihres Gemahls, ihr unumschränktes Zutrauen einem Bischofe, und zwar dem Bischofe Heinrich von Augsburg geschenkt, und nach dessen Rath und Leitung gesprochen und gehandelt. Dieser Mann wurde von den größern Reichsfürsten und Erzbischöfen, was ihnen jeder andere in diesem Falle geworden seyn möchte, bald unerträglich. Da es nur von ihrer festen Vereinigung und Entschliessung abhieng, die Sachen zu ändern; so säumten auch einige nicht, wirklich Ernst zu machen. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, der Graf von Braunschweig, und Otto von Nordheim, welchen letztern doch die Kaiserinn, aus herzlichem Vertrauen auf seine Unterstützung, eben ein Jahr zuvor zum Herzog in Bayern erhoben hatte, unterredeten sich, daß sie sich des jungen Königs sowohl, als der Reichspflege bemächtigen wollten, und der Erzbischof Hanno von Köln führte im J. 1062 das Vorhaben aus, indem er den jungen Prinzen zu Kaiserswerth listig nach seinem im Rhein stehenden Schiffe lockte, und ihn sogleich nach Köln mit sich abführte, zum höchsten Leidwesen seiner Mutter Agnes, welche bald nachher aus Unmuth und Eckel gegen

das hinfällige und unbeständige Wesen aller menschlichen Hoheit und Würde, im Kloster Frutchaire, nächst Turin, den Schleier gewählet, dann nach Rom sich begeben, und daselbst, wo sie den 14. Dec. 1077 starb, im Lateran ihre Ruhestätte gefunden hat.

Der Umstand, daß der junge Heinrich sich nun in den Händen der ersten und stolzesten Reichsfürsten befand, mag für diese wohl freilich eine erwünschte Gelegenheit gewesen seyn, die Grenzen ihres Einflusses in die Geschäfte des Reichs tiefer zu gründen und auszudehnen; aber die Erziehung, und das wahre Wohl des Königs befand sich keineswegs um so schlimmer dabei. Der Erzbischof Hanno versäumte nichts, den Verstand und das Herz des jungen Zöglings, jenen durch einen zweckmäßigen Unterricht, dieses durch gute Beispiele zu bilden, und ihn seines künftigen hohen Berufes fähig und würdig zu machen. Hanno nahm hiebei, wie Bruno sich ausdrückt, mehr auf das, was dem Reiche einst nützlich seyn, als was dem jungen Könige jetzt gefallen könnte, Rücksicht, und dieser trat allmählig in die Jahre, wo er seines eigenen Weges gehen sollte, als das Unglück einen Mann herbeiführte, durch den mit einem Male alles aufkeimende Gute zu Grunde ging. Dieser war der oben genannte Albert (ein Sohn des

Pfalzgrafen Friedrichs von Sachsen, ehemals Bischof zu Halberstadt, und nun Erzbischof zu Bremen). Der Charakter dieses Mannes wurde vorzüglich von Adam, Canonicus zu Bremen, der ihn täglich gesehen und genau beobachtet, dann von Bruno, der ihn aber, wie es scheint, zu tief im Schatten gehalten hat, ausführlich beschrieben, und verdient in der That mehr, als bloß im Vorbeigehen, einiger Erwähnung, da er um so mehr eine sehr lehrreiche und warnende, als eine an Höfen häufig wieder zurückkehrende Erscheinung, und dabei ein höchst bedauerungswürdiges Gemälde menschlicher Schwachheit ist.

Albert besaß nicht nur alle Anlagen, sondern alle Eigenschaften eines zur Ausführung großer und würdiger Dinge geschaffenen Mannes. Er war einer der scharfsinnigsten, gelehrtesten, und geschicktesten Bischöfe seiner Zeit, dabei mildthätig, genau in seinen geistlichen Verrichtungen, ja für seine Person eines frommen und strengen Lebenswandels, wie die bezeugen, die ihn näher kannten. Diese unläugbaren und glänzenden Tugenden wurden durch eine einzige Leidenschaft, durch eine unbändige Hoheitssucht, und einen mißverstandenen Ehrgeiz verdunkelt und verkehrt, und nur desto gefährlichere Werkzeuge, je größer eben seine Geistesgaben waren, so, daß sein

halber Lobredner, der erwähnte Canonicus Adam mit einer Art sichtlicher Verlegenheit und Bestürzung gesteht, „es sey schwer von dieses Mannes Thaten und Leben etwas Würdiges zu schreiben.“ Alberts Plane und Anschläge waren auf nichts Geringeres, als auf die Errichtung eines Patriarchats zu Hamburg, welchem eine Menge Bisthümer untergeordnet werden sollten, und wie man vermuthete, wohl gar auf das Erzherzogthum von Sachsen gerichtet. Wer ihm mit solchen Hoffnungen schmeichelte, dem schmeichelte er hinwieder auf alle ersinnliche Art, und es fehlte daher, sagt Adam von Bremen, nicht an Leuten, welche den Einfall hatten, ihm vorher zu sagen, er würde zuletzt noch Pabst werden, und eine einzige Rede dieser Art konnte ihn, wenn er mitten im Zorn war, besänftigen. Da, wie leicht zu erachten, die Fürsten, Grafen und Edelleute sich nicht berufen fühlten, ihm solche Schmeicheleien zu sagen, so wimmelte sein Hof unaufhörlich von allen Arten brodsuchender und verächtlicher Leute, die ihm schön gethan, und denen er entgegen gütlich gethan, und sie, wo er konnte, befördert hat. Er war von Natur aus mild und großmüthig; aber um eine Stufe höher zu steigen, und sein Bisthum unabhängig zu machen, wäre er, nach seinem eigenen Ge-

ständnisse, auf Vater und Bruder und auf sein eigenes Herz gestiegen. Das ungeheure Bild von Größe und Hoheit, das seiner Phantasie sich bemächtiget hatte, flößte ihm allenthalben übertriebene Gefühle ein, und verleitete ihn zu ungeheuern Einfällen. Er hielt weder im Wohlthun, wenn er eben dazu gestimmt worden war, noch in Anfällen des Zorns einiges Maß, und sein ganzes Wesen war nach dem Ungemeinen gerichtet. Wenn er von irgend einer prächtigen Unternehmung hörte, wollte er sie unverzüglich noch prächtiger haben, und um Dinge, die sonst Niemand unternahm, zu besitzen, ließ er Gärten und Weinberge auf solchen Plätzen entstehen, denen die Natur alle Fruchtbarkeit versagt hatte. Er haßte alle Großen, die ihm als Fürsten seines Erzbisthums an Macht gewachsen, oder einigen Eintrag zu thun im Stande waren, und begegnete ihnen mit der auffallendsten Sprödigkeit und Verachtung. Aber sein einziges Ziel und Studium war der König, und die beliebten Hofdiener, Aufwärter und Lieblinge, die ihn umgaben. Hier war Albert äußerst liebreich, herablassend und zuvorkommend. Er würdigte den Geringsten einer besondern Aufmerksamkeit, und es entgieng seiner Schlauheit nicht, daß solche Leute, so gar nichts und im hohen Grade verächtlich sie

sonst seyn mochten, für ihn wichtiger wären, als Edle und Große. Am Hofe legte Albert seine strenge und unerbittliche Denkungsart ab, und verstand es meisterlich, durch geschmeidige Grundsätze und mildernde Einfälle einer schlimmen Sache eine Art von Erträglichkeit zu geben, und sich zum Manne zu machen, den daselbst alles ehrte, suchte und liebte; welches ihm nur um so eher gelang, als er im Aeusserlichen den strengsten Anstand, und ein Betragen voll sittsamer Eingezogenheit beibehielt.

Gegen einen solchen Mann ist es, auch dem feinen und geprüften Menschenkenner, schwer, auf seiner Hut zu seyn, da ein Theil der Eigenschaften, welche Albert besaß, nur Männern von erster Rechtschaffenheit eigen seyn kann und muß. Albert gefiel sowohl dem Erzbischofe von Köln, als dem jungen Prinzen zu gleicher Zeit; und indem beide das Verlangen äußerten, ihn bei sich zu behalten, schien es, als freute man sich allerseits, daß endlich der Mann gekommen sey, der sich vollkommen darauf verstände, zwischen dem strengen Ernste des Erzbischofes Hanno und dem leichtsinnigen und zur Freiheit geneigten Wesen des Prinzen den Mittler zu machen, ohne den guten Absichten des Erstern etwas zu vergeben, oder dem Letztern zu viel einzuräumen.

Als Albert den Prinzen ganz für sich hatte, kamen an jenem noch ganz andere Tugenden, welche anfangs nicht gleich jedermann wahrgenommen haben mochte, zum Vorschein. Albert war auch ein heiligmäßiger Mann, als aus dessen Mund unaufhörliche Strafpredigten wider den Verfall der Religion und der guten Sitten strömten, und seiner Seits einen untadelhaften Lebenswandel (wie er dann auch keiner unsittlichen Ausschweifung bezüchtiget wird) verkündigten. Er betheuerte in Einem fort, daß alles Gute verfalle und schon verfallen wäre; und als er einst, nach seiner Gewohnheit, an einem hohen Feste, wo alles Volk versammelt, und der ganze Hof anwesend war, predigte, betheuerte er in der Hitze, es gebe zu seiner Zeit weder brave noch adelige Leute mehr, und eben da, wo er jetzt predigte, seyen nur er (er setzte sich, sagt Bruno, dem Könige vor) und der König noch übrig. Bei dieser Gelegenheit sagte er auch: „er hätte so viele Gewalt, wie einst sein Bruder, der Apostel Petrus, gehabt hätte; sonst aber sey er noch gar viel besser; denn er habe Christum nicht verläugnet, was Petrus gethan hat."

Bruno erzählt verschiedene Anekdoten, welche den Charakter dieses Mannes, der es so weit trieb (und damals so weit treiben

Staatliche Bibliothek Bamberg

konnte, daß er sich sogar die Gabe der Weissagung und Erscheinungen zuschrieb, ganz ausmalen, wovon ich im Vorbeigehen nur eine anführen will. Der heilige Mann fand ein außerordentliches Behagen an einer mit vielen und auserlesenen Speisen wohl besetzten Tafel, nicht um seiner Person gütlich zu thun (denn er lebte für sich sehr eingezogen, und achtete keine Ergötzungen), sondern um einige Pracht zeigen, und seine Schmeichler belohnen zu können. Dieser Umstand erschöpfte zuweilen seine Schatzkammer, und eines Tages gebrach es dergestalt, daß nicht einmal das Unentbehrliche angeschafft werden konnte. An diesem Tage hatte sich Albert sorgfältig vor seinem Küchenmeister, als auf dessen sinnreiche Vorsicht er sich verlassen wollte, verborgen; und als er merkte, daß ihn dieser mit gleicher Sorgfalt aufsuchte, hatte er sich in das abgelegenste Zimmer geflüchtet, und sich endlich plötzlich auf die Erde geworfen, und die Stellung und die Geberden eines Menschen, dessen Geist sich aus Andacht nach dem Himmel erhoben hätte, angenommen. Eine Weile gab sich der Küchenmeister alle Mühe, ihn durch Husten und andere Bewegungen zum Aufstehen zu bringen; dann aber warf er sich voll Ungeduld zu ihm hin, und raunte ihm ins Ohr: „Bittet, Herr, daß man euch etwas zu

essen schicke, denn wir haben nichts.“ Nun that Albert, als wenn er von einer tiefen Verzuckung plötzlich zu sich käme, und indem er den Küchenmeister einen verwegenen, dummen Menschen, der ihn in seiner Unterhaltung mit Gott gestört hätte, schalt, setzte er hinzu: „Hättest du gesehen, was Transmandus zu sehen gewürdiget worden, so würdest du dich mir, wenn ich bete, nicht nähern.“ Transmandus, der eben gegenwärtig gewesen, war ein Maler aus Italien, und war nicht so ungefällig, dem Erzbischofe seinen Einfall zu verderben; er versicherte auch gleich, schon lange einige himmlische Gestalten mit dem Erzbischofe im Gespräche gesehen zu haben.

Der junge Heinrich war vom Erzbischofe Hanno (dieser Hanno war eben derjenige, der dem Vater des Prinzen die Disciplin gab) sehr streng gehalten worden. Jetzt fieng er an, sich den wildesten Ausbrüchen eines unbändigen, ausschweifenden Temperamentes zu überlassen, und Albert kam darüber (nicht aus eigener Liederlichkeit, sondern vermöge einer nothwendigen Folge seiner ehrgeizigen Plane) ganz und gar nicht außer Fassung. Statt den jungen Prinzen, wie es seine Pflicht gewesen wäre, zu warnen, und ihm die Folgen, die in Kurzem mit schwerer Last auf ihn zusammen fallen würden, zu zeigen, pflegte er zu

sagen, man müsse dem Prinzen wohl etwas zu gute halten; und diesem selbst gab er zu verstehen, daß seine Ausschweifungen im Grunde eben nicht viel zu bedeuten hätten, wenn er nur sonst die Religion fest beibehalten, und besonders einst in der Stunde des Todes sich derselben erinnern wollte. Der Mann, setzt Bruno, der dieß alles erzählt, hinzu, scheint angenommen zu haben, daß man nach seinem Belieben in einer einzigen Stunde sein Leben völlig ändern könne; er bedachte nicht, daß den Weg, welchen der Jüngling einschlägt, der Mann selten wieder verlasse, und daß ein Gefäß den Geruch, den es, da es noch etwas weich war, einsog, nicht leicht wieder verliere *).

---

*) Eine noch wichtigere Bemerkung über die eben ausgesprochenen Grundsätze des Erzbischofes Albert hat Bruno gar nicht berührt. Ist es nicht ein fürchterlicher Grundsatz: „Des Prinzen Ausschweifungen hätten im Grunde eben nicht viel zu bedeuten, wenn er nur sonst die Religion fest beibehalten würde!" — Welche Religion meint denn der Erzbischof, bei deren Festhaltung Ausschweifungen nicht viel zu bedeuten haben? Die Religion Jesu, das eine und wahre Christenthum kann er nicht meinen. — Gebildete Leser werden leicht errathen, welche Religion hier zu verstehen sey. Aber wehe dem Fürsten, der sich religiös dünkt, und Religion im Munde führt,

Ein anderer, nicht weniger fürchterlicher Grundsatz, den der Erzbischof dem jungen Herrn beibrachte, war, der König brauche über seine Handlungen Niemanden Rechenschaft zu geben; er dürfe und könne alles, und brauche als König und Kaiser nichts zu thun, als diejenigen, welche ihm Einwendungen machen würden, für Beleidiger seiner Majestät zu erklären, und sie von ihren Würden und Gütern zu jagen. Dieser letztere Grundsatz, als welcher dem jungen Könige die Sache mit einem Male so leicht machte, und ihn, nach seiner Vorstellung, in den Stand setzte, herrschen zu können, ohne regieren zu müssen, war ihm nicht minder äußerst angenehm, und verließ ihn niemals wieder gänzlich, ungeachtet so vieler erfolgter Drangsalen und Erfahrungen, welche ihm die Macht und Pflicht eines Regenten von der geheiligten Seite hätten darstellen, und seine mißleitete Denkungsart hätten berichtigen sollen.

---

und dennoch sich überzeugen kann, seine Ausschweifungen haben nicht viel zu bedeuten! Noch mehr, wehe dem Volke, das von einem solchen Fürsten regiert wird! Nam: regis ad exemplum etc. Am meisten aber wehe jenen Schmeichlern, Heuchlern und Lügnern, die einem Fürsten solche verdammliche Grundsätze beibringen, oder ihn darin bestärken!" A. d. H.

Indessen waren es eben diese und ähnliche Grundsätze, durch deren Hilfe der Erzbischof seinen Einfluß und seine Gewalt über den jungen Monarchen, als dessen Bequemlichkeit und Eitelkeit dadurch außerordentlich geschmeichelt wurde, mit den dauerhaftesten Banden sicherte und befestigte. Es wurde ihm nunmehr, da er einzig das ganze Vertrauen desselben im Besitze hatte, eben so leicht als nothwendig, nur solche Männer in der Hofgunst zu dulden, welche ihm blindlings ergeben, und aus Niederträchtigkeit in sein Joch sich unbedingt zu schmiegen bereit waren. Biedere, und freimüthige, und wahrhaft treue Edle, welche nur auf Pflicht und Amt Rücksicht nahmen, standen, ehe sie sichs versahen, oder sich vertheidigen konnten, auf der Liste der Verdächtigen und Mißvergnügten, und wurden ohne weitere Untersuchung von Amt und Würden entfernt, oder wohl gar unter dem Vorwande, daß sie der königlichen Majestät zu nahe getreten wären, mißhandelt. Heinrich, der mit der Befriedigung seiner Leidenschaften und seiner Bequemlichkeit genug zu thun hatte, merkte nicht, oder wollte und konnte nicht merken, was vorgieng. Er ließ den Albert, auf den er sich unbedingt verließ, machen, was er wollte, mit der stillschweigenden Bedingniß, daß auch er ihn an

nichts hindern, vielmehr befördern sollte, was ihm belieben würde. Albert war der gefälligste Mann von der Welt, alles gut zu heissen, oder doch, wenn die Sache zu arg war, zu entschuldigen, und nachdem er sogleich den Antrag führte und durchsetzte, daß Heinrich im fünfzehnten Jahre seines Alters wehrhaft gemacht, sohin seiner eigenen Leitung fähig erklärt werden sollte, gieng gleichsam jeder seines eigenen Weges.

Des Albert Sache war, Würden und Aemter zu verkaufen. Ein gewisser junger und frecher Mensch, Werner mit Namen, machte den Unterhändler, und die Kaufgewerbe wurden ohne alle Schaam und künstliche Bemäntelung getrieben. Bis dahin wurden bei Bischofwahlen die Bischöfe im Allgemeinen von der Geistlichkeit vorgeschlagen, vom Volke mit Freudenrufen empfangen, und vom Kaiser, oder (wie vormals in Bayern herkömmlich war) von dem Landesherrn ernannt, oder wenigstens bestätigt; jezt wurde weder auf Gelehrsamkeit, noch auf Sitten, noch auf das Vertrauen der Geistlichkeit und des Volkes Rücksicht genommen, sondern der nächste, der beste, der Geld und Lust hatte, konnte kaufen, und kaufte. Die Abteien wurden vollends wie bloße Kammergüter, und deren Einkünfte wie ordentliche Kammergefälle behandelt,

und gleichsam verhandelt, oder als Gnaden vertheilt. Albert, der sich hierin, wie leicht zu erachten, am besten bedachte, hatte den Einfall, verschiedene Große, deren Unwillen ihm einige Verdrießlichkeiten hätte zuziehen können, ebenfalls mit Abteien zu beschenken, und auf diese Weise sich mit denselben gleichsam abzufinden. Wenn das Geld dessen ungeachtet manchmal nicht zureichte, die Bedürfnisse des Albert zu sättigen, so hatte er einen andern Einfall, der selbst die Unverschämtheit beschämen mußte, in Bereitschaft. Er ließ die eingekauften Bischöfe der Simonie anklagen, entsetzte sie unter diesem Vorwande, und verkaufte die erledigte Stelle wieder an andere. Da die entsetzten Bischöfe in der Stadt, die sie verlassen sollten, manchmal eine mächtige Parthei für sich auftreten und handeln ließen, so bekamen, sagt Bruno, viele Städte zwei Bischöfe, deren keiner würdig war, die Stelle eines Bischofes zu vertreten. Der junge König unterschrieb alles, was Albert ihm vorlegte. Ich brauche die Folgen davon nicht erst weitläufig zu schildern, oder die unzähligen Vorfälle innerer Zwietracht und Meutereien, welche durch solche Behandlungen nothwendig veranlaßt werden mußten, nach der Länge zu erzählen. Ganz Deutschland gerieth in einen schwankenden Zustand von Bestür-

zung und Schmerzen, und die Sachsen zumal, denen der junge König noch überdieß durch seinen beständigen Aufenthalt daselbst doppelt beschwerlich wurde (denn der König der Deutschen gieng bei den Deutschen zu Tisch, das ist, er wurde von der Provinz, worin er anwesend war, freigehalten), wußten sich kaum mehr zu fassen, und sahen sich stillschweigend um Hilfe um.

Heinrich hatte sich, während Albert durch seine Bedrückungen alle Gemüther wider sich und ihn aufbrachte, seiner Seits durch ausschweifende Buhlschaften und niedrige Streiche gleich verhaßt und verächtlich gemacht. Statt zu erzählen, was die gleichzeitigen Geschichtschreiber mit vollem Bezeigen ihres Entsetzens hierüber insbesondere anführen, merke ich nur an, wie unüberlegt und ganz ohne Kenntniß der Sache diejenigen urtheilen, welche die wahrhafte, geordnete und jungfräuliche Liebe, wodurch wohlwollende Empfindungen gezeigt, und starke Neigungen zur Ordnung und Edelmüthigkeit hervorgebracht und genährt werden, mit den wilden Trieben der Buhlschaft vermengen, und gegen diese, als gegen höchstens nur schwache und wohl gar manchmal liebenswürdige Leidenschaften allen möglichst nachsichtlichen Glimpf, und eine Art von aufmunternder Schonung äußern, da es doch nur ein

höchst seltenes, und bloß von zufälligen Umständen veranlaßtes Ungefähr ist, wenn sie allein auf den Unglücklichen, der in ihren Netzen verstrickt liegt, mit ihrer schrecklichen Macht sich einschränken, sonst und ihrer Natur nach aber den Menschen mit wüthiger und tobender Gewalt aus allen Schranken jagen, und am Ende zu jeder Niederträchtigkeit und Grausamkeit hinreissen. Heinrich, der, vermöge seiner natürlichen Anlage, zu einem sanften und klugen Betragen geeignet zu seyn schien, wurde, da die abwechselnden Unruhen der tobenden Leidenschaft seines Wesens sich bemächtigt hatten, gleichsam aus sich selbst herausgeworfen, und ein fremder Mensch, der nicht mehr sah, was Recht und Unrecht, klug oder höchst unklug, herabsetzend und unanständig, was andern unausstehlich, und seiner eigenen Person, seinen eigenen Absichten höchst nachtheilig war. Er hatte sich im Jahre 1066 zu Tribur mit Bertha, Tochter des Markgrafen Otto von Susa (mit welcher er von seinem Vater bereits im fünften Jahre seines Alters verlobt worden war), vermählt. Was die deutschen Fürsten, welche ihm wegen dieser Heirath immer anlagen, zumal in Hinsicht, daß Bertha ein sehr schönes und edelmüthiges Frauenzimmer war, hofften, daß Heinrich zu einem wohlgeordneten Leben zurückkehren würde, traf

nicht ein. Heinrich, in dessen Gemüth der Hang zur Ungebundenheit bereits zu starke Wurzel gefaßt hatte, sah seine Gemahlinn bald als eine unerträgliche Last an, von der er nicht genug eilen konnte, sich zu befreien. Er gerieth hierbei auf verschiedene Einfälle, deren einer aber seiner eigenen Person theuer genug zu stehen kam. Er hatte einem seiner Vertrauten befohlen, sich in die Königinn verliebt zu stellen, und sie zur Untreue zu reizen; er wollte sie dann, dachte er, in der That überfallen, und unter diesem Vorwand der Untreue verstossen. Die Prinzessinn merkte die List schon aus der Unverschämtheit, mit welcher der Hofschranze seinen Auftrag betrieb; und nachdem sie ihre Maßregeln genommen hatte, bestimmte sie endlich ihm eine Stunde, zu der er sich einfinden sollte. Heinrich schlich mit seinem Gesellen im Finstern herbei, und war so voreilig, daß er, wie das Zimmer geöffnet ward, der erste hineindrang. In dem Augenblicke wurde er auf ein Zeichen der Prinzessinn, die ihn sogleich erkannt und die Thüre nach ihm verriegelt hatte, dergestalt entsetzlich von den versteckten Hoffräulein (ungeachtet seines Rufens, daß er der König sey, welches aber diese, wie sie hinwieder riefen, für unmöglich hielten) geprügelt, und zuletzt mit Beulen und Wunden bedeckt, aus dem

Zimmer gestossen, daß er über einen Monat bettlägerig war. Endlich wendete sich Heinrich an die Reichsfürsten, auf deren Stimmen er sonst wenig Rücksicht nahm, und im Jahre 1069 sollte auf einem Reichstage zu Worms die Ehescheidung förmlich vor sich gehen. Heinrich hatte sich hierbei ganz auf die Einlenkung und Unterstützung des Erzbischofes Siegfried von Mainz verlassen, der als Reichskanzler das größte Ansehen behauptet, und der bei dieser Gelegenheit die zuversichtlichste Hoffnung, einige längst gesuchte beträchtliche Vortheile einmal durchsetzen zu können, gefaßt hatte. Es hatten nämlich die Erzbischöfe von Mainz schon längst die allgemeinen Zehnten von Thüringen (theils weil ihr Kirchensprengel sich dahin ausgedehnt hatte, theils weil die beträchtlichsten herzoglichen Güter nach Mainz lehenbar waren) inständig gesucht, und noch vor Kurzem hatte diese Zehnten der thüringische Herzog Otto nicht nur in Betreff der Lehengüter, sondern auch in Rücksicht aller Thüringer zugesagt, diese aber sich standhaft entgegen gesetzt. Der junge König, der seine Befehle, Einfälle und Launen für Grundsätze und Rechte hielt, machte sich ohne weiters verbindlich, daß er den Erzbischof, falls er ihm zur Ehescheidung verhilflich wäre, in den unbedingtesten Besitz seiner Wünsche setzen

wollte; und wiewohl die gesuchte Ehescheidung nicht zu Stande kam (denn der Erzbischof hatte die Vorsicht gebraucht, die Sache dem römischen Hofe anzuzeigen, und dieser hatte einen Legaten geschickt, welcher, nebst den übrigen Reichsfürsten, die Scheidung verhinderte), so glaubte Heinrich doch, daß es sein Ansehen erforderte, den Zehnthandel ins Werk zu setzen; ja er sah sogar diesen Vorfall für eine erwünschte Gelegenheit an, allen Fürsten und Völkern Deutschlands ein für allemal ein entscheidendes Beispiel zu geben, daß er, was sie immer noch nicht glauben wollten, in allen Fällen ihr unumschränkter Herr und Monarch sey.

Die Verfassung von Deutschland, und die Grundsätze und Gesinnungen der deutschen Fürsten und Stände hatten damals bereits eine besondere Wendung und Beschaffenheit gewonnen, bei welcher es äußerst gewagt und unklug war, ihr Mißvergnügen anzufachen, und es zu einer offenbaren Erklärung kommen zu lassen. Diese deutschen Fürsten und Völkerschaften hatten es nichts weniger, als vergessen, wie sehr Kaiser Otto, genannt der Große, ihre Freiheiten beschränkt, und wie gewaltsam sie seitdem der neue fränkische Kaiserstamm gekränkt, und täglich unterwürfiger zu machen getrachtet hatte. Die großen und kleinen Völ-

ker gaben von Zeit zu Zeit Beweise, daß sie in jene Gewalt, deren sich schon die sächsischen Kaiser angemaßt hatten, die Herzoge und Fürsten nach ihrer Gunst und Willkühr einzusetzen, und dieselben wie bloße Hofbeamte zu behandeln, nie einwilligen würden, und die Besetzung der Herzogthümer gieng häufig nicht ohne Unruhen vor sich, wobei Blut vergossen, und Land und Leute mit Gewalt zum Schweigen gebracht und niedergedrückt werden mußten. Die Kaiser traten indessen nicht mehr zurück, und hielten vielmehr jede Nachgiebigkeit für unklug und schädlich. Statt daß sie bei Besetzung der großen Reichswürden die herkömmliche Einwilligung der Stände hätten verlangen sollen, besetzten sie dieselben mit Leuten ihres Anhanges oder ihrer Familie, und behandelten sie vollkommen nach ihrem Eigendünkel. K. Heinrich III. trieb diese Eigenmacht aufs Höchste, und die deutschen Völker wußten gar nicht, was und woran sie wären. Das Herzogthum Bayern z. B. bekam im Jahre 1053 einen dreijährigen Prinzen, nämlich eben den gegenwärtigen K. Heinrich IV. zum Regenten, und einen Bischof zum Statthalter. Im Jahre 1056 wurde dessen Bruder, Konrad II., ebenfalls ein dreijähriger Prinz, Herzog; und als dieser im nämlichen Jahre starb, nahm seine Mutter, die verwit-

tibte Kaiserinn Agnes das Herzogthum gleichsam als ein Eigenthum oder Wittibsitz zu sich, bis es ihr im Jahre 1061 gefiel, dasselbe an einen Sachsen, Otto II. von Nordheim abzutreten. Eine solche Veränderung und Willkühr mußte den Bayern, und in gleichen Fällen andern Völkern, als welche sich von einer solchen Regierung in Rücksicht eines gegründeten Wohlseyns ihrer Länder nichts Gutes versprechen konnten, eben so sehr, als selbst den auf solche Weise aufgestellten Herzogen, welche bei ihren Würden nie sicher waren, nothwendig äußerst mißfallen. Das Seltsamste, und mit sich selbst im Widerspruche Stehende dabei war, daß selbst die Kaiser bei eben den Vorfällen, deren Ereignisse sie so begierig ergriffen, um bald diese bald jene Vornehme des Reichs zu demüthigen, genöthigt wurden, zu gleicher Zeit andere wieder zu erheben, und diesen letztern, wenn sie ihres Beistandes benöthiget waren, von Zeit zu Zeit verschiedene wichtige Vorrechte und Freiheiten zu ertheilen, deren Genuß und Besitz nachher die Söhne nicht nur bei ihrer Familie zu erhalten, sondern täglich weiter auszudehnen gesucht haben. Während der Minderjährigkeit des (gegenwärtigen) Heinrich that jeder weltliche und geistliche Große, was er wollte, so, daß der Verband der Reichsgesetze und die Furcht und Ach-

tung für die Majestät des Reichs sich beinahe verloren, und daß eben durch das ungezähmte Ringen nach mißverstandener Unabhängigkeit die wahre Freiheit, deren Hauptwesen darin besteht, unter der Gerechtigkeit und dem Schutze der Gesetze Ruhe und Sicherheit seines Lebens und Eigenthums genießen zu können, nie mehr, als damals, gelitten hat. Niemand hatte Ansehen genug, der Unordnung Einhalt zu thun; ja der Erzbischof Hanno von Köln, als er den jungen Prinzen zu sich nahm, fand sich, um nicht zu scheinen, als wenn er vor andern Reichsfürsten einer besondern Macht sich anmaßen wollte, genöthigt, unverzüglich zu erklären, daß ein jeder Bischof, in dessen Diöces sich der König aufhalten würde, die Sorge des Reiches übernehmen, und die Stelle eines Kanzlers vertreten sollte *). Bei einer solchen Stimmung der Großen kam das übermüthige Betragen des Erzbischofes Albert ganz und gar zur Unzeit, und dasselbe würde von einem so trefflichen Kopf, wie er war, kaum zu begreifen seyn, wenn man nicht wüßte, daß die Herrschaft unumschränkter Günstlinge zuletzt immer ganz blind und rasend zu seyn pflegt. Nachdem die

*) Lamb. Schafnab.

Fürsten die häufigen Erniedrigungen und Miß-handlungen täglich tiefer empfunden, und sich heimlich einer gegen den andern beklagt hatten, ereignete sich endlich, was sich, nach dem Zeugnisse der Weltgeschichte, aller Orten auch bei den ergebensten und nachgiebigsten Gemüthern zu ereignen pflegt, wenn sie durch Druck und Noth zur Verzweiflung getrieben, und in jenen Zustand versetzt werden, der, um die Sache in einem Bilde vorzustellen, mit dem verglichen werden kann, was sich mit dem beugsamsten und geduldigsten aller Elemente, mit der Luft ergiebt, als welches immer folgsam und willig jeder Bewegung nachgiebt und ausweicht, jeden Ton und jeden Gebrauch, wozu man es benützen will, annimmt und ausführt, aber wenn es gewaltsam gedrückt wird, Gebirge von sich wirft, und die Erde in ihrem Innersten zittern und seufzen macht. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln wurden die Urheber einer Unternehmung, die bis dahin noch neu und unerhört war. Sie luden die Fürsten ein, nach Tribur zu einer gemeinsamen Berathschlagung zu kommen, und sogleich versammelte sich daselbst im J. 1066 eigenmächtig der erste deutsche Fürstenbund, bei welchem das gemeinsame Wohl und Recht wider den König in gemeinsamen Schutz genommen, und dieser zur Parthei gemacht wer-

den sollte. Der Erzbischof Albert, der die Folgen einer solchen Versammlung übersah, rieth, und beredete den jungen Heinrich, sich unverzüglich nach Tribur zu begeben, und durch seine Gegenwart den Ausbruch eines nahen Ungewitters zu verhindern. Diese Vorsicht diente indessen zu nichts, als daß Heinrich selbst Augenzeuge wurde, wie weit es mit den mißvergnügten Fürsten gekommen sey. Diese sagten ihm mit dürren Worten ins Gesicht, er müsse entweder selbst abdanken, oder seinen Liebling und Mitregenten, Albert, entlassen.

Heinrich, nachdem er vergeblich gesucht hatte, durch List nach Goßlar zu entkommen, fügte sich in die Nothwendigkeit, und entließ den Albert auf den Schein, rief ihn aber bald wieder zu sich, worauf die Sachen, wie ehemals, und um so mehr noch schlimmer als ehemals giengen, als Heinrich, auf Einrathen des Albert, lange vorher wider allenfallsige Empörungen in Sachsen solche Vorkehrungen getroffen hatte, von denen er sich gar nicht vorstellen konnte, wie sie jemals mißlingen könnten. Er hatte nämlich auf den vortheilhaftesten Anhöhen in Sachsen und Thüringen feste Schlösser erbaut, und was ihn am meisten ergötzte, selbst die Einwohner, welche nach

ihrem unbefangenen Herzen der Meinung waren, daß der König bloß von einer jugendlichen Baulust eingenommen sey, bereitwillig gefunden, den Bau derselben zu befördern. Heinrich besetzte sie jetzt mit Mannschaft, welche aus Mangel an Proviant und aus frechem Uebermuth den benachbarten Großen äußerst lästig fiel, und befahl nun an der Spitze eines Heeres den Thüringern, ohne im Geringsten auf ihre Vorstellungen zu achten, mit einer unerbittlichen Härte, dem Erzbischofe von Mainz den Zehnten zu entrichten. Er züchtigte zugleich einige Große, welche sich in seine Befehle nicht fügen wollten, und wurde nicht klüger, da er wahrzunehmen hatte, daß sich die Thüringer nichts weniger, als bereit fanden, die Zehnten auszuliefern, sondern vielmehr diejenigen, welche sich derselben mit Gewalt bemächtigen wollten, theils zerstreuten, theils tödteten. Damals war ihm kein Mittel zu niedrig, um nach seiner Meinung sich fürchterlich zu machen. Da man ihm wider den Herzog Otto II. von Bayern den Verdacht beigebracht hatte, daß dieser beherzte und verständige Fürst im Falle eines Aufstandes der Sachsen nicht säumen würde, diesen seinen Landsleuten mit den ihm ergebenen Bayern beizustehen, ließ er denselben einer nieder-

trächtigen Handlung beschuldigen*), und durch ein gesetzwidriges Urtheil einiger, wegen Privathändel ihm abgeneigter Großen im Jahre 1070 des Herzogthums entsetzen; so nahm er zwei Jahre nachher auch dem Berthold von Zähringen (im Breisgau) sogar ohne scheinbare Ursache, das Herzogthum Kärnthen, und gab es seinem Vetter Marquard von Eppenstein. Das Herzogthum Bayern gab er dem erstgebornen Sohn des Markgrafen Azo II. zu Este, Welf I, der jetzt die niedrige Schwachheit begieng, von dem entsetzten Herzog Otto, seinem Schwiegervater, sich abzuziehen, und dessen Tochter Ethelinde, seine rechtmäßige Gemahlinn, ungeachtet der ihr zweimal eidlich zugesagten Treue, zu verstossen **). Das Mißvergnügen der Völker wurde täglich zum Ausbruche reifer, und in Sachsen und Thüringen, auch in Schwaben, und schon auch größtentheils in Bayern, wo man zu sehen glaubte, daß das Schicksal der Thüringer das allgemeine Schicksal seyn, und Deutschland um alle Freiheit und Verfassung kommen würde, hielten die Vornehmen häufige Zusammenkünfte, um sich wegen der Mittel, durch welche ihre Rettung bewirkt werden sollte, zu berathschlagen.

*) Bruno.

**) Lamb. Schafnab.

Noch wäre es möglich gewesen, die geschehenen Fehltritte durch Klugheit beizulegen, und die bestürzten Großen zu beruhigen. Diese, welchen ein öffentlicher Aufstand gegen ihren König zwar eine unvermeidliche, aber dennoch eine neue und beispiellose Sache war, waren noch immer zu Unterhandlungen geneigt, und selbst der äußerst mißhandelte Herzog Otto II. von Bayern, ungeachtet er in der ersten Entrüstung durch ein in Eile zusammengerafftes Heer in Thüringen bewiesen hatte, wessen man sich zu ihm zu versehen hätte, falls man ihn aufs Aeußerste treiben wollte, ließ sich bereden, im Jahre 1071 um Pfingsten nach Halberstadt zu kommen, und sich dem Urtheile eines gleichbürtigen und gesetzmäßigen Fürstengerichts zu unterwerfen. Als er daselbst erschien, ließ ihn Heinrich gefangen setzen. Dieß geschah auch dem Erbprinzen Magnus von Sachsen, welcher, als der thätigste Freund des Herzogs Otto, in Arrest nach dem Schlosse Harzburg wandern mußte. Jener wurde nach einem Jahre, gegen Abtretung vieler Güter an den König, losgelassen; Magnus aber, welcher sich zu nichts, und am wenigsten zur Entsagung seiner Ansprüche auf die herzogliche Würde von Sachsen verstehen wollte, wurde erst nach zwei Jahren durch eine glückliche Unternehmung seines Vatersbruders, Her-

mann, befreit. Heinrich ließ sich nämlich bei=fallen, die Feste Lüneburg, welche der sächsisch=herzoglichen Familie zuständig war, an sich zu ziehen, und siebenzig seiner getreuesten Freunde und Anverwandten mußten sie ohne weiters besetzen. Diese Herren, geborne Schwaben, fanden zwar ein sehr festes Schloß, aber nicht so viel Proviant, womit sie auch nur auf etliche Tage hätten auslangen können. Hermann eilte auf die erste Nachricht mit entschlossenen Sachsen herbei, und erklärte sogleich, daß er sie nur gegen die Befreiung des Prinzen Magnus loslassen würde. Heinrich, der sich außer Stand sah, den Seinigen so eilig als nöthig, Hilfe zu leisten, mußte einwilligen, und die erfreuten Sachsen trugen sich lange mit dem Sprichworte herum, daß Ein Sachse siebenzig Schwaben werth sey.

Um die nämliche Zeit begieng Heinrich eine andere Thorheit. Er hatte, da endlich im Jahre 1072 der Erzbischof Albert von Bremen, der Haupturheber alles Unheils, gestorben war, in einem Augenblicke, wo sich ihm die Zerrüttung aller Sachen lebhaft dargestellt haben mochte, den Erzbischof Hanno von Köln ersucht, der Geschäfte sich anzunehmen. Dieser schon sehr betagte, fromme, und auf Recht und Billigkeit streng haltende Herr fand sich dazu aus Liebe zum allgemeinen Besten

bereitwillig, erfuhr aber eben so bald, daß es schlechterdings unmöglich seyn würde, die Hofleute, welche den Prinzen umgeben, auch ihn ganz in ihre Gewalt genommen hatten, zu einem bessern Betragen zu stimmen, und den gräßlichen Unordnungen auch nur einigen Einhalt zu thun. Er drang auf seine Entlassung, und Heinrich, der ihn bereits ebenfalls als einen unausstehlich lästigen Hofmeister ansah, entließ ihn mit so vieler Bereitwilligkeit, als er ihn vor einem Jahre inständig zu sich berufen hatte. Damals (wie Lambert von Aschaffenburg anführt) gieng er bereits damit um, alle Güter der freien Sachsen zu seinem Fiskus zu schlagen, und sie selbst der Leibeigenschaft zu unterwerfen; und damit er sein Vorhaben desto leichter allenfalls mit Gewalt durchsetzen könnte, gebot er allen Fürsten des Reichs, unter dem Vorgeben eines Feldzuges nach Polen, sich zu versammeln. Zu gleicher Zeit betrieb er mit der äußersten Hitze und Unvorsichtigkeit die Verstärkung der vorhandenen, und den Bau neuer Bergschlösser, und drang wider die Thüringer neuerdings, und mit schrecklichen Drohungen auf die Entrichtung des Zehnten ein, wobei er endlich seinen Uebermuth auf eine Stufe führte, wodurch ganz Sachsen und Thüringen in Verzweiflung gerieth.

Er ließ im Jahre 1073 den Fürsten und allen Ständen von Sachsen melden, daß sie sich auf das Fest der Apostel Petrus und Paulus zu Goßlar an seinem Hofe versammeln sollten, indem er bereit wäre, die bisherigen Uneinigkeiten daselbst ordentlich untersuchen und schlichten zu lassen. Diesem Aufgebote folgten alle Großen mit unendlichen Freuden, und an dem bestimmten Tage hatten sie sich sogleich in aller Frühe in dem Palaste des Königs eingefunden. Hier standen in dem Vorzimmer alle Fürsten, Bischöfe, Grafen und andere Großen von ganz Sachsen, und warteten geduldig den ganzen Tag auf die Erscheinung des Königs, welcher indessen in seinem Zimmer mit seinen lustigen Gesellen scherzte, und mit Würfeln spielte. Sie hatten bereits öfters um die Gnade, daß der König sich ihrer erinnern möchte, gebeten, als endlich, da bereits die Nacht einbrach, ein leichtfertiger Hofdiener zum Vorschein kam, und mit einem höhnischen Lächeln sie fragte, wie lange sie denn noch warten wollten, und ihnen dabei meldete, daß der König eben durch eine andere Thüre sich entfernt, und nach seinem Schlosse Harzburg unweit Goßlar (bei dem Dorfe Neustadt im Fürstenthume Wolfenbüttel) sich begeben hätte.

Diese Behandlung setzte alle Anwesenden außer Fassung. Die Vornehmsten derselben versammelten sich noch dieselbe Nacht in einer Kirche, und brachen einer über des andern Anblick in einen Strom von Thränen aus. Sie betheuerten endlich, daß sie lieber sämmtlich mit allen ihren Angehörigen sterben, als in einer solchen Knechtschaft länger verharren wollten. Sogleich gerieth ganz Sachsen in Aufruhr, und in wenigen Tagen griffen mehr, als sechzigtausend Mißvergnügte zu den Waffen. Der Erzbischof von Magdeburg, die Bischöfe zu Halberstadt, Hildesheim, Minden, Merseburg und Meissen (nur der Erzbischof von Bremen, Lienar, ein junger Herr aus Bayern, dann die Bischöfe von Zeiz und Osnabrück wollten nicht mithalten), ferner der Graf Herrmann von Sachsen, Markgraf Udo von Nordsachsen, Markgraf Dedo von Meissen, Markgraf Egbert II. von Thüringen, und der Pfalzgraf Friedrich machten die Anführer, und der entsetzte Herzog Otto von Bayern den Versammler. Dieser bestieg, da sich jene Fürsten, gemäß der Verabredung bei einem kleinen Dorfe, Nockmeslou, versammelten, um von allen gesehen und gehört zu werden, einen Hügel, und hielt an die Fürsten eine feuerige Anrede, aus deren Inhalt und Gesinnung, so wie sie ihm der gleichzeitige Bruno in den

Mund legt, man lernen kann, zu welchen Grundsätzen die Noth und Erbitterung zu schreiten pflegt. Otto trug durchaus auf die Entsetzung des Heinrichs an, und indem er des Eides der Treue, den ihm alle geschwo- ren hatten, erwähnte, sagte er: „Wohl, wir ha- ben alle dem Könige geschworen; und so lange er König blieb, und was einem Könige zu- steht, that, so lange habe ich die Treue, die ich ihm zugeschworen, redlich und heilig ge- halten. Er hat aber selbst aufgehört, König zu seyn, und sonach hört auch der Eid der Treue auf. Ich ergreife also nicht wider den König, sondern wider den ungerechten Räuber meiner Freiheit, welche kein braver Mann an- ders, als mit dem Leben verliert, die Waffen, und wider diesen ist mein Wunsch, daß auch ihr sie ergreifen sollt." Er beschloß mit einer feierlichen Aufforderung, daß jeder insbeson- dere für sich öffentlich vorbringen möchte, was er bisher von König Heinrich zu leiden gehabt hätte. Hierüber brachen die Fürsten neuer- dings in Thränen aus, und indem sie sich einer nach dem andern die erlittenen Bedrü- ckungen und Beschimpfungen erzählten, gelob- ten sie sich einen unzertrennlichen Beistand. Zugleich wurden noch mehrere Beschuldigun- gen, worunter, wie es bei solchen Vorfällen zu geschehen pflegt, manche übertrieben gewe-

sen seyn mochten, vorgebracht, und es kam wirklich der Gedanke auf die Bahn, daß man einen andern König, wobei man auf den Herzog Rudolph von Schwaben deutete, auf den Thron setzen müßte; wie dann auch dieser Herzog, so wie die Herzoge Berthold von Kärnthen, und selbst Welf von Bayern, welche sich vom Könige wenig geachtet sahen, zu wanken angefangen hatten. Gleichwohl wurde beschlossen, noch einen Versuch zu machen, ob bei Heinrich einige Aenderung zu hoffen wäre, und dem zu Folge wurden einige Abgeordnete nach Goßlar geschickt, deren Begehren war, der König sollte ihnen den Feldzug nach Polen erlassen; er sollte die befestigten Schlösser, welche er offenbar zu ihrem Untergange erbaut hätte, niederreissen; er sollte über die Fürsten von Sachsen nicht nach seinem Eigendünkel, sondern nach dem Fürstenrechte richten; er sollte nicht unaufhörlich in Sachsen bleiben, sondern auch andere deutsche Länder bereisen; er sollte das Geschmeiß verächtlicher Leute, mit welchen er, weil sie ihm blindlings überall Recht gäben, seinen Hof angefüllt, und deren Eingebungen er sich überlassen hätte, abdanken, und verständiger Männer Rath hören; er sollte seine Buhlschaften entlassen, und dafür seine Gemahlinn in Ehren halten, und sollte sich überhaupt, wie einem Könige ziemt,

betragen, wenn er ferner ihr König seyn wollte. Als hierauf ein bloßer Hofbescheid, der wenig von einiger Achtung gegen sie zeigte, erfolgt ist, eilten die Fürsten mit dem ganzen Heere nach Harzburg, nach welchem Schlosse sich der König auch dießmal wieder zurückgezogen, und bei der ihm ganz unerwarteten Erscheinung alle Fassung verloren, und kaum noch so viele Gegenwart des Geistes hatte, um den Anführern sagen zu lassen, „er wundere sich, daß sie so kämen, da er doch bereit wäre, alles zu thun, was sie verlangten.“ Diese ließen ihm zurücksagen, „der König wisse, worin ihr Begehren bestände; sie ihrer Seits seyen entschlossen, mit Gottes Gnade zu thun, was edeln Leuten für die Erhaltung ihrer Freiheit und ihres Eigenthumes zu thun gezieme.“ Zugleich besetzten sie alle Zugänge zum Schlosse, und es schien, daß sie unverrichteter Sache nicht mehr fortziehen würden. Die Bestürzung des kleinen Hofes war unbeschreiblich, und eben diejenigen, welche sich sonst am beherztesten oder muthwilligsten bezeigt hatten, verloren jetzt alle Gegenwart des Geistes, und baten inständig, daß den Fürsten willfahren werden möchte. Solche Aeußerungen, welche mit Geberden voll zweideutigen Sinnes begleitet wurden, schlugen den Heinrich vollends zu Boden, und er sah mit Entsetzen, oder

glaubte zu sehen, wie sich alle Menschen von ihm absonderten, und wie jetzt seine treuesten Anhänger bereit wären, ihn seinen Feinden zu überliefern. Er vermied ihre Gegenwart, und verbarg sich vor ihnen, als hielt er einen jeden, der sich ihm nahen wollte, für denjenigen, der ihn verrathen würde. Einige wiederholt fruchtlos abgeschickte Boten und Unterhändler machten die Sache immer ärger, und seine Angst und Verlegenheit nahm stündlich zu, als ihn endlich die Furcht, was ihr stets das Natürlichste ist, zu Gedanken der Flucht trieb, deren Anschläge im höchsten Geheim den Bischöfen von Zeiz und Osnabrück, und dem Herzoge Berthold von Kärnthen anvertraute. Da diese Herren selbst keine Möglichkeit sahen, den König der gegenwärtigen Gefahr zu entreissen, so entschloßen sie sich, diese wenigstens mit einer andern, wo noch einiger Strahl von Hoffnung sich zeigte, zu verwechseln, und indem sie nur noch einen und den andern ihrer geprüftesten Diener zu sich nahmen, schlichen sie mit dem Könige bei eitler Nacht auf den schlüpfrigsten Auswegen von den Anhöhen des Schlosses. Die Angst, daß man ihnen nachsetzen und sie ergreifen möchte, führte sie weit weg von allen Wohnungen der Menschen in die abgelegensten Tiefen der dicksten Wälder, in welchen sie, ohne zu ruhen,

ohne einige Speise zu sich zn nehmen, drei Tage und Nächte umherirrten, und endlich am vierten Tage, von Hunger und Ungemach erschöpft, bei Eschwegen in Hessen ans Tageslicht kamen.

Diese war die erste Demüthigung, welche dem jungen Heinrich (er war damals dreiundzwanzig Jahre alt) widerfuhr, und aus der Art, wie die übrigen deutschen Fürsten sie ansahen, und selbst die Sachsen sie nachher benutzten, stand es nur bei ihm, sich so zu benehmen, daß es die letzte gewesen wäre. Die deutschen Fürsten, an welche er sich um Hilfe und Genugthuung gewendet, und denen er unaufhörlich vorgejammert hatte, daß nicht so fast er, als vielmehr sie sämmtlich in der Verletzung seiner Person beschimpft worden, gaben ihm einhellig eine Antwort, welche ihrer würdig, und für einen König, der seine Majestät unverletzt wissen wollte, lehrreich genug war. Sie sagten, sie wären allerdings erbötig, seiner Ehre sich anzunehmen; vorher aber müßte man die Beschwerden der Sachsen durch ein gesetzmäßiges Fürstengericht untersuchen. Sollte sich dann finden, daß ihm ohne alle Ursache widerfahren wäre, was ihm widerfahren ist, so würden sie alle ihre Kräfte aufbieten, ihm seinen vorigen Rang und Glanz wieder zu verschaffen. Sollte sichs aber zeigen, daß er nach

dem Rathe einiger närrischen Günstlinge ein so gutes Land wie Sachsen habe verderben wollen, dann wäre für ihn ja freilich nichts übrig, als solche rasende Anschläge fahren zu lassen, die heillosen Leute nicht ferner zu hören, und seine Regierung nach den Vorschriften der Gerechtigkeit einzurichten; denn ohne Ursache würden sie wider die Sachsen, welche doch Christen, und größtentheils ihre lieben Anverwandten wären, zu keiner Zeit die Waffen ergreifen." Diese Antworten nahm Heinrich auf gleiche Weise auf, wie er nachmals, wenn er in größere Nothfälle kam, Vorwürfe oder Erinnerungen immer aufzunehmen pflegte, mit Bezeigung aller Ergebenheit nämlich, und mit heißen Wünschen und Betheurungen, daß er nichts anderes verlange und suche, als gegen jedermann billig und gerecht zu seyn, und daß er sogleich das überzeugendste Beispiel durch sein Betragen gegen die Sachsen geben wollte. Diese, welche ihn durch einen langjährigen Umgang genauer zu kennen glaubten, hofften anfänglich nie wieder eine wahre Versöhnung, und betrieben vielmehr den bei so vielen Bedrückungen längst gemachten Entwurf, daß man einen andern König wählen müsse, mit so vieler Inständigkeit, daß der Erzkanzler des Reichs einen allgemeinen Reichstag nach Mainz ausschrieb, in der Absicht, den Herzog Ru-

dolph von Schwaben in Vorschlag zu bringen. Schon begannen einige Fürsten sich einzufinden, und Heinrich sah sich dadurch neuerdings in die Enge getrieben. In dieser Verlegenheit war es, daß er den Entschluß faßte, der bald nachher für ganz Deutschland und Europa von so äußerst wichtigen Folgen geworden ist, den Beistand, welchen ihm eben jetzt die Bürger zu Worms anboten, anzunehmen, sohin (was auch gleich der Erfolg war) die Bürger anderer Städte zu ermuntern, sich selbst die Waffenfähigkeit, und, wozu sie der dumme und plumpe Hochmuth der Altadeligen zwang, sich selbst eine freiere Verfassung zu geben. Zu gleicher Zeit ersuchte Heinrich den Erzkanzler, ja doch noch eine gütliche Unterhandlung mit den Sachsen einzuleiten, und auch er selbst machte ihnen alle erdenklichen Versprechungen, wenn sie ihn wieder bei sich aufnehmen, seine Fehltritte, die ihm leid thäten, vergessen, und sich vollkommen mit ihm aussöhnen wollten; ja, wie er glaubte, alles hinlänglich vorbereitet zu haben, zog er zu Anfang des Jahres 1074 mit einem beträchtlichen Gefolge in ihr Land. Die Sachsen kamen ihm mit einer zahlreichen und wohlgerüsteten Armee entgegen, und meldeten ihm, nach seinem eigenen Verlangen, die Bedingnisse, nach deren Erfüllung sie bereit wären, sich mit ihm

auszusöhnen. Diese waren, „Heinrich sollte die, zu ihrem Untergange erbauten Schlösser niederreissen, und nie wieder aufbauen; er sollte in Sachsen nicht nach dem Rathe seiner Hofgünstlinge, sondern nach dem Sachsenrechte richten, und dem Herzoge Otto von Bayern binnen einem Jahre zu seinem Rechte verhelfen." Heinrich, der jetzt noch gar viel mehr, als dieses zugesagt hätte, ließ hierauf sein Gefolg zurückgehen, und da er sich den Sachsen, welche ihn unter einem allgemeinen Glückwünschungs= und Jubelruf nach Goßlar führten, mit vollem Vertrauen überließ, bekam es das Ansehen, daß allmählig alles gut eingeleitet werden könne, als ein neuer, wiewohl einseitiger Vorfall dem Heinrich wieder einen neuen Vorwand gab, seine Absichten auf die Unterdrückung der sächsischen Fürsten mit verdoppeltem Eifer hervorzunehmen. Gemäß dem letzten Vertrage mit den Sachsen, sollten nicht nur die von ihm, sondern auch alle von den sächsischen Herren erbauten festen Schlösser niedergerissen werden, und Heinrich ließ den Vollzug, welchen er zur Zeit unter keinem Scheine von Einwendung hindern konnte, ins Werk setzen; nur wünschte er heimlich, daß die Gebäude der Harzburg verschont bleiben möchten. Er hatte nämlich nicht nur das Schloß mit einem königlichen Aufwande her=

stellen, sondern auch ein Kloster und eine Kirche daselbst mit einer Pracht und Größe, welche nur von der feuerigen Vorliebe und Einbildungskraft des mächtigsten und reichsten Monarchen der Welt hätte entworfen werden können, erbauen und auszieren lassen. Er hatte das Kloster mit einer zahlreichen Geistlichkeit, und zumal die Kirche mit allem, was Deutschland im Einzelnen Schönes und Prachtvolles besaß, versehen und ausgeschmückt, und dieser Herrlichkeit sich mit einer Innigkeit von Vergnügen erfreuet, die es ihm äußerst schmerzlich und ganz unmöglich machte, sich die Vernichtung dieser mit so vieler Sorgfalt und außerordentlichen Kosten gesammelter Schönheiten und Kostbarkeiten zu denken. Er hatte sich demnach mit einigen Vertrauten verabredet, nur die Außenwerke niederreissen zu lassen, und sich, während dieses geschehen sollte, entfernet; allein die Bauern, welchen dieses Geschäft unvorsichtiger Weise übertragen worden ist, merkten nicht so bald die heimliche Absicht, als sie in eine wüthende Gährung geriethen, und indem sie sich an die vielen Mißhandlungen, welche sie von der Besatzung dieses Schlosses zu leiden hatten, erinnerten, und sich tausend neue Unglücksfälle weissagten, über die Gebäude mit einer Wuth herfielen, bei der in kurzer Zeit kein Stein über

dem andern blieb. Mit einer bei solchen Vorfällen gewöhnlichen Raserei hatten sie überdieß die vorhandenen vielen Schätze geraubt, die königlichen Grabstätte (Heinrich hatte seinen erstgebornen Sohn und seinen Bruder Konrad dahin begraben lassen) aufgebrochen, die Gebeine zerstreut, und alles in Schutt und Asche verwandelt. Die sächsischen Fürsten, welche eine solche Mißhandlung selbst äußerst mißbilligten, stellten sich unverzüglich bei Heinrich ein, und versprachen ihm, indem sie sich ihrer Seits auf das Beste entschuldigten, alle nur ersinnliche Genugthuung. Heinrich, der sich meisterlich darauf verstand, seine innern Bewegungen zu verbergen, schien wohl bestürzt, aber nicht sehr entrüstet zu seyn; reiste aber sogleich nach der Rheingegend ab, wo er, wie Bruno sagt, an den Grenzen einen Schwur gethan haben soll, daß er nie wieder nach Sachsen als mit einer Macht zurückkehren würde, bei welcher er würde thun können, was ihm beliebte.

Und mit der ihm eigenen hinreissenden Thätigkeit setzte er alle Mächtigen am Rhein, in Lothringen, Schwaben, Bayern, und andern Reichslanden in Bewegung. Er bat, flehte, drohte, beschwor sie, wider die offenbaren Verletzer seiner Majestät, wider die Schänder alles Geheiligten, ihm beizustehen, und

versprach ihnen zuletzt, die Länder von Thüringen und Sachsen unter sie zu theilen. So brachte er (obwohl sich die auswärtigen Fürsten, die er ebenfalls aufgefordert hatte, die Böhmen ausgenommen, entschuldigt hatten) eine ansehnliche Armee zusammen, wozu das Beispiel des Herzogs Rudolph das Meiste beitrug, als welcher wider die Sachsen, mit denen er ehemals ein heimliches Bündniß wider Heinrich geschlossen hatte, wegen ihrer vorgehabten Aussöhnung mit ihm, äußerst erbittert war. Er machte jetzt sogar den Anführer der Heere, welche die Sachsen nicht nur züchtigen, sondern vertilgen sollten.

Diese befanden sich in einer allgemeinen und grausamen Verlegenheit. Ihre an die Fürsten Deutschlands unaufhörlich abgegangenen Botschafter, durch welche sie bitten ließen, daß man sie ja doch gesetzmäßig hören, und diejenigen, welche durch ein Fürstenrecht schuldig befunden werden würden, bestrafen sollte, kamen ohne Erfolg zurück, und bei solchen Nachrichten zogen sich auch immer einige Fürsten aus ihrer Verbindung zurück, und gesellten sich theils öffentlich, theils heimlich auf die Seite des Heinrich, der nichts unterließ, die Vornehmsten durch Verheißung seiner Gnade, und andere Versprechungen an sich zu ziehen. Gleichwohl hielten sich die Tapfersten

mit unverrückter Treue zusammen, und diese behielten Muth genug, die Auslieferung des Erzbischofes Werner von Magdeburg, des Bischofes Burchard von Halberstadt, des Herzogs Magnus von Sachsen und des Herzogs Otto von Bayern, welche Heinrich mit großer Inständigkeit gefordert hatte, abzuschlagen, und ein für allemal dabei stehen zu bleiben, daß die diesen Fürsten gemachten Beschuldigungen ordentlich untersucht, und nach dem Sachsenrecht gerichtet werden sollten.

Den 15. Juni 1075 kam es zu Hohenburg unweit Langensalza an der Unstrut zu einem mörderischen Treffen, worin Heinrich zwar das Schlachtfeld behauptet, aber an eben dem Abend zugleich das Mißvergnügen hatte, sehen zu müssen, wie unter den Fürsten und Oberhäuptern seiner Heere, statt einiger Freude über den Sieg, die äußerste Bestürzung über den Verlust so vieler ihrer edelsten Landsleute, und die höchste öffentliche Abneigung sich zeigte, zu solchen Kriegen sich ferner brauchen zu lassen. Da ihn indessen nichts hinderte, durch Thüringen nach Sachsen zu streifen, so gab er diese Länder einigen Truppen, welche Lust zum Rauben und Morden hatten, viele Wochen preis, und indem er sie, nach damaligem Gebrauch, auf eine kurze Zeit entließ, befahl er ihnen, und sandte gleiche Be-

fehle an alle Fürsten, welche der obigen Schlacht beigewohnt hatten, bei Gerstungen im Monat October mit so zahlreichen Truppen, als sie nur würden aufbringen können, sich einzufinden. Hier dachte er das Endurtheil über die Sachsen und Thüringer zu fällen, und zugleich eben den Fürsten, der Hilfe und Unterstützung er seine Macht einzig zu danken hatte, ein Beispiel der Warnung zu geben, was denen bevorstände, welche sich würden beigehen lassen, seiner Macht zu trotzen; er war so voll von seinem Plane, Deutschland ganz von sich abhängig zu machen, und glaubte, seine Absichten bereits so gut befestiget zu haben, daß er bei dem neuen Benehmen der mächtigsten deutschen Fürsten nicht im Geringsten nachdenkend und aufmerksam, noch so klug geworden, seinen Maßregeln einigen Schein von Glimpf oder Nothwendigkeit zu geben. Auf dem Reichstage zu Gerstungen erschienen nämlich zwar viele Bischöfe und Grafen, aber die Hauptfürsten, Rudolph von Schwaben, Welf von Bayern, der Herzog Berthold von Kärnthen, und andere blieben aus, indem sie wohl beherzigten, daß ihre Folgsamkeit zuletzt ihre eigene Sclaverei nach sich ziehen würde, und zudem der Meinung waren, daß die Sachsen und Thüringer bereits mehr, als zu viel

gelitten hätten *). Diese, welche aus den ernsthaften und weitläufigen Anstalten, mit welchen Heinrich den künftigen Reichstag zu eröffnen sich bemühte, zu ersehen glaubten, daß der gänzliche Verlust ihrer Freiheit, wo nicht ihr völliger Untergang beschlossen sey, kamen, wie die Zeit heran rückte, von ihren Schlössern, wohin sie sich nach der unglücklichen Schlacht geflüchtet hatten, mit dem Vorsatze herab, das, was sie nicht mehr würden retten können, wenigstens so theuer als möglich, mit dem Blute ihrer unversöhnlichen Gegner zu verkaufen; und da zuletzt auch das gemeine Volk über das Betragen eines Königs, dessen Rachefeuer weder die Thränen so vieler tausend verunglückten Sachsen, noch die in Thüringen geflossenen Blutströme, löschen konnten, eben so erbittert wurde, als es anfangs bei der Erscheinung der ersten Unglücksfälle kleinmüthig und nachgiebig geworden war, so kam ein zahlreiches Heer zusammen, dessen Ausbrüche und neue Blutvergiessungen zu verhindern, sich die zu Gerstungen anwesenden Herren und Bischöfe, vorzüglich die bayerischen von Salzburg, Paßau und Augsburg, alle erdenkliche Mühe gaben, auch den Hein-

---

*) Lamb. Schafnab.

rich endlich dahin brachten, daß er durch sie den Verbündeten eidlich versprechen ließ, denselben ohne den geringsten Verlust ihrer Ehre, ihrer Güter und Freiheiten eine vollkommene Versöhnung zu ertheilen, wenn sie nach Gerstungen kommen, und eine augenblickliche Unterwerfung sich gefallen lassen wollten. Heinrich bestimmte den Tag dazu; und bot alle seine Kräfte auf, um die Sache so feierlich und den Glanz und die Macht seiner Majestät so fühlbar, als möglich, zu machen. Er bestieg an diesem Tage einen hocherhabenen, unter freiem Himmel bei dem schwarzburgischen Dorfe Spira errichteten Thron, an dessen beiden Seiten sein Kriegsheer sich anschloß. Nachdem alles gemäß seinen Absichten festlich geordnet, und die Erwartung aller Anwesenden aufs Höchste gestiegen war, befahl er mit einem Winke die Fürsten und Herren herbei zu führen. Diese traten mit niedergeschlagenen Augen, von Bestürzung und Beschämung erfüllt, vor den Reihen des feindlichen Heeres vorüber, und warfen sich vor dem Throne auf die Kniee. Sie sahen in den Blicken des Heinrich, nach welchem sie, in der Erwartung, daß er die versprochene Verzeihung aussprechen würde, von Zeit zu Zeit ihre Augen erhoben, das bitterste Hohnlächeln, das ihnen die Seelen durchbohrte. Nachdem sie eine Weile ge-

knieet, und geglaubt hatten, sich entfernen zu dürfen, giebt Heinrich wider alles Versprechen, Befehle, daß man sie festsetzen, und bis auf eine weitere Untersuchung in verschiedene Schlösser nach Lothringen, Burgund, Schwaben, Bayern und Italien führen sollte. Auch befanden sie sich, ehe sie sich von ihrem Erstaunen und ersten Schrecken erholten, auseinander getrennt, und auf verschiedenen Wegen nach ihren Gefängnissen. Heinrich benutzte die allgemeine Bestürzung, verschenkte die Lehengüter der gefangenen Sachsen, erbaute die Schlösser Harzburg und Asenburg von neuem, und behandelte nicht nur Sachsen und Thüringen, als wären diese Länder sein Eigenthum, sondern verrieth auch häufig, im üppigen Gefühle seines Uebermuthes, als der in glücklichen Tagen seine vorzügliche Schwachheit war, Absichten einer willkührlichen Alleinherrschaft auf die sämmtlichen Fürsten und Länder des Reiches; daher die harten Beschuldigungen, deren größter Theil auch wohl von seinen Feinden erdichtet worden seyn mag, daß er, um uneingeschränkt regieren zu können, einigen deutschen Fürsten nach dem Leben getrachtet, und seine Zuflucht zum Meuchelmord genommen haben soll. Bruno erzählt manche Geschichte dieser häßlichen Art, wobei er sogar die Oerter und Personen, und Zeiten nennet,

und hinzusetzt, Heinrich habe beständig eine Menge Streitäxte von so gutem Eisen, und so großer Schärfe, daß weder Helm noch Schild dagegen schützen konnte, in seinem Zimmer gehabt; aber so viel ist gewiß, daß (die Zeiträume Kaiser Karls V. und der Ferdinande ausgenommen) Deutschland nie in einer gleichen Gefahr war, unter die beherrschende Gewalt eines Universalmonarchen, zu gerathen, dessen Daseyn nicht mehr von Reichsgesetzen, dessen Majestät nicht mehr vom Reiche ausgegangen, sondern angeboren, erblich und nothwendig, so wie sein Wille allein entscheidend gewesen, sohin kein Fürst sicher, keine Nationalverfassung unverletzlich, keine Nation die eigene freie Besitzerinn ihrer Kraft und Ehre geblieben seyn würde. Wie den deutschen Fürsten darüber zu Muthe war, kann man aus dem Eifer abnehmen, mit welchem die vornehmsten derselben ein Rettungsmittel ergriffen, das sich ihnen, eben zur Zeit der höchsten Noth, von Rom aus entgegen bot. Meine Leser errathen ohne mein Zuthun, daß hier eine neue Hauptperson, welche auf die Schicksale Heinrichs den wichtigsten Bezug hat, Pabst Gregor VII. zum Vorscheine komme.

So wenig es hier meine Pflicht oder Absicht seyn kann, in eine nähere Schilderung dieses berühmten Pabstes mich einzulassen, so

sehr ist es doch erforderlich, so vieles von den Lagen und Verhältnissen, in denen derselbe auftrat, vorauszusetzen, als jedem Leser nöthig seyn mag, die Sache in einem ruhigen Lichte zu sehen, und mit Gerechtigkeit zu urtheilen. Es ist eben so unbillig, als kurzsichtig, wenn man mit dem Maßstabe unserer heutigen Kenntnisse, unserer heutigen Grundsätze und Verfassungen in der Hand, die Handlungen, und zumal die Einsichten, Grundsätze, und darauf beruhenden Forderungen eines Mannes aus dem eilften Jahrhunderte untersuchen und beurtheilen will, was gleichwohl bei der Erwähnung dieses Pabstes häufig scheint der Fall gewesen zu seyn, indem man sogar seinen unmittelbar persönlichen Eigenschaften, als seinem Muthe und seiner Unerschrockenheit in Gefahren, seinem heroischen Fleiße und Ausharren in denselben u. a. m. häßliche Namen gegeben, da man doch sonst auch gegen die wildesten Menschen einige Achtung behält, und oft sogar ihre gröbsten Missethaten, wenn sie mit einer glänzenden Anstrengung des Geistes oder des Körpers verrichtet wurden, erhabene Verbrechen nennt.

Was unter Pabst Gregor VII. geschah, ist nichts weniger, als von Ungefähr, oder als eine mit einer ganz unvorbereiteten Gewalt herbeigerissene Sache geschehen. Wir ha-

ben schon anderswo bemerkt, auf welchem ganz natürlichen Wege das, nicht bloß ihrem geheiligten Amte eigene und gerechte, sondern weltliche Ansehen der Geistlichen, und ihr Einfluß in bloße zeitliche und weltliche Dinge von Menschenalter zu Menschenalter zugenommen, und sich als ein Grundsatz und als eine gesetzliche Verfassung befestiget habe. Wie sich der Schwache überall dem Stärkern unterwirft, so beugte sich gleich anfangs der Laie vor dem Priester, als der ihn an Einsichten, auch an Sitten weit übertraf. Von den Geistlichen holte man frühzeitig in schweren, auch bloß zeitlichen Fällen, die Aussprüche über Recht und Unrecht, und gründete auf diese Aussprüche die Beruhigung seines Gewissens. Sie waren die Lehrmeister der Könige, und die Rathgeber der Völker. Als im Jahre 752 der fränkische Großhofmeister Pipin seinen König Childerich aus dem Grunde entsetzte, weil dieser Herr schwächer und dümmer wäre, als ein König seyn sollte, bat er den Pabst Zacharias, seine That für rechtmäßig zu erklären, was dieser auch gethan, und den neuen König zum stillschweigenden Zeichen seiner Bestätigung, durch einen Stellvertreter, den hl. Bonifacius, gesalbt und gekrönt hat. Kaiser Karl der Große räumte in der besten Absicht durch seine Send= oder Inquisitionsgerichte der

geistlich-weltlichen Gewalt in Hinsicht der Folgen mehr ein, als er wohl selbst geahnet haben konnte, und schon ihm wurde das laute (übrigens der Natur des Menschen, wo sie einmal veranlaßt wird, ganz angemessene) Streben der Geistlichen nach Reichthum und Hoheit auffallend. Die Geistlichen allein waren es, welche die Grundsätze aufstellten und lehrten, nach denen die christliche Welt nicht nur in geistlichen, sondern meistens auch in weltlichen Dingen beschieden und beherrscht werden sollte; und wie hätten sie bei einem gänzlichen Mangel solcher Wissenschaften, welche den Verstand reinigen, und Begriffe ordnen, bei einer allgemeinen rohen Vorstellungsart nicht selbst ganz im Ernste glauben und lehren sollen, daß das Amt, zu führen und zu beherrschen, von ihrer Seite, und die Pflicht der Unterthänigkeit von Seite der Laien dasjenige System sey, dessen Vollendung in allen christlichen Ländern ausgeführt werden müsse? Und wie hätten die Laien auf die Entdeckung, daß in der Kette der Schlüsse, worauf die Anmaßungen der Geistlichen sich gründeten, häufig äußerst mißverstandene Grundsätze wären, verfallen sollen, da sie sämmtlich von den Geistlichen erzogen, und ehe sie einmal denken konnten, von denselben gelehrt wurden, wie sie denken sollten? Die Sache entstand als eine

natürliche Folge der anfänglich vorhandenen Verhältnisse und Umstände, und wuchs, und verschlimmerte sich unmerklich, ohne daß jemand darüber erstaunte, oder sich sonderlich ärgerte. Selbst die im neunten Jahrhunderte in die Welt geschickten isidorischen Dekretalen mit ihren ungeheuern Grundsätzen, welche heut zu Tage die ganze Welt wider sich in Bewegung setzen würden, wurden damals nicht im Geringsten widersprochen, sondern vielmehr bald als die Hauptquelle des Kirchenrechts angenommen, öffentlich gelehrt und befestiget, und man unterwarf sich ihnen aus Gründen der Ehrfurcht und Frömmigkeit, wenn man sich ihnen manchmal aus Gründen der laut widersprechenden Vernunft nicht anschließen konnte. Die Oberaufsicht und Herrschaft, welche von nachfolgenden Päbsten über die Kaiser und sämmtlichen Regenten der Welt behauptet wurde (Kaiser Heinrich II. erhielt davon einen nur zu deutlichen Wink), war nicht die Privatbehauptung dieses oder jenes kühnern Pabstes, sondern das System des päbstlichen Stuhles geworden, so daß, wenn auch Pabst Gregor VII. denselben nie bestiegen hätte, doch, früher oder später, bei einer gleichen Veranlassung von einem gleich groß und kühn gearteten Pabste, zwar vielleicht mit der Art nicht, aber in der Hauptsache doch

unternommen worden seyn würde, was Gregor VII. unternommen hat. Gregor fand den Weg schon allenthalben gebahnt, den er betrat, und das Neue war nur, das er der erste war, der ihn, einem Kaiser gegenüber, betreten hat.

Dieser berühmte Mann ward zu Ronaro, einem toscanischen Dorfe unweit Soane geboren, und von Natur mit allen den Eigenschaften, mit denen der menschliche Geist nach hohen, schweren und erhabenen Dingen strebt, ausgerüstet. Er wurde von seinem frühesten Alter an zur Arbeitsamkeit abgehärtet, und in einem römischen Kloster nach den eben erwähnten, allgemein herrschenden Grundsätzen erzogen, und von Kennern der Geschäfte, seiner Talente wegen, frühzeitig unterschieden und hervorgezogen. Sein Fleiß, seine Gelehrsamkeit, seine Geschicklichkeit, die verworrensten Vorfälle mit einem gleichen Maße von Klugheit und Kühnheit zu schlichten, und zumal seine Anhänglichkeit an den römischen Hof erwarb ihm bald das Zutrauen der Großen dieses Hofes, und verschaffte ihm durch Uebung in Geschäften und auf Reisen eine reife Ausbildung in Staatssachen, und eine vollkommene Kenntniß der Höfe und der Welt. Er wurde Kardinal, erster Minister am päbstlichen Hofe, und 1073 nach dem Hintritte Alexan-

ders II. von den Römern unverzüglich zur päbstlichen Würde berufen, die er annahm, und mit der er, indem er seinen Geburtsnamen Hildebrand ablegte, unter dem Namen Gregor VII. auftrat und dastand, streng in seinen Sitten, voll Ueberlegung in seinen Planen, aber ungestüm, unerschütterlich und unbeugsam in seinen Entschlüssen.

Gleich anfangs zeichnete er sich durch eine Nachgiebigkeit aus, die seiner feinen Klugheit vollkommen gemäß war. Die Nachricht von seiner Wahl erfüllte den Hof des Heinrich, wo man ihn wohl kannte, mit Furcht und Kummer, und man that sogleich den Vorschlag, daß diese Wahl, welche wider das bisherige Herkommen ohne Vorwissen des deutschen Königs geschehen war, für nicht geschehen erklärt werden sollte. Heinrich stellte ihn auch durch einen Abgeordneten unverzüglich zur Rede, und erhielt die unerwartete Antwort, daß er seine Erwählung zur päbstlichen Würde nicht veranlaßt, und daß er auch seine Einweihung zu derselben nicht gestattet, sondern vielmehr die Absicht gehabt hätte, die Erwählung seiner Person dem K. Heinrich zu benachrichten, und dessen Bestätigung zu erholen. Diese Antwort, mit welcher Gregor das höflichste Benehmen gegen den Abgeordneten verband, war zu schmeichelhaft, als daß

sie dem Heinrich nicht äußerst angenehm und erwünscht hätte seyn sollen. Heinrich gab der Wahl sogleich seine feierliche Bestätigung, worauf die Einweihung vor sich gieng *).

In eben dem Grade, in welchem die persönlichen Eigenschaften und Geisteskräfte dieses Pabstes außerordentlich waren, sind auch die Veranlassungen, durch welche großen Kräften ein großer Wirkungskreis geöffnet werden mußte, außerordentlich gewesen. Der Gebrauch jener Gewalt, deren sich Kaiser Otto der Große ausschließlich anmaßte, in allen deutschen Ländern die Besetzungen der Bisthümer und Abteien theils zu bestätigen, theils unmittelbar zu besetzen, war unter Heinrich IV. eben so, wie die willkührliche Art, Herzogthümer, und andere Reichswürden, wie bloße Hofdienste, zu vergeben, aufs Höchste gestiegen. Bei der Besetzung der erstern wurde auf die Stimmen des Volkes und der Geistlichkeit so wenig, als bei den letztern auf die Wünsche der Landstände Rücksicht genommen, und daher waren aus gleichen Beweggründen Volk und Geistlichkeit und Stände mit der vorhandenen Verfassung äußerst, und zwar mit Recht, unzufrieden, indem derselben zu Folge die wichtig-

---

*) Lamb. Schafn.

sten Stellen häufigst mit nichtswürdigen und verächtlichen Leuten besetzt wurden. Selbst der päbstliche Stuhl wurde von den letztern Kaisern beinahe wie ihr Eigenthum behandelt, und es hatte die Römer und die Italiener nicht wenig geärgert, denselben dreimal nach einander mit Deutschen besetzt zu sehen *). Mit einem Worte, das Mißvergnügen und die geheime Gährung war in Deutschland und Italien allgemein, und so war auch der damals allgemein herrschende Grundsatz, daß alles Irdische und Vergängliche dem Geistigen und Unvergänglichen', und was man für eins hielt, daß alle zeitliche Macht der geistl. Gewalt im tiefesten Grade untergeordnet sey, schon so beschaffen, daß für den päbstlichen Stuhl alle nur erdenkliche Gerechtsame auf die Herrschaft über die Glaubigen daraus gefolgert und aufgestellt werden konnten; und was nicht umgangen werden muß, so haben eben jetzt unter diesem Heinrich selbst die gedrückten Fürsten und Bischöfe, und wider diese selbst

---

*) Es ärgert aber auch andere Nationen nicht weniger, daß durch die Wahlakte der Kardinäle gewöhnlich und meistens ein Italiener als Pabst hervorgeht. Unter 260 Päbsten waren 200 Italiener, und unter diesen über 100 Römer!

A. d. R.

Heinrich sich an den päbstlichen Stuhl gewendet, ihre Klagen daselbst angebracht, und um Bestrafung und Abstellung gebeten *). Heinrich hat noch gar viel mehr gethan; er hat sich im Jahre 1074, da er sich eben noch in großer Noth und Gefahr befand, selbst in die Zumuthungen des Gregors, welcher ihm sowohl mit gelinden als nachdrücklichen Vorstellungen anlag, die Bischöfe, welche ihre Würden offenbar gekauft hatten, zu entfernen, mit aller Nachgiebigkeit eines gehorsamen Sohnes gefüget, und das feierliche Wort gegeben, daß er sich willig dazu verstehen wolle **). Da er dieses Versprechen nach dem Siege über die Sachsen augenblicklich wieder zurücknahm, und sich zugleich gegen die Sachsen und die sämmtlichen deutschen Fürsten herrischer und übermüthiger, als jemals, betrug; was hätte bei dem ihm auf diese Weise gleichsam angetragenen Richteramte ein Pabst, der, wie Gregor VII., keine Menschenfurcht kannte, der von einem feuerigen und unermeßlichen Eifer für den Glanz und die Hoheit seines Stuhles flammte, der in solcher Hinsicht die zu seiner Zeit bereits allgemein festgesetzten und ins

*) Bruno.

**) Berthold. Constant.

Unendliche steigenden Grundsätze mit allen seinen Zeitgenossen redlich glaubte, sohin jenen Glanz und jene Hoheit in einer gänzlichen Befreiung von allem weltlichen Einflusse, in der Erhebung desselben über alle Weltherrschaft suchte, und aus solchen Grundsätzen ableitete, der in der zuversichtlichen Erwartung, daß die weltlichen deutschen Fürsten ihren König jetzt nicht wider sich selbst unterstützen würden, bereits so mächtige Schritte und Vorbereitungen vorausgethan hatte (er hatte nämlich bereits die nachdrücklichsten Decrete wider die Simonie, dann vermöge eines seinen eifrigen Absichten im tiefsten Grunde angemessenen Planes *) zum Entsetzen der Weltpriesterschaft die

*) Wenn man dem Pabst Gregor VII. verschiedene mit der schlauesten Politik entworfene Plane, und eine Menge zu dem Ende zweckdienlicher, hervorgesuchter Hilfsmittel zuschreibt, so soll man sich doch auch stets erinnern, daß Gregor VII. die Materialien, mit welchen er handelte, die Begriffe und Denkungsarten, auf welche er baute, nicht erfunden, sondern sie nur gesammelt und ans Licht gezogen hat. Der Einfluß der Kaiser bei der Pabstwahl wurde römischer Seits von jeher als eine der Person eines Kaisers zugestandene, und nicht als eine der kaiserlichen Würde anklebende Begnadigung angesehen, und sogar in Betreff der von dem Volke und der gesammten Geistlichkeit zu Rom bis dahin geschehenen Vorwahl

Priesterehe verboten); was hätte, wenn man diese und noch viele andere reizende und gün-

eines Pabstes wurde von Rom aus im J. 1059 verordnet, daß künftig nur die Kardinäle den Pabst wählen sollten. Wenn der Cölibat dazu dienen soll, zwischen dem Staate und der Kirche eine Scheidewand zu ziehen, bei welcher die Geistlichkeit von allem Bande mit Familien und von allen Verhältnissen mit bürgerlichen Beförderungen und Interessen losgerissen, und zu einem eigenen Körper, der sich zu allen Zeiten durch Hoheit und Vorzüge schadlos halten würde, erwachsen mußte, so wurde durch Einführung desselben ebenfalls lange vor Gregor mehr als ein Antrag geäußert, mehr als ein Versuch auf die Bahn gebracht, und die gleichzeitigen Kaiser, welche aus guten Gründen gerne unverheirathete Herzoge und Marschälle aufstellen zu können wünschten, haben die gesetzliche Einführung des Cölibats wenigstens bei dem höhern Klerus zuversichtlich für eben so zuträglich angesehen, als derselbe z. B. noch jetzt in Deutschland, schon in politischer Hinsicht auf die deutsche Reichsverfassung und auf die Besetzung der geistlichen Reichsstifter befestiget ist. Die Kreuzzüge (so wie die Treugen oder Gottesfrieden), durch welche dem heiligen Stuhle, der die Ausschreibung und Oberaufsicht über sie, als Religionskriege zu führen hatte, ein großer Einfluß zugieng, hat schon vor Gregor VII. Pabst Sylvester II., so wie sich die allgemeinen Vorstellungsarten und Gesinnungen dazu anschickten, als einen Entwurf gekannt. Der Gedanke, daß die königliche Würde nicht mehr, wie bis dahin, bei einem regierenden königlichen Stamme, welcher in der Folge übermächtig und

stige Umstände in Betracht zieht, dieser und ein solcher Pabst, so zu sagen, weniger thun

---

gesetzlos werden möchte, verbleiben, sondern bei dem Hintritte eines jeden Kaisers durch freie Wahl bestimmt werden sollte, dieser Gedanke, der ebenfalls unter Pabst Gregor VII. zum Vorschein kam, war von jeher der Wunsch der Reichsfürsten, und so läßt sich nichts aufbringen, was dieser Pabst als eine gähling Erfindung zum Vorschein gebracht, und aus der Luft gegriffen hätte. — Wenn man endlich dem römischen Hofe Schuld giebt, daß er die Unwissenheit bei den Gläubigen absichtlich befördert habe, so weiß ich vorerst nicht, wie man mit der behaupteten Feinheit dieses Hofes einen so unmöglichen und so ganz unschicklichen Plan vereinigen könne. Die Unwissenheit, und die daraus entstehende Trägheit des Geistes, als die Mutter aller politischen und sittlichen Gebrechen und Laster, ist in allem Betracht gerade das unklugste Mittel, auf das ein Alleinherr verfallen kann, um seine Unterthanen in Unterthänigkeit und Gehorsam zu erhalten, und ist überdieß der gerade Weg, ihn aus dem Besitze von einigem Gleichgewicht gegen andere Völker, die fortschreiten, zu werfen. Aber es war eben der päbstliche Hof, der wider den Despotismus der Kaiser die Freiheit der Fürsten beförderte, und die heutige Reichsverfassung veranlaßte, bei welcher der Fortschritt jeder Art von Einsicht, Geschicklichkeit und Geistesentwicklung unmöglich zurückgehalten werden kann. Auch hat der römische Hof der Wissenschaften in ihrer Blüthe großmüthig gepfleget, und sie überhaupt, so wie die Künste, geehrt und belohnt.

können, als er auch wirklich gethan hat? Er trat mit vollem, redlichem Glauben an die Heiligkeit seiner Gerechtsame im hohen Tone eines unumschränkten geistlichen Monarchen, der sich des Ausganges seines Unternehmens versichert zu seyn glaubte, hervor, und nachdem er vorerst im Febr. 1075 die königlichen Investituren, oder die königliche Belehnung der Bischöfe und Aebte mit dem Bischofsstabe und Ringe verboten, auch bald darauf den Bischof Hermann von Bamberg mit vier andern Hofdienern des Königs, durch deren Verwendung die Prälaturen, dem Vorgeben nach, verkauft worden sind, mit dem Kirchenbanne belegt hatte, schickte er am Weihnachtsfeste eine eigene Gesandtschaft nach Goßlar, und befahl dem König im nächstfolgenden Jahre auf den Montag der zweiten Woche in der Fasten zur Rechtfertigung der wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen auf einer Synode in Rom bei der Strafe des unmittelbaren Kirchenbannes sicher zu erscheinen; und als Heinrich nicht kam, als vielmehr ein heftiges Schreiben von ihm, nebst der Nachricht und der Erklärung ankam, daß auf einer von ihm den 24. Jäner 1076 in Worms veranstalteten Versammlung der deutschen Bischöfe beschlossen worden sey, ihn, den Gregor, ferner nicht mehr als den rechtmäßigen Pabst zu erkennen, macht Gre-

gor seine Drohungen wahr, untersagt den deutschen Bischöfen die geistlichen Verrichtungen, spricht über einige derselben, vorzüglich über den Erzbischof Siegfried von Mainz, dann über die Bischöfe Wilhelm von Utrecht, und Rupert von Bamberg, den Kirchenbann, spricht diesen Kirchenbann selbst über K. Heinrich, erklärt ihn des deutschen und italienischen Reiches entsetzt, spricht alle Unterthanen vom Eide der Treue los, befiehlt den übrigen Theilnehmern an der Empörung wider den apostolischen Stuhl in Rom persönlich sich zur Verantwortung zu stellen, und ermahnet die deutschen Fürsten durch ein nachdrückliches, den ersten September des nämlichen Jahres an sie erlassenes Schreiben, sich einen neuen König zu wählen.

Erscheinungen, wie diese (sie war, wenn gleich auf längst verbreiteten Lehren und Grundsätzen herbeigeleitet, doch in Rücksicht auf die Person eines deutschen Königs die erste dieser Art, und war neu und unerhört), haben manchmal die mißleitete oder zaghafte Vorstellungs- und Beurtheilungskraft ganzer Völker, so wie einzelner Menschen, plötzlich aus ihrem Schlummer gerissen, und von den deutschen Fürsten hätte man allerdings erwarten können, daß sie jetzt bei einer so mächtigen Veranlassung jene Sprache führen würden,

welche sie nach unzähligen Zerrüttungen, Aergernissen und Blutvergießungen im J. 1338 zu Rensee endlich doch einmal geführt haben. Die deutschen Geistlichen haben eben damals bei der Erscheinung der Bulle, welche ihnen den Ehestand verbot, von allen Seiten Lärmen geschlagen, und die deutschen Fürsten haben nachher die über Könige und Kaiser gesprochenen Excommunicationen wohl in schwereren Fällen ohne Mitwirkung gelassen. Heinrich hätte nur wieder geschickt einlenken, hätte die deutschen Fürsten und Prälaten wegen ihrer nicht ungegründeten Besorgnisse, daß er seine Gewalt über sie ferner mißbrauchen würde, sicher stellen, und (was in seinem Falle jeder wahrhaft große Kopf gethan haben würde) zu irgend einer außerordentlichen Aufopferung einiger angemaßten Hoheitsrechte seine Zuflucht nehmen, und vielleicht nicht die Hälfte von den Demüthigungen, die er sich bald nachher gefallen ließ, sich auflegen dürfen, um die ungewöhnlichen Bannstrahlen unwirksam zu machen; allein Heinrich war damals im Glücke, und sah nichts, als sein Glück, so wie er in stürmischen Tagen bisher immer nichts als sein Unglück gesehen hat. Nichts konnte jetzt wohl mehr zur Unzeit seyn, als seine leidenschaftliche Härte, mit der er noch immer fortfuhr, die Sachsen zu quälen, und die

wichtigsten der deutschen Fürsten, welche mit diesem Verfahren längst unzufrieden waren, bis zur Unversöhnlichkeit und Bezweiflung zu treiben. Diese Fürsten, worunter der Herzog Rudolph von Schwaben, dann die Herzoge Welf von Bayern, und Berthold, ehemaliger Herzog von Kärnthen, die Bischöfe Albert von Würzburg, und Hermann von Mez rc. die vornehmsten waren, brachten auch bei der ersten Versammlung, worin sie sich berathschlagten, wie sie die Umstände benutzen wollten, hauptsächlich vor, „daß der König immer der alte, der er stets gewesen, immer gleich leichtsinnig, gleich tyrannisch zu seyn fortführe, und daß ihnen, da sie ihm doch den Sieg über die Sachsen erfochten hätten, nichts übrig blieb, als bei dem geringsten Versehen von seinem herrschsüchtigen und rachgierigen Gemüthe eben so, wie jene, mißhandelt zu werden.“ Diese Rücksichten nahmen an den Ueberlegungen, wie der über den Kaiser und andere Fürsten verhängte Kirchenbann anzusehen seyn möchte, offenbar den ersten Antheil; wie dann der Erzbischof von Mainz, dem päbstlichgesinnten Erzbischofe Uto von Trier ohne Rückhalt ins Gesicht sagte: „Er, der Erzbischof von Trier, und seine Anhänger wüßten ganz wohl, was von diesem Kirchenbanne zu halten sey; sie hätten aber ganz andere Absichten, wobei ih-

nen nicht so sehr das Ansehen des apostolischen Stuhles, als vielmehr die Begierde, das Ansehen des Königs zu untergraben, am Herzen läge, und sie nähmen die Religion nur zum Vorwande, um Genugthuung für ihren eingewurzelten Haß gegen den König nehmen zu können.“ Die mißvergnügten Fürsten kehrten sich wenig an solche Vorwürfe; sie setzten vielmehr die ihnen von Heinrich zu Gerstungen zur Verwahr gegebenen Fürsten, Bischöfe und Grafen in Freiheit, errichteten mit den Sachsen ein gemeinschaftliches Bündniß, und luden auf den Monat October alle Fürsten zu einer Versammlung nach Tribur ein. Hier hatte sich ihre Parthei bereits außerordentlich verstärkt, und selbst der Erzbischof von Mainz, der anfangs am heftigsten wider den Pabst gelärmt hatte, hielt es jetzt schon, zu seiner eigenen Erhaltung, für unvermeidlich, zu diesem Fürstenbunde überzugehen. Am Tage der Versammlung erschienen der Patriarch Sighard von Aquileia und Bischof Altmann von Paßau, als päbstliche Legaten, und wie es nun darauf ankam, ob die päbstlichen Bannschlüsse zur Wirklichkeit kommen sollten, erzählten die Fürsten das ganze Leben Heinrichs, und indem sie zuletzt den Schluß machten, „daß an aller gegenwärtigen Unordnung, bei welcher die Gesetze ihre Kraft, die Sitten ihre

Herrschaft, die Kirche ihr Ansehen, der Staat seine Würde verloren, ein einziger Unumschränkter Schuld sey," setzten sie hinzu, „daß es in der That der höchste Grad von Narrheit seyn würde, wenn sie diese Gelegenheit, die ihnen Gott selbst zugeschickt hätte, nicht mit beiden Händen ergreifen, und was sie ohnehin schon lange vorgehabt, bei so schicklicher Gelegenheit nicht ausführen wollten." So wurde der Pabst das Haupt dieses Fürstenbundes, und künftiger Vormunder und Richter über Könige und Kaiser, und (in der Hofsprache) über alle Thronen der Welt.

Während dieser Verhandlungen befand sich Heinrich mit einem kleinen Anhange zu Oppenheim, Tribur gegenüber, und verlor, so wie mit jeder Stunde die Gefahr wuchs, mit jeder Stunde tiefer den Muth. Seine, fast schon gewöhnlichen Versicherungen, welche er durch Gesandte jeden Tag wiederholen ließ, daß er alles wieder verbessern und vergüten, daß er den Fürsten das Recht und die Wahl, alles anzuordnen und zu entscheiden, zugestehen, und sich mit dem Titel und den Ehrenzeichen eines Königs begnügen wollte, diese und andere Versicherungen, die man in Rücksicht, auf sein ehemaliges Betragen für nichts weniger, als zuverlässig hielt, fanden kein Gehör, und man machte bereits Anstalt, wider

ihn loszubrechen, als ihm die Sachsen und Schwaben, wie noch zur letzten Gnade, bedeuten ließen, daß sie, was er nicht gethan hätte, mit ihm nach den Gesetzen verfahren, und die Untersuchung und Entscheidung der wider ihn vorhandenen Beschwerden dem Pabste überlassen, und diesen gegen Lichtmeß nach Augsburg zu kommen bitten wollten. Heinrich sollte sich aber vor allen Dingen um die Lossprechung vom Kirchenbanne, und zwar um so mehr darum bewerben, als nach den Gesetzen derjenige, der durch seine Schuld ein Jahr lang im Kirchenbanne bliebe, der Regierung unfähig sey. Dem zu Folge sollte er sogleich seine Armee abdanken, alle, die mit ihm excommunicirt wären, sogleich von sich entfernen, sich selbst aber nach Speier begeben u. s. w. Endlich sollten sie auf den Fall, daß eines dieser Bedingnisse gebrochen würde, ohne den Vorwurf der Treulosigkeit und des Meineides fürchten, ohne den Ausspruch des Pabstes abwarten zu müssen, befugt seyn, in Ansehung des Reiches diejenigen Maßregeln, die ihnen gut dünkten, zu ergreifen. — Die Sachsen und Schwaben sandten an den Pabst, und baten ihn inständigst, bei der bestimmten Versammlung sich einzufinden.

In dieser grausamen Lage ließ sich Heinrich jene ungeheuere Demüthigung gefallen,

welche seitdem den Geschichtschreibern so vielen Stoff zu bittern Ausfällen wider den Pabst Gregor VII. gegeben, die Welt geärgert, und selbst Gregors eifrigste Freunde in Verlegenheit gesetzt hat. Heinrich nahm die Bedingnisse der Sachsen und Schwaben, so hart sie waren, mit Freuden an. Er lebte und blieb eine Weile als Privatmann zu Speier; aber die Furcht und Angst, daß er bei der künftigen Versammlung unter den Deutschen mehr Feinde, als Fürsprecher, und den Pabst nach den Ursachen, welche er demselben bereits zum Mißvergnügen gegeben, als seinen unerbittlichen Richter finden würde, ließ ihn nicht ruhen. Selbst die ungewohnte Einsamkeit, in die er sich bei der Entfernung aller Menschen, die ihn als einen Excommunicirten flohen, versetzt sah, erfüllte ihn mit neuen Schrecken, und die Unmöglichkeit, in diesem Zustande sich Freunde zu machen, spornte ihn Tag und Nacht, auf Mittel und Wege zu denken, wie er vor dem Ablaufe der festgesetzten Zeit, wenigstens der Lossprechung vom Kirchenbanne sich versichern könnte. Er faßte in der Stille den Entschluß, sich persönlich dem Pabste zu stellen, und einige eben so traurige als unvermuthete Erfahrungen überzeugten ihn, zur Vermehrung seines Kummers, wie wenig sein Entschluß übertrieben und überflüssig geworden

sey. Seine besten Freunde, welche er um einiges Geld zur Bestreitung der Reise ansprach, kannten ihn jetzt nicht mehr, und nur einige wenige wurden von seinem Schicksale gerührt. Noch mehr ängstigten ihn die Nachrichten, daß ihm der Weg durch Schwaben, Bayern und Kärnthen versperrt sey (woraus er schloß, wie sehr man wünschte, daß die Jahresfrist ohne seine Lossprechung verstreichen möchte), und dann die ganz unerwarteten Forderungen, welche er auf seinem Umwege durch Burgund von seinen eigenen Anverwandten (er mußte dem Sohne seiner Schwiegermutter für die Durchreise eine der besten Provinzen in Burgund abtreten) zu dulden hatte. Er trachtete nun nach nichts mehr, als wie er fernern Erfahrungen solcher Art sich entziehen möchte, und trat mit seiner Gemahlinn, und einem kleinen Gefolge die Reise über die Gebirge zu einer Jahreszeit an, wo dieselben mit Eis und Schnee bedeckt, und die Beschwerlichkeiten und Gefahren, mit welchen bei jedem Schritte gekämpft werden mußte, unbeschreiblich waren. Er konnte die schlüpfrigen Berge häufig nicht anders, als auf Händen und Füßen kriechend, hinan klimmen, und mußte die Gegenseite hinabklitschen. Die Königinn, und die Frauenzimmer wurden in Ochsenhäuten fortgezogen, die Pferde aber mit zusammengebundenen Fü-

ßen, oder durch Maschienen fortgeschleppt, und ungeachtet aller Vorsicht, theils zerquetscht, theils übel zugerichtet. Da er endlich nach tausend Mühseligkeiten Italien erreicht hatte, vernahm er, daß Pabst Gregor, welcher bereits auf der Reise nach Augsburg begriffen, und ungewiß war, was er von dieser Ankunft des Heinrich zu erwarten hätte, nach der der Gräfinn Mathilde zugehörigen Festung Canossa sich begeben habe. Er wandte sich an diese Gräfinn sowohl, als an verschiedene Freunde, welche bei Gregor in Achtung standen, um Fürsprache, und erlangte endlich, nach unsäglichen Bemühungen, die Erlaubniß, sich demselben zu stellen. Canossa war mit einer dreifachen Mauer umgeben. Heinrich erschien, gemäß der ihm ertheilten Vorschrift, vor dem Thore der ersten Mauer, ward, indem sich sein Gefolg zurückbegab, eingelassen, das Thor aber nach ihm sogleich wieder geschlossen. Hier legte er seine königliche Kleidung von sich, zog einen wollenen, den Büßern damals gewöhnlichen Rock an, und wartete mit entblößtem Kopfe und Füßen, in einer demüthig aufrechtstehenden Stellung, daß man ihn vorrufen würde. Er wartete, ohne einige Speise zu sich zu nehmen, vom Morgen bis am Abend vergebens; stand und wartete, ohne die geringste Ungeduld zu verrathen,

voll Ergebenheit und Zerknirschung den zweiten und dritten Tag vergebens, und ward endlich am vierten Tage, da er mit gleicher Demuth wieder gekommen war, vorgelassen. Gregor VII. kündigte ihm jetzt die Bedingnisse an, unter denen er ihm die Lossprechung ertheilen würde: „Heinrich sollte sich nämlich an einem ihm zu bestimmenden Tage einfinden, wo er sein Endurtheil vernehmen würde, indessen sollte er keine königlichen Kleider tragen, keine, als die zum Unterhalt höchst nöthigen Einkünfte beziehen, seine Unterthanen des Eides gegen ihn für entledigt halten, auf den Fall, daß ihm die Königswürde noch einmal zu Theil werden sollte, Gehorsam leisten, und wenn er das Geringste nicht halten würde, sogleich wieder excommunicirt seyn.“ Da Heinrich alles zusagte, sprach ihn Gregor vom Banne los, setzte ihn aber gleich darauf durch eine unerwartete Aufforderung außer alle Fassung. Er hielt nämlich vor einem unzähligen versammelten Volke eine feierliche Messe, kehrte sich dabei unvermuthet zu Heinrich, und sagte, indem er den Leib des Herrn in der Hand vor sich hinhielt, „wie er wohl wisse, wie man ihm (dem Pabste) gräuliche Dinge zur Last gelegt habe, welche er durch überführende Zeugen leicht widerlegen könnte; er wolle aber keinen andern Zeugen, als den lebendi-

gen Gott. Dieser soll ihn frei sprechen, wenn er unschuldig sey, und soll ihn, wenn er schuldig sey, diesen Augenblick des Todes sterben lassen." Er forderte noch mit vielen andern, bei solchen Fällen üblichen und schaudervollen Worten Gott zum Richter und Rächer auf, nahm ein Stück vom Leibe des Herrn und aß. Als hierauf, auf seinen Wink, der Jubel des Volkes sich gelegt hatte, wandte er sich an Heinrich, und sprach: „Mein Sohn, thue nun, wenn es dir gefällig ist, was du mich hast thun gesehen. Die deutschen Fürsten klagen dich unaufhörlich bei mir an; sie werfen dir eine Menge Verbrechen vor; sie glauben, du hättest verschuldet, nicht nur von der Regierung, sondern von der Kirche, ja von allem Umgange mit Menschen auf immer ausgeschlossen zu werden. Sie fordern ungestüm, daß man dir einen Tag bestimmen, und dich vor Gericht stellen soll. Lieber, du weißt, wie wenig sich auf die Urtheile der Menschen zu verlassen, und daß zumal bei öffentlichlichen Untersuchungen die Lüge nicht selten glücklicher, als die Wahrheit sey. Die Lüge, von geschickten Rednern mit lieblichen und angenehmen Worten ausgeschmückt, gefällt, und die Wahrheit, von keiner Beredsamkeit unterstützt, wird verachtet. Du hast dich in deinem Elende an mich um Hilfe gewendet,

und ich wünsche, daß dir geholfen werde. So folge meinem Rathe. Bist du deiner Unschuld gewiß: — so ergreif das Mittel, wodurch du die Kirche Gottes von allem Aergernisse, und von einem Streite, dessen Ausgang sehr ungewiß ist, befreien kannst. Nimm diese andere Hälfte von dem Leibe unsers Herrn, damit Gott durch sein Zeugniß deine Unschuld offenbare. Alle Mäuler, welche wider dich reden, werden dann verstummen. Ich werde dein Sachwalter, dein eifrigster Vertheidiger seyn. Die Fürsten werden sich mit dir aussöhnen, und du wirst wieder König, und die Flamme des Bürgerkrieges, der den Staat so lange verheert, wird auf ewig verlöschen." Man braucht sich nur in etwas an Heinrichs Stelle zu denken, um ganz zu begreifen, in welche Verlegenheit er durch eine solche öffentliche Aufforderung gesetzt worden seyn müsse. Seine Bestürzung war so groß, daß er eine gute Weile kein Wort hervorbringen konnte. Endlich bat er den Pabst, doch zu bedenken, daß weder seine Freunde, ohne deren Rath er nichts thun dürfte, noch seine Feinde gegenwärtig wären, welche sich mit einer Probe, der sie nicht selbst beiwohnten, nicht würden begnügen lassen. Er werde nicht ermangeln, die wider ihn vorgebrachten Beschuldigungen vor der bestimmten Reichsversammlung zu wi-

derlegen. Gregor war zufrieden, und entließ hierauf den Heinrich nicht ohne Kennzeichen von wohlwollender Freundlichkeit; er bewirthete ihn sehr liebreich, und schickte einen Bischof ab, diejenigen, welche im Gefolge des Königs mit dem Kirchenbanne behaftet waren, davon loszusprechen, damit er nicht gehindert seyn möchte, sich ihrer zu seinem Umgange zu bedienen. Dieser weltberühmte Auftritt ereignete sich im Monate Jenner des Jahres 1077.

Die Demüthigung, welche sich Heinrich bei diesem Auftritte gefallen ließ, war ungleich weniger erniedrigend, als vielmehr die Sache selbst von äußerst wichtigen Folgen für die Zukunft war, und nothwendig werden mußte; denn so wenig (was jenes erstere betrifft) das Betragen des Pabstes Gregor hierbei gebilligt werden kann, wie ihm dann, nach seinem eigenen Geständnisse, selbst seine ergebensten Freunde die bittersten Vorwürfe darüber gemacht haben, so wenig war die Herablassung des Heinrich, die Befreiung vom Kirchenbanne in einer Büßerkleidung zu suchen, nachdem er nämlich dieselbe zu suchen einmal entschlossen war, von einer neuen und ungewöhnlichen Art. Die abendländischen Völker haben seit dem neunten Jahrhundert angefangen, die hochtrabende Pracht des griechischen Kaiserho-

fes für etwas Großes anzusehen, und dessen Ceremoniel überall nachzuahmen. Der glänzendste Theil dieses Ceremoniels bestand, und besteht daselbst noch in ungeheuern Verdemüthigungen, und dem Niederfallen aufs Angesicht vor dem Throne. Die Nachahmung davon wurde zuerst in Italien, und bald auch, wiewohl mit einer größern Einschränkung, in Deutschland Mode, und man ließ sich zu einer Zeit, wo jeder Privatedelmann über die geringste Verletzung seiner Freiheit wüthig werden konnte, Erniedrigungen gefallen, gegen welche sich gegenwärtig unser ganzes Gefühl empört. Das Knieen war beinahe eine gewöhnliche Sache, und wurde bei jedem nur etwas wichtigen Vorfalle wiederholt. Als Kaiser Heinrich II. die bayerische Grafschaft Bamberg von Bayern abreissen, und dieselbe zu einem Bisthume umschaffen wollte, kniete er vor den Bischöfen, um ihre Einwilligung zu erflehen, und selbst dieser gegenwärtige Heinrich hatte sich in seinen Verlegenheiten vor den deutschen Fürsten mehr als einmal auf die Kniee geworfen, und denselben die Füße geküßt *). Eben jetzt haben sich auch die deutschen Bischöfe, welche Gregor mit dem Hein-

*) Bruno.

rich in den Bann gethan hatte, gleichfalls zu Canossa, aber ehe noch Heinrich ankam, gestellt, und den Pabst auf gleiche Weise mit einem Bußerkleide und mit bloßen Füßen um Vergebung gebeten; und noch diese Stunde ist in manchen Klöstern, wo das pünktliche Bestehen auf alten Ueblichkeiten und sinnlichen Zeichen unter die hergebrachten Vollkommenheiten gehört, das Niederfallen auf die Knie vor den Obern eine gewöhnliche Sache; aber wie gesagt, nicht diese Ceremonie, welcher sich Heinrich unterwarf, sondern die von dem wichtigsten Theile der deutschen Fürsten festgesetzte Erklärung, daß ein mit dem Kirchenbanne belegter deutscher König, falls er in diesem Banne über ein Jahr verbliebe, nicht mehr König bleiben könne, diese Erklärung, welche selbst Heinrich durch die zu Canossa übernommene Demüthigung auf gewisse Weise anerkannte und bestätigte, war es, was jenem Vorfalle eine fürchterliche Gestalt gab. Von diesem Augenblicke an wurde durch das unglücklichste Mißverständniß nicht nur die Kirche mit dem Staate, sondern der Staat selbst und dessen Glieder wurden mit sich entzweit, und ergriffen wechselweise und mit entflammtem Eifer die Waffen, um sich wechselweise zu zerstören. Die christliche Religion hat nie einen härtern Vorwurf sich zugezogen, und zu gleicher Zeit

hat die Welt nie eine nachdrücklichere Lehre von der großen Wahrheit erhalten, daß Grundsätze und Vorstellungsarten das Glück und die Eintracht der Völker und Throne bestimmen, und daß man die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften, wodurch jene herbeigeführt und erhalten werden, nie vernachlässigen könne, ohne früh oder spät der Sklaverei eines Dritten (der die Verfinsterung des Verstandes, und, was eins ist, den Verfall des Schwächern benutzt), und dem traurigsten Elende sich preis zu geben.

Wenn sich übrigens bei der damaligen Lage der aus ihren Grenzen gerückten Staats- und Kirchensachen leicht voraussehen ließ, daß Heinrich kaum noch einen Schritt würde thun können, ohne die Ahndung und Verfolgung des einen oder andern Theiles auf sich zu ziehen, so hätte man doch den Schritt, den er unmittelbar nach der Demüthigung zu Canossa derselben entgegen that, unmöglich vermuthen sollen. Heinrich hatte, als ihn Pabst Gregor zum ersten Mal vor seinen Gerichtsstuhl rief, auch vorzüglich die Italiener aufgemuntert, an der, von ihm und einigen deutschen Bischöfen gemachten Erklärung, daß Gregor nicht mehr als Pabst anerkannt werden sollte, Antheil zu nehmen. Die Italiener thaten es, und stellten in einer Versammlung

zu Pavia die nämliche Erklärung eidlich von sich. Sie zogen sich, wie leicht zu erachten, die Ungnade und den Bann des Pabstes im vollen Maße zu, und geriethen nunmehr, da sie sich durch die unvermuthete Unterwerfung Heinrichs im gleichen Grade verachtet und verrathen zu seyn glaubten, in eine solche Hitze, daß sie den Entschluß faßten, von Heinrich abzustehen, seinen, wiewohl minderjährigen Sohn Konrad zu wählen, und unverzüglich sich wider den Pabst Gregor aufzumachen. Diese Aeußerung wirkte auf Heinrich mit so vielem Eindruck, daß er (denn auch die Furcht macht beherzt) dem Pabste augenblicklich wieder entsagt, dann sich nach den Wünschen der Lombarden erklärt, und was nach so vielen Aenderungen seines bisherigen Betragens eine weit unerwartetere Erscheinung war, den Plan, den er jetzt faßte, als ein Mann voll standhaften Muthes und fester Entschlossenheit nie wieder verlassen hat. Er kämpfte von nun an mit rastloser Anstrengung aller seiner Kräfte wider das zahllose Heer seiner Gegner und Feinde, worunter wider den ordentlichen Lauf der Dinge, sogar diejenigen waren, die ihm ihr Leben zu danken, die aus seinen Händen gegessen, und in seinem Schooße geruhet hatten.

So wie Heinrichs Lage in der Lombardei gewann, wurde dieselbe in Deutschland verschlimmert. Jener deutsche Fürstenbund, dessen Gesetze Heinrich angenommen und gebilligt hatte, brachte bei der ersten Nachricht seine Drohungen in Erfüllung. Nachdem sich erst die Fürsten von dem neu zu wählenden Könige verschiedene Sachen bedingen, und Kapitulationen errichten wollten, wogegen aber die, das erste Mal bei einer Kaiserwahl anwesende päbstliche Gesandtschaft als wider überflüssige Beisätze Gegenvorstellungen gemacht, und nur die Festsetzung der Verordnung gestattet hat, daß von nun an die Bischofswahlen frei, und (was in gleichem Grade wichtig war) daß von nun an bei den Wahlen der Kaiser nicht mehr, wie bis dahin, auf einen gewissen Stamm gesehen, sondern nur der Tauglichste durch eine freie Wahl gewählt werden sollte; so gieng auf solche Weise den 13. März 1077 zu Forchheim die neue Wahl, welche auf Herzog Rudolph von Schwaben ausfiel, vor sich. Dieser Herr besaß große Eigenschaften und Geschicklichkeiten, und Heinrich durfte keinen Augenblick versäumen, dessen Anhang, wo es je noch möglich sein möchte, zu zerstreuen, ehe derselbe Mittel finden würde, durch Gewalt und Kunstgriffe ein allgemeines Uebergewicht zu erhalten. Die dama-

lige Verfassung von Deutschland machte dem Heinrich allerdings Hoffnung dazu; denn obschon die Fürsten der größten deutschen Länder, als die von Sachsen, Schwaben und Bayern, dann die Bischöfe von Mainz, Würzburg, Mez, Salzburg und Paßau, und andere, die Häupter jenes Bundes waren, so standen ihnen darum die Kräfte ihrer Länder keineswegs zu Gebot, und es kam erst darauf an, ob die Grafen, Prälaten und Edelleute gleicher Gesinnungen und Absichten mit ihnen seyn, und bei ihrem Aufbote erscheinen würden. Ein großer Theil dieser Herren war von jeher mehr für die Kaiser, als von welchen sie zu unmittelbaren Reichsständen erhoben zu werden hofften, als für die Herzoge, deren Gerichtsbarkeit ihnen zu nahe war, eingenommen, und im gegenwärtigen Falle hielten viele, wie z. B. fast alle bayerischen Herren, die Bedrückung und Entsetzung Heinrichs für unrechtmäßig. Dazu kamen noch die Bürger in Städten, als welche bei dieser Gelegenheit ihre Freiheit zu erhalten hofften, wie dann eben die Bürger zu Mainz den Gegenkönig Rudolph selbst noch am Tage seiner Krönung, welche der Erzbischof Siegfried an ihm vornahm, aus der Stadt sich zu flüchten gezwungen hatten.

Heinrich benutzte diese Umstände so schnell als möglich, und indem er erst den Patriar-

chen Sighard zu Aquileia, daß er ihn durchließ, gewann, stürzte er mit einem fliegenden Haufen über die Kraingebirge nach Bayern herab, verstärkte sich zu Regensburg mit bayerisch-böhmischen Völkern, entsetzte und verjagte den Welf, verjagte den Rudolph aus Schwaben nach Sachsen, und eröffnete hiermit jenes gräßliche Schauspiel, worin Deutschland wider sich selbst, und Italien wider sich selbst gewüthet, und das erst nach grausamen Verheerungen (im folgenden Jahre 1078 wurden von der kaiserlichen Parthei allein am Lechrain über hundert Kirchen verwüstet) nach unzähligen Blutvergießungen erst im Jahre 1122 durch einen Vertrag (wir werden nachher hören durch welchen) geendet hat.

Beide Theile beobachteten bei ihren Behauptungen, Absichten und Handlungen weder Ziel noch Maß. Im J. 1078 den 7. August kam es bei Mellrichstadt in Franken an der Strey zu einer Schlacht, die nichts entschied, und nach vielen kleinen mordbrennerischen Kriegen (den 27. Jän. 1080 zu Fladenheim bei Langensalza an der Unstrut) zu einer andern, worin Heinrich verloren, Pabst Gregor aber sogleich den Kirchenbann wider denselben erneuert, ihn neuerdings des Reiches verlustig erklärt, und entgegen den Rudolph, der sich gehorsam in seine Anweisungen fügte,

bestätiget hat. Die Nachricht davon versetzte den Heinrich in den bittersten Unmuth. Auch er erneuerte erst zu Mainz seine im J. 1077 gemachte Erklärung, daß Gregor der päbstlichen Würde verlustig seyn soll, wählte den Erzbischof Wilberth von Ravenna (den Gregor vor drei Jahren mit dem Kirchenbanne belegt hatte) zum Pabst, und ließ diese Wahl durch eine, den 25. Juli nach Brixen berufene, Versammlung von dreißig Bischöfen bestätigen.

Und bald darauf machte er sich (eine dritte den 15. Oktober zu Wolksheim an der Elster bei Merseburg gelieferte Schlacht befreite ihn von dem Nebenkaiser Rudolph, der darin umkam) vollends nach Italien auf; aber vergebens bemühte er sich, die Mathilde zu entwaffnen, und auch, was Rom belangt, gelang es ihm erst im dritten Jahre, sich dieser Stadt zu bemächtigen, wo er im Jahre 1084 am Osterfeste von seinem Pabst, der den Namen Clemens III. angenommen hatte, zum Kaiser sich krönen ließ. Diese Unternehmungen, wozu ihm sein Kriegsglück gleichsam in einer scherzhaften Laue verhalf, scheiterten mitten in ihrem Laufe. Heinrich sah noch nicht die Blüthe der Frucht, die er zu ärnten hoffte, als der normanische Fürst Robert Guiscard, aus Unteritalien ankam, dem Pabst Gregor, der sich

seit der Gegenwart Heinrichs in die Engelsburg eingeschlossen hatte, zu befreien. Dieser Fürst drang unaufhaltbar mit einer Macht vor, welcher zu widerstehen sich Heinrich schlechterdings außer Stand sah. Alles schien verloren zu seyn.

In Deutschland, wohin sich Heinrich jetzt flüchten mußte, waren die Aussichten noch weit schlimmer. Er hatte vor seiner Abreise nach Italien einen seiner treuesten und tapfersten Generäle, den Friedrich von Bürn, Herrn zu Hohenstauffen zum Herzoge in Schwaben ernannt, und dazu seine Tochter Agnes ihm zur Gemahlinn gegeben; aber dieser Herr hatte genug zu thun, um sich wider den Berchtold von Zähringen (im Breisgau), der sich durch die Unterstützung der welfischen Parthei des Herzogthums Schwaben ebenfalls bemächtigen wollte, zu halten, und an eine Herstellung der Ordnung im übrigen Deutschland, war gar nicht zu denken. Welf ließ an die Stelle des Rudolphs (den 9. Aug. 1081 zu Bamberg) einen neuen Gegenkaiser in der Person Hermanns von Salm, Grafen von Luxenburg, wählen, dessen Gemüthsart zwar überaus redlich und gutmüthig, aber wenig kriegerisch, und durchaus nicht dazu gemacht war, an der Spitze so wilder und stürmischer Haufen, als er hätte anführen, und nach sich reissen

sollen, einiges Ansehen zu behaupten. Die mächtigsten Fürsten und Bischöfe regierten und kriegten daher jeder für sich selbst, und Hermann, den man eben wegen seiner Schwäche nur den Knoblauchskönig nannte, verrichtete kaum etwas Glänzenderes, als daß er in Franken einige Dörfer plünderte und abbrannte, und als er im Jahre 1083 vollends seiner vornehmsten Stütze, des Otto, ehemaligen Herzogs von Bayern, der durch einen Fall vom Pferde sein Leben einbüßte, beraubt worden war, sank sein Muth und sein Ansehen noch tiefer. Ganz Deutschland befand sich in einem lauteren Aufruhr, und was die Unordnungen des Krieges noch weit mehr überwiegt, in einem allgemeinen Widerspruche von Meinungen und Grundsätzen, deren Gräuel und Aergerniß außer den Grenzen aller Vorstellung unsers Zeitalters liegt. Die Bischöfe beider Partheien fuhren noch immer fort, die einen, die Bannsprüche des Pabstes Gregor wider den Heinrich für ungültig und lächerlich, die andern, dieselben für rechtskräftig zu erklären, und im Jahre 1085, nachdem erst von beiden Partheien eine fruchtlose Unterredung gehalten worden war, versammelten sich die Bischöfe des sächsischen Bundes (worunter die Bischöfe von Salzburg und Paßau waren) zu Quedlinburg; die kaiserlichen zu Mainz. Jene

bestätigten den Primat des Pabstes, dann das Verbot der Priesterehe, und verurtheilten den Gegenpabst; diese (worunter unter den Bayern der Bischof Meginhart von Freising war) erklärten ihrer Seits den Pabst Gregor für entsetzt. Beide Partheien sprachen feierlich den Bann und Fluch wider sich, und eilten dann (denn sie machten noch immer Kriegsdienste, und fochten persönlich), jene Bischöfe verjagen zu helfen, die sie verflucht hatten. Auf diese Weise erhielt manche Stadt, je nachdem eine streifende Parthei ankam, und obsiegte, so zu sagen alle Augenblicke einen neuen Bischof, und die Gläubigen neue Grundsätze, und Deutschland wurde wechselweise mit Mord und Tod, Raub und Brand erfüllt.

Je mißlicher diese Umstände waren, desto unkluger war es, daß Heinrich seinen alten Groll wider die Sachsen noch immer nicht mäßigen wollte. Die Sachsen hatten versprochen sich ruhig zu halten, doch mit dem Vorbehalt, daß das Geschehene Niemanden an seinen Gütern zum Schaden seyn sollte. Heinrich gab dieses Versprechen von sich, und erneuerte zugleich seine Mißhandlungen. Dieß brachte viele seiner bisherigen Anhänger wider ihn auf, und dem Welf, der seine Feindseligkeiten eben so geschickt als rastlos fortsetzte, gelang es jetzt sogar bei den Bayern, sie wi-

der ihn einzunehmen. Auch die Schwaben machten jetzt mit den Sachsen gemeinschaftliche Sache, und schlugen den Kaiser, der zum Entsatze von Würzburg, das die Sachsen unter Anführung des Erzbischofes Gebhard von Salzburg belagert hielten, mit einem Heere von zwanzigtausend Mann anrückte, (den 11. Aug. 1086 bei Bleichfeld am Main) mit einem großen Verluste aus dem Feld; doch eroberte Heinrich die Stadt Würzburg bald wieder; und auch seine übrige Lage schien sich bessern zu wollen, ungeachtet ihm seine Gegenpartheі den Krieg neuerdings ankündigte, nachdem sie ihm vergeblich zugemuthet hatte, daß er sich um die Lossprechung vom Kirchenbanne bewerben sollte. Die Sachsen wurden endlich ihrer Drangsale müde. Sie versagten dem Gegenkaiser Hermann, der sich auch gefallen ließ, auf seine Güter (wo er 1087 in einem Kriegsspiel umgekommen, und zu Mez begraben worden ist) zu ziehen, schlechterdings alle Achtung, stießen dem Bischofe Bucco von Halberstadt, da er sie zu einem neuen Feldzuge wider den Heinrich bereden wollte, das Schwert in den Leib, und suchten (gleich den Thüringern, deren Markgraf Ecbert, einer der stärksten Gegner Heinrichs, 1090 umgekommen war) mit Heinrich sich auszusöhnen.

Desto mißlicher begannen die Umstände in Italien zu werden. Pabst Gregor, der sich aus Furcht vor den Römern nach Salerno geflüchtet hatte, starb daselbst im Jahre 1085; aber mit ihm starben die damals herrschenden Grundsätze, und die auf dieselben gebauten Sprüche und Unternehmungen nicht, weil Gregor nicht der Erfinder, sondern nur der erste war, der diese ins Leben eingeführt, und geltend gemacht hat. Die Römer, welche wohl dem Pabst Gregor, aber nicht seinen Grundsätzen abhold waren, wählten im Jahre 1086 den Abt Desiderius von Monte Caßino, der den Namen Victor III. annahm, und als dieser im Jahre 1087 den 16. Sept. starb, einen Franzosen von Geburt, Urban II. zum Pabst. Dieser erneuerte nicht nur sogleich den über den Kaiser vom Pabste Gregor gesprochenen Kirchenbann, sondern beeiferte sich, demselben und seiner Sache durch einen besondern Einfall einen neuen Nachdruck zu geben. Er beredete im Jahre 1089 die (vierzigjährige) Gräfinn Mathilde, dem Sohne des Welfs von Bayern (einem kaum achtzehnjährigen Prinzen) Welf II. genannt, ihre Hand zu geben, wodurch die weitläufigen und reichen Staaten dieser Prinzessinn (der Erbtochter des Markgrafen Bonifacius von Toscana, und Wittwe Gottfrieds III., Herzogs zu Lothrin-

gen, mit dem damals überaus mächtigen Bayern vereinigt, und sohin neue, allerdings fürchterliche Kräfte wider den Kaiser zu Stande gebracht wurden.

Heinrich gerieth über diese Heirath, von der er erst, nachdem sie bereits geschlossen worden war, Nachricht erhielt, in die größte Bestürzung, und sah nur noch die Hoffnung vor sich, die große Parthei, ehe sie sich vereinigen würde, trennen oder unterdrücken zu können. Er eilte im März 1090 nach Italien, richtete auf den Gütern der Mathilde große Verheerungen an, belagerte und eroberte 1091 die Stadt Mantua, nebst vielen andern wichtigen Plätzen, warf einige Vergleichungsvorschläge, welche ihm der alte Welf gegen die Bedingniß, daß er den Pabst Urban II. erkennen sollte, gemacht hatte, von sich, und fuhr 1092 in seinen Eroberungen fort, und hatte sogar das Vergnügen, seinen Pabst Clemens in der Stadt Rom wieder aufgenommen zu sehen, als seine Gegner auf einen neuen Einfall kamen, ihm die schmerzlichste aller Wunden zu versetzen, und zu gleicher Zeit ihrem Bündnisse eine Stärke zu geben, die alles Bisherige zu übertreffen schien. Sie beredeten seinen ältern zwanzigjährigen Sohn Konrad, welchen Heinrich unlängst zum Herzog von Lothringen ernannt, und 1087 zum römischen König und

zu seinem Nachfolger gewählt hatte, zu ihrer Parthei über zu gehen, und ließen ihn vom Erzbischofe Anselm zu Mailand zum Könige von Italien krönen, worauf dieser von Pabst Urban II, nachdem er dessen Pferde bei einem öffentlichen Aufzuge zu Cremona den Zaum gehalten hatte, das Versprechen auf die kaiserliche Krone ertheilen ließ. Und damit das Maß des Schmerzens, womit Heinrich bei dem Anblicke dieser Untreue ganz durchdrungen wurde, voll werden möchte, ward ihm seine Gemahlinn Adelheid (eine russische Prinzessinn, welche er, nach dem 1087 erfolgten Hintritte seiner ersten Gemahlinn Bertha im J. 1089 geheirathet, und aus Mißvergnügen über sie, zu Verona eingesperrt hatte) entführt, und auf der vom päbstlichen Legaten, Bischof Gebhard von Konstanz, daselbst 1094, und auf der im folgenden Jahre im offenen Felde vor Placenz gehaltenen großen Versammlung aufgefordert, ihre Klagen wider den Heinrich vorzubringen. Zu gleicher Zeit errichteten wider denselben in Italien die Staaten Mailand, Cremona, Lodi und Placenz auf zwanzig Jahre, und in Deutschland, hauptsächlich durch die Betriebsamkeit des ältern Welfs, Schwaben, Franken, Elsaß und Bayern ein unzertrennliches Bündniß.

Wie dieser große Bund eben losbrechen sollte, nahmen die Sachen plötzlich eine Wendung, welche für den Kaiser äußerst vortheilhaft werden zu wollen schien. Der junge Welf hatte sich mit der Mathilde, vermuthlich weil er erst jetzt mit Gewißheit vernahm, daß sie ihre Güter bereits im Jahre 1077 der römischen Kirche geschenkt hatte, entzweit, und im Jahre 1095 von derselben getrennt, und Welf der ältere, wurde über dieselbe dergestalt aufgebracht, daß er plötzlich auf Heinrichs Seite trat, und sich dessen Aussöhnung mit den deutschen Fürsten mit so vielem Eifer angelegen seyn ließ, daß dieser seiner seits nichts weniger thun zu können glaubte, als ihm vollkommen wieder sein Vertrauen und seine Freundschaft zu schenken, und vor allem das Herzogthum Bayern zurückzustellen; aber Welf hatte zur Zeit seiner Feindseligkeiten, die Abneigung gegen Heinrich dergestalt tief in die Gemüther der Feinde desselben gedrückt, daß es ihm nunmehr unmöglich war, sie wieder auszulöschen, und die Lage der Sachen zu verbessern. Die päbstliche Parthei wurde bei den nachher erfolgten Uneinigkeiten sogar noch viele Jahrhunderte hindurch nach seinem Namen die welfische genannt. Er aber wurde überhaupt, in Rücksicht auf die vielen Meutereien, zu denen er Anlaß gab, mit Sorgen

und Unmuth erfüllt, und trat zuletzt im Jahre 1101, nachdem er seinem Sohne Welf II. das Herzogthum Bayern überließ, einen Kreuzzug an, wo er im nämlichen Jahre auf der Rückreise von demselben zu Paphos in Cypern sein Grab fand.

Heinrich IV. hatte indessen 1099 auf einem Reichstage zu Aachen seinen Sohn Konrad (der nachher 1101 zu Florenz in Verachtung starb) entsetzen, und dagegen seinen jüngern Sohn Heinrich V. zum römischen König und Nachfolger krönen lassen. Die traurige Verwahrung, welche er sich bei dieser Erhebung seines Sohnes von demselben beschwören ließ, daß er bei den Lebzeiten seines Vaters sich in nichts mischen, noch einiger Familien- oder Erbgüter anmaßen wolle, ist ein Beweis von der unsichern Lage, in der sich Heinrich befunden, und die er mit Bestürzung bereits überall wahrgenommen hatte. Sein ohnehin schon geschwächter Anhang verminderte sich täglich, und als vollends sein Gegenpabst Clemens im Jahre 1099 neuerdings aus Rom vertrieben worden, auch bald darauf gestorben, Heinrich selbst aber vom Pabst Pascal II. (dem Nachfolger des im nämlichen Jahre verstorbenen Urbans II.) neuerdings mit dem Kirchenbanne belegt worden war, zerfiel seine Parthei zusehends. Der größte Theil seiner Freunde,

welcher bisher ohne Einsicht und Ueberzeugung gehandelt hatte, und nicht wußte, woran er sich halten sollte, hielt sich jetzt lieber auf die Seite, wo bereits mehr Ruhe und Sicherheit zu sehen war. Den Bischöfen zumal fielen die päbstlichen Bannbullen eben so beschwerlich, als ihnen die von dem päbstlichen Stuhle behauptete allgemeine Kirchen- und Wahlfreiheit, wodurch sich die heutige Verfassung der Domkapitel bildete, nicht anders, als willkommen seyn mußte. In dieser grausamen Verlegenheit nahm Heinrich zu verschiedenen Mitteln, einen allgemeinen Ausbruch wider sich zu verhindern, seine Zuflucht. Im Jahre 1102 versprach er auf einem Hoftage zu Mainz, daß er nach Italien gehen, und auf einem Concilium sein Mißverständniß mit dem Pabst berichtigen wollte, und im folgenden Jahre stellte er auf einem andern Hoftage daselbst sogar das Versprechen von sich, daß er seinem Sohne Heinrich die Regierung abtreten, und nach Jerusalem wallfahrten wollte. Beide Versprechen erhielten den Beifall der Deutschen, machte diese aber um so bestürzter, als sie wahrnahmen, daß Heinrich nichts weniger im Sinne habe, als dieselben in Erfüllung zu bringen. Heinrich verdarb es vollends damit, daß er seinen Freunden, den Franken, und vorzüglich den Sachsen, nach seiner gewöhnlichen

Unklugheit so offenbare Vorzüge einräumte, wodurch er zu eben der Zeit, da er die Großen einer Nation gewinnen wollte, dagegen das Zutrauen und die Liebe einer andern Nation nicht anders, als von sich abwendig machen mußte, und bei seinem Aufenthalte in der bayerisch-herzoglichen Hauptstadt Regensburg im Jahre 1104 „thäte, wie eine alte Schrift sagt, Graf Sighard von Burghausen, ein Schwager des heil. Leopolds, vor andern das Maul auf: daß nämlich die Fürsten aus Sachsen und Franken im höhern und größern Ansehen im Land Bayern wären, als die rechten Landherren und natürlichen Erben, unter denen er sich auch nicht für den Geringsten hielte, als der seinen Namen von Pfalzgraf Hartwicken, den mütterlichen von Wittikind durch Otto den Großen probieren kunnte. Entstunde deßwegen ein Aufruhr, und wollten die kaiserlichen Hofkatzen, und Tellerschlecker ihne todt haben. Er sah den großen Tumult, den auch der junge König Heinrich nit abstellen kunnt, und die große Lebensgefahr; verwahrete sich also zu Hauße 6 Stunden lang. Nach solcher Zeit nahm der Gewalt überhand. Sie brachen die Zimmer auf, und mußte dieser liebe Herr das Leben lassen. Der Kaiser sah durch die Finger.“ Dieser Vorfall beförderte sein letztes höchst unglückliches Schicksal.

Die zahlreichen Anverwandten des Erschlagenen, worunter seine Enkel, der Markgraf Dietpold von Vohburg, und Graf Beringer zu Sulzbach die Häupter vorstellten, forderten alle Welt um Rache auf, und giengen vorzüglich den jungen König Heinrich an, daß er sich doch einmal selbst um die Kirche Gottes annehmen, und das Ruder des Reiches, welches ein Excommunicirter nicht behaupten könnte, ergreifen sollte. Der damals dreiundzwanzigjährige Prinz ließ sich theils aus eigener Herrschsucht, theils auf die Vorstellung, daß der seinem Vater, als einem Excommunicirten, geleistete Eid ihn zu nichts verbinden könnte, gern bereden, die Aufforderung anzunehmen. Er entfernte sich kurz nachher von seinem Vater, mit welchem er nach Mainz gezogen war, eilte nach Bayern, wo er sogleich einige Truppen bereit fand, eilte mit diesen nach Sachsen, wo er sich die Städte unterwarf, und die Bischöfe gewann, dann nach Mainz, und von da, nachdem er in der letztern Stadt seinen Vater wiewohl vergeblich belagert hatte, nach Würzburg und Nürnberg, welche Städte er einnahm, und endlich zurück nach Regensburg, wo seine Erwartung zum ersten Male fehl schlug. Die Handwerker dieser Stadt ergriffen, wie jene von Worms die Gelegenheit, sich waffenfähig und frei zu machen, und erklär-

ten sich für Heinrich den Vater, der auch auf diese Nachricht mit einem fliegenden Haufen über Würzburg heraneilte, und seinen Sohn bis an den Regen verfolgte, wo, dieß= und jenseits dieses Flusses, drei Tage nach einander zwischen Sohn und Vater gestritten, dieser letztere aber, dem auch hier seine mächtigsten Freunde abtrünnig wurden, gezwungen ward, auf Umwegen durch Böhmen und Sachsen, nach dem Rheine sich zu flüchten. Der junge König, der auf diese Weise die Oberhand, und zugleich von allen Seiten neue Verstärkungen erhielt, schrieb zur Vollendung seines Vorhabens einen Reichstag nach Mainz aus, und zog seinem Vater, der jetzt wieder einige Hilfstruppen versammelt hatte, den Reichstag zu stören, und seine Rechte zu behaupten, bis Coblenz entgegen. Hier beredete er denselben, die Truppen zu entlassen, und mit einem kleinen Geleit ihm zu folgen; ließ ihn aber sogleich zu Bingen anhalten, und nach Ingelheim führen. Hier zwang er ihn der Krone zu entsagen, und die Reichskleinodien ihm auszuliefern im J. 1105.

Heinrich fand während der Feierlichkeiten, mit denen sein Sohn zu Mainz den Thron bestieg, Gelegenheit, zu entkommen, und flüchtete sich nach Lüttich, wo er, überhäuft von Unglücksfällen und Kränkungen, starb 1106 den 7. Aug. im 56sten Jahre seines Alters.

Er hatte sich zweimal verheirathet, als im Jahre 1066 mit Bertha, sie starb 1087, und 1089 mit Adelheid, Tochter des Czar Demetrius von Rußland, und Wittwe des Markgrafen zu Brandenburg, welche 1109 in einem russischen Kloster gestorben ist. Beide Ehen, in deren ersterer er einige Kinder erzeugte, a) einen Prinzen, der früh starb; b) Konrad, welcher 1074 geboren, 1076 zum Herzog von Lothringen, 1087 zum römischen Könige ernannt, 1093 seinem Vater untreu geworden, und 1101 gestorben ist; c) Heinrich V., sein Nachfolger; d) Agnes, erst an Friedrich von Hohenstauffen, Herzog in Schwaben, und nach dessen Hintritt an Leopold, Markgrafen von Oesterreich, vermählt; e) Adelheid, Gemahlinn Boleslaw III., Herzogs in Polen, waren, gemäß der ihm beigebrachten ausschweifenden Lebensart, äußerst unglücklich, und er behandelte die zweite Gemahlinn, die laut genug darüber klagte, nicht weniger unanständig, als er die erste mißhandelt hat. Auch dieß zog ihm die Verachtung und den Haß des Adels zu, dessen Begriff und Neigung für die Ehre eines Ritters, und die damit verbundene Achtung gegen Frauenzimmer sich eben unter ihm zu bilden angefangen hat. Wenn man übrigens sein hartes Schicksal von seiner frühesten Jugend an betrachtet, und be-

denkt, wie er in einem Alter, da er kaum reif zum Denken, noch die Folgen böser Triebe recht zu übersehen im Stande war, von den schlimmsten Grundsätzen und Irrthümern angesteckt, wie er der Unbändigkeit sinnlicher Triebe überlassen, und vor allem, wie er von der schädlichsten aller Meinungen über monarchische Größe und Hoheit, von welcher er anfangs glaubte, daß sie, ohne sein eigenes Verdienst seyn zu müssen, schon angeboren sey, mißleitet und verstimmt worden ist, so kann man nicht umhin, ihn um so mehr zu beklagen, als man seine Anlagen zu einem der größten Fürsten, und seine übrigen, nicht gemeinen Eigenschaften nicht mißkennen kann. Er war äußerst thätig, entschlossen, hinreissend in allen seinen Unternehmungen, und gleichwie er häufig zu gleicher Zeit in verschiedenen Ländern Krieg führte, war er gleichsam zu gleicher Zeit überall gegenwärtig, und flog mit der äußersten Schnelligkeit von einem Ende Deutschlands zum andern. Er behauptete das Ansehen eines deutschen Königs bei den auswärtigen Nationen mit dem größten Nachdruck, wie er denn z. B. in Ungarn Ruhe hergestellt, auch seine Schwester Sophia an den König Salomon verheirathet, und als allgemeiner Beschützer der Könige, als allgemeiner Vermittler aller Unruhen in Europa, im Jahre 1075 so-

gar den König Demetrius aus Rußland zu Mainz bei sich ankommen, und Hilfe flehen gesehen hat. Die schrecklichen und unzähligen Kriege, dann die allgemeinen Verwirrungen aller Begriffe und Staatsgrundsätze waren so wenig ganz seine Veranlassung, als die unter ihm entstandene Spaltung der Kirche und des Staates nicht allein das Werk des Pabstes Gregor war; und er hat den Ausbruch des allgemeinen Mißvergnügens über die alleinherrschende und willkührliche Macht der Kaiser zwar beschleunigt und aufgetrieben, aber nicht angelegt. Dieß that vorzüglich Kaiser Otto der Große, und die gewaltigen Bewegungen und Unruhen, welche schon unter diesem Monarchen von allen Seiten entstanden, ließen, ohne eben eine Gabe der Weissagung nöthig zu haben, diejenigen leicht errathen, welche in der Zukunft entstehen würden. Die Unsicherheit in Amt und Würde, und den damit verbundenen Gütern und Nutzungen, und die dadurch veranlaßte Hofdienerei, war den freien Fürsten und altadelichen Geschlechtern in allen Ländern zu unerträglich und verhaßt, als daß sie nicht unaufhörlich hätten trachten sollen, sich, wie immer, davon zu befreien, und die Befestigung einer gewissen Selbstständigkeit, dergleichen bei den uralten Deutschen herkömmlich war, zu suchen. Die ewige Eifersucht,

mit der sich Kaiser und Reichsfürsten unaufhörlich beobachteten, und wechselweise Abbruch zu thun bemüht waren, war ein zu schwankender, und zu unnatürlicher Zustand, als daß er von einer langen Dauer hätte seyn sollen. Schon Kaiser Konrad II. fand sich genöthigt, die geringern Lehen für erblich zu erklären, und Kaiser Heinrich IV. hätte zu einer ganz andern Staatsklugheit, als nach deren Grundsätzen er erzogen wurde, gebildet und gelenkt werden müssen, wenn er vollends alles das, wessen sich die Fürsten und Bischöfe während seiner Minderjährigkeit anmaßten, wieder hätte einschränken, oder gar zurücksetzen wollen. Wenn indessen das eigenmächtige Wesen, und eine Befehlshaberei, welche unumschränkt nur gebieten zu dürfen glaubte, um eine unbedingte Unterwürfigkeit zu erhalten, in der damaligen Lage der Sachen und Gährung der Gemüther unter allen Benehmungsarten, die noch zu seinem Zwecke hätten dienen können, gerade die unschicklichste und unklügste war, so war entgegen, was zu den großen Eigenschaften seines persönlichen Gehaltes gehört, sein Verhalten bei dem Betragen, das er nun einmal unglücklicher Weise annahm, um sich als den Einzigen, dem alles gehorchen müßte, zu zeigen, wenigstens in reifern Jahren, über alles Gemeine erhaben. Er war ein trefflicher

Soldat, und bewies in sechsundsechzig Schlachten, die er mit Glück und Unglück kämpfte, einen eben so großen Verstand, als Muth und Einsicht. Er blieb bei den immerwährenden Anstalten und Vorfällen des Krieges, und bei dem Anblicke gräßlicher Scenen, wodurch auch Männer von der ersten Gutmüthigkeit hart und gefühllos werden, mitleidig für fremdes Elend, und was noch mehr ist, beinahe bis zur Unklugheit versöhnlich. Er konnte keinen Dürftigen sehen, ohne ihm etwas zu geben, und nicht selten nahm er, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber seines Lebens, der Bischof Otbert von Lüttich, bezeugt, Kranke, Lahme und Blinde sogar in sein Zimmer, wo er ihrer, ungeachtet sie manchmal mit eckelhaften Zuständen behaftet waren, persönlich pflegte und wartete; auch sich um sie, wenn er sie entlassen hatte, noch sorgfältig erkundigte. Er schloß keinen Menschen, den er gedrückt sah, von seinem Schutze und seiner Wohlthätigkeit aus, und bewies sich besonders großmüthig gegen die Juden, welche bei den unter ihm entstandenen Kreuzzügen schrecklich mißhandelt worden sind. Indem nämlich damals die mißverstandenen Grundsätze, daß es erlaubt sey, die Religion durch die Waffen zu verbreiten, recht herrschend wurden, so hielt man es für Pflicht, die Juden mit Gewalt-

thätigkeiten zur Annahme des Christenthums anzuhalten, und hielt es, wenn sie sich diesem Seelenzwange nicht unterwerfen wollten, für erlaubt, dieselben zu morden und auszurotten; eine unsinnige Grausamkeit, welche indessen um so mehr Eingang fand, als man zugleich ein Recht erhalten zu haben glaubte, die Güter der Erschlagenen, welche damals glänzend genug waren, sich zuzueignen. In Bayern und dessen Gegenden allein sollen zwölftausend erschlagen worden seyn, und eben war das Würgen am heftigsten, als Heinrich bei seiner Zurückkunft aus Italien 1097 nach Regensburg kam. Hier umfaßten diese unglücklichen Menschen seine Kniee, und flehten ihn um den Frieden ihrer Seelen und um Schonung und Schutz an. Zur andern Seite standen die Kreuzzieher, seine Glaubensgenossen, und behaupteten mit allen Scheingründen ihrer verkehrten Begriffe die Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens; Heinrich aber verwies ihnen mit dem hohen Ernst eines Weisen ihr grausames Unwesen, und sah mit der Huld eines erhabenen Christen, dem alle Menschen seine Brüder sind, auf die Mißhandelten nieder, und sagte ihnen Schonung und Gerechtigkeit zu. Eben dieß that er zu Mainz, wo gleiche Unthaten verübt worden waren, und er drang daselbst auf die Zurückstellung der Güter, und dieß

wider Familien, an deren Freundschaft und Unterstützung ihm damals äußerst gelegen war. Nie verließ ihn von der Zeit, da er standhaft zu werden anfieng, sein Muth, als bei den Nachrichten von Undankbarkeit und Untreue, zumal wenn diese von Leuten, denen er wohl that, herkam; und bei der Nachricht, daß auch sein Sohn Konrad ihm untreu geworden sey, verschloß er sich in eine einsame Veste, und überließ sich, indem er alle Geschäfte von sich legte, eine geraume Zeit einem betäubenden Schmerzen. Sonst schildert der ebengenannte Bischof Otbert seine Eigenschaften mit Zügen, die ihn für uns als Fürsten und Menschen eben so ehrwürdig, als liebenswürdig machen. „Er besaß, sagt Otbert, einen so schnellen Begriff, und eine dergestalt behende Entscheidungskraft, daß, wenn manchmal die umstehenden Fürsten alle unschlüssig waren, wie eine Rechtsfrage zu entscheiden, oder ein Staatsvorfall beizulegen seyn möchte, er den Knoten auf der Stelle zerhieb, und wie aus einem geheimen Schatze von Weisheit sogleich das, was in den vorgekommenen Umständen das Billigste und Zuträglichste war, auf die Bahn brachte. Er hörte gewöhnlich nur zu, und sprach sehr wenig; dabei fiel er Niemanden ins Wort, sondern wartete gleichsam, bis das Reden an ihn kam. Wenn er

Jemand mit seinem durchdringenden Blicke gefaßt hatte, so nahm er alle Gemüthsbewegungen desselben gewahr, und er sah, ob man ihm gewogen oder abgeneigt wäre. Wenn er in der Mitte seiner Reichsfürsten und Räthe stand, so schien er (was denn doch gewiß kein geringes Merkmal innerer Kraft und Vortrefflichkeit ist) erhabener und größer als alle Umstehenden zu werden, und in seinem Angesichte zeigte sich ein schreckbarer Glanz von Hoheit, so daß er die Blicke aller, die ihn ansahen, durch seinen feuerigen Gegenblick niederschlug, da er doch im gewöhnlichen Leben, und wenn er im kleinen Kreise seiner Hofleute sich befand, überaus sanftmüthig und herablassend war."

Er war, ebenfalls nach dem Zeugnisse solcher Geschichtschreiber, die ihn persönlich sahen, ein schöner stattlicher Herr (auf den Münzen erscheint er ohne Bart, und in höhern Jahren ganz kahl), und trug zuletzt in seiner ehrwürdigen Gestalt das Gepräge und gleichsam die Narben der vielen harten Schläge seines Schicksals, so daß man ihn nicht ansehen konnte, ohne Achtung und Mitleiden für ihn zu fühlen. Eben in solchem Betrachte versperrten ihm seine Feinde den Weg nach Mainz, indem sie fürchteten, daß durch seine Gestalt die Bürger von Mainz gerührt werden, und

ihm beistehen möchten. Seine Widerwärtigkeiten stiegen zuletzt auf den höchsten Grad. Es war beinahe Niemand, der, wenn er ihm wichtig durch seine Feindschaft werden konnte, sein Feind nicht geworden wäre, und bei dem größten Theile der Geistlichen erwarben ihm weder seine unaufhörlichen Versicherungen, daß er für die Kirche aufrichtig gesinnt, und nur von der Rechtmäßigkeit des über ihn gefällten Kirchenbannes nicht überzeugt sey, noch seine Andacht (er betete täglich, auch auf seinen erschöpfenden Reisen, viele Psalmen), noch seine milden Stiftungen (er baute z. B. vom Grunde aus die prächtige Domkirche, damals die herrlichste Deutschlands, zu Speier) einige Nachsicht und Versöhnung. Wenige ausgenommen, worunter der Bischof Otbert von Lüttich war, versetzten ihm die übrigen, da er schon hinzufallen begann, noch, wo sie konnten, einen empfindlichen Stoß, und sie ahndeten noch, was sie einmal für ahndungswürdig erklärt hatten, an seinem Körper im Grabe. Sie nöthigten den Bischof, ihn aus der Erde, die ihn friedlich aufgenommen hatte, zu graben, und nach Speier zu schaffen. Hier lag er fünf ganze Jahre unbegraben in einem Behältnisse außer der Kirche, bis endlich von Rom aus die Lossprechung von den Bannbullen erfolgt ist. Dann ließ sein Sohn den Va-

ter prächtig begraben, den er bei seinem Leben zuletzt halb verhungern, und vom Schmerz und Kummer über seinen Undank umkommen ließ.

Schriftsteller.

Nebst den meisten der vorigen: Lambert von Aschaffenburg, gleichzeitig. Bruno, gleichzeitig; bei Freher, T. I. p. 99. — ibidem, p. 153. de Vnitate Ecclesiae conservanda, et Schismate, quod fuit inter Henricum IV. Imperat. Rom. et Gregor. VII. Pont. Max. cujusdam ejus temporis Theologi. Adamus Bremensis, ein geborner Meißner, Chorherr zu Bremen, gleichzeitig; in Lindebrogs Script. Rer. septent. p. 1. it. apud Dn. de Westphalen, T. II. — Incerti Autoris Historia Archiepisc. Brem. ib. — Bonizonis Sutriensis primum, postea Placentini Episcopi liber ad Amicum, sive de Persecutione Ecclesiae libri novem; apud Oefele, T. II. p. 780.

gleichzeitig. — Benzonis Episcopi Albiensis Panegyricus Rythmicus, seu Commentariorum de Rebus Henrici III. seu IV. Regis Germaniae libri VI. cum Notis Jacobi Augusti Frankensteinii, T. I. f. 957. it. apud Joan. Petr. de Ludewig Reliq. Manuscriptorum omnis Aevi diplom. T. IX. gleichzeitig. — Otto Frising. lib. VIII. in collect. Petr. Pithoei; in collect. Christ. Vrstisii, Tom. uno, f. 1. in collect. Goldast. p. continuavit Otto de S. Blasio apud Vrstis. — Annalista Saxo, sive Eckehardi Vragiens. Chron. apud J. G. Eccard. T. I. f. 133. — Otberti Vita Henrici IV. apud M. Goldast in Apologiis etc. ubi varia hujus generis. — Jacobi Gretseri Gemina adversus Melch. Goldinastum Replicat. Ingolst. 1612. — ejusdem vetera Monum. contra Schismaticos jam olim pro Gregor VII. conscripta ib. — Pauli Bernriedensis de vita Gregorii VII. apud eundem. — Gerhohi Reicherspergens. in praepos. de Henrico IV. et V. Imper. apud eund. — Petrus Diacon. in Chron. Casin. bei Muratori. — Marian. Schoti Chron. apud Joan. Pistor. T. I. ejusdem continuat. Dodechinus Abb. ib. — Albert Stadens. Abb. Chron. in collect. Boecleri, Kulpisii et Schilteri. —

Vita Henrici IV. paulo post mortem ejus a quodam familiari conscripta etc. in collect. Vrstisii, T. I. — Anonym. vita Henrici IV. Imper. et Bennonis vita Hildebrandi; apud Rein. Reineccium. — Donizonis vita Mathild. apud. Leibniz, T. I. — Chron. Halberstad. ib. T. II. — Helmoldi (eines Dorfpfarrers zu Buzau in Wagrien) Chron. apud. Rein. Reinecc.; it. bei Leibniz. — Aventin. — Origin. Guelficae; bei Leibniz 2c. — Theodorici Virdunensis Episc. ad. Gregor VII. Epist. in Edmund. Martene et Vrsini Durand Thesauro Anecd. nov. Tom. — Chronicon Vrspergense. — K. Heinrich IV. Herzog zu Franken und am Rhyn fünfzigjährige Historia von Johann Stumpfius, Zürich 1556. — Vita Henrici IV. cum ejusdem Imperatoris Epist. a Sodalitate litteraria Bojorum, August. Vindel. 1518. ex Sigis. Grimm et Marc. Wirsung officina. — Henricus IV. Exemplum Turb. Reipubl. ab G. Schvbart, Jenae 1680. Halae 1727. — Struv. Corp. Hist. Germ. Tom. I.

Heinrich V.

1106 — 1125.

Inhalt. Fortsetzung des Investiturstreites und (vergebliche) Absendung einer prächtigen kaiserlichen Gesandtschaft an Pabst Pascal II. Seltsames Anbot desselben, dergleichen weder vor noch nachher jemals wieder gemacht worden ist: „Die Bischöfe sollten, nach seinem Antrage, künftig allein Geistliche und nicht zugleich auch weltliche Fürsten seyn.“ Da dieses Anbot nicht durchgieng, setzte ihn Heinrich im Jahre 1111 in der Hauptkirche zu Rom gefangen, und zwang ihn zur Krönung, und zur Unterzeichnung eines ihm günstigen Vertrages. Die ganze römische Klerisei verwarf diesen Vertrag, und Heinrich ward mit dem Banne belegt, der in der Folge öfter wiederholt wurde.

Heinrich machte sich während dessen, wegen der Besetzung der Grafschaft Weimar,

Feinde in Deutschland, und verlor wider die Sachsen eine Schlacht 1115. Hintritt der berühmten Markgräfinn Mathilde 1115. Heinrich sicherte sich durch die Errichtung eines neuen Herzogthums Ostfranken 1116 einen festen Anhang in Deutschland, und nahm die ganze mathildische Verlassenschaft in Besitz.

Und ernannte jetzt einen Gegenpabst wider Pabst Gelasius II., nach dessen Hintritt Sylvester II. durch eine ordentliche Wahl den päbstlichen Stuhl bestieg.

Neuer Bannspruch wider Heinrich mit schauerlichen Feierlichkeiten. Ganz Deutschland gerieth wider den Heinrich in Bewegung, der sich endlich veranlaßt fand 1122 zu Worms einen Vergleich einzugehen, vermöge welchem ihm die Belehnung eines frei gewählten Bischofes mit dem Scepter verbleiben, der Ring und Stab aber Zeichen der geistl. Würde seyn sollten, welches das Ende der seit 1075 mit so vieler Hitze geführten Streitigkeit, und im Leben Heinrichs V. der vornehmste Auftritt war. Dessen übrige kleinere Kriege; Beförderung des Städtewesens, des Handels und der Künste; dessen Charakter, Hintritt und Erlöschung des fränkischen Kaiserstammes 1125.

Kaiser Heinrich, dieses Namens der Fünfte, war der jüngste oder drittgeborne Sohn Kaisers Heinrich IV. und der Bertha. Er war im Jahre 1081 geboren, und im J. 1099 auf einem Reichstage zu Aachen zum deutschen König erwählt, und im Jahre 1106, in welchem sein Vater, den er zuletzt noch mißhandelte, starb, einstimmig als wirklicher König von Deutschland erkannt worden.

Noch war wegen des, im Jahre 1075 entstandenen Investiturstreites nichts Bestimmtes noch Gesetzmäßiges festgesetzt; doch gemäß dem Betragen voll Ehrfurcht und Ergebenheit, das Heinrich V. bei den Lebzeiten seines Vaters für den Pabst Pascal II. geäußert hatte, ließ sich nichts anders hoffen, als daß nunmehr sogleich alles ohne einige weitere Unannehmlichkeit zu Gunsten des päbstlichen Stuhls beigelegt werden würde; aber nichts weniger. Heinrich hatte dem Pabst geschmeichelt, so lange ihm dessen Unterstützung wider seinen Vater erwünscht war, und führte jetzt augenblicklich eine ganz andere Sprache, da er den Thron, der sein Ziel war, wirklich bestiegen hatte.

Sohin begann jetzt die Sache von neuem, wiewohl sich bereits schon vorher sehen ließ, wer am Ende und in Bälde gewinnen würde. Indessen wandte sich dieser Streit noch durch einige seltsame Auftritte und Begebenheiten, bis die Veranlassung kam, wodurch er zur Reife gekommen ist.

Pabst Pascal II. betrug sich gleich anfangs so, als wenn schon alles in Richtigkeit gebracht, und höchstens noch die Bekräftigung einer Kirchenversammlung, als eine Feierlichkeit, hinzuzusetzen wäre. Nachdem er vorerst auf einer Synode zu Guastala das Nöthige vorbereitet hatte, begab er sich 1107 nach Frankreich, um zu Troyes in Champagnien eine allgemeine Kirchenversammlung zu halten, und auf alle Fälle sich des Schutzes des Königs Philipp von Frankreich zu versichern. Dieser König konnte es nicht anders, als für einen großen Gewinn ansehen, wenn die Macht des Kaisers, wie immer, geschwächt wurde, welches sogar der gemeinschaftliche Wunsch der an Deuschland gränzenden Fürsten war, wie sich denn z. B. der König Heinrich von England bitterlich bei dem Pabste Pascal II. darüber beschwerte, daß er den Kaiser Heinrich noch immer nicht excommunicire, da doch derselbe noch ungescheut fortführe, die Bischöfe zu investiren. Sobald Heinrich V. von dem

Vorhaben des Pabstes Nachricht erhielt, glaubte er sich veranlaßt und bemüßigt, dem Pabste ehevor noch Vorstellungen machen zu lassen, damit auf der bevorstehenden Kirchenversammlung nicht etwa einseitige Schlüsse gefaßt werden möchten, denen er sich genöthiget sehen würde entgegen zu handeln. Um seinem Vortrage desto mehr Ernst zu geben, sollte die Gesandtschaft, welche in dem Erzbischofe von Trier, den Bischöfen von Halberstadt und Münster, dann dem Herzog Welf II. von Bayern, und einem zahlreichen Gefolge von Grafen bestand, vor dem Pabste so feierlich, als möglich, erscheinen, welches dieselbe auch zu Chalons an der Marne, wo sie den Pabst antraf, mit so vielem Aufwande von Pracht und Pomp befolgte, daß es das Ansehen bekam, als hätte sie mehr den Auftrag, zu befehlen, als Vorstellungen einzuleiten. Der Erzbischof von Trier, welcher das Wort führte, stellte vor, daß die deutschen Monarchen das Investiturrecht nicht nur rechtmäßig, selbst durch uralte päbstliche Begünstigungen hergebracht, sondern gleichsam ein natürliches Recht darauf hätten, indem die deutschen Bischöfe nicht allein Priester, sondern auch Reichsfürsten, und Besitzer von großen Reichslehen und Regalien wären, in deren Betracht sie nothwendig in der Hand des Kaisers bleiben müß-

ten. Hierauf wurde vom Bischofe von Piacenza im Namen des Pabstes eine Antwort gegeben, welche den gleichfalls uralt hergebrachten Grundsätzen gemäß war: „Es gezieme sich nicht, daß die durch das Blut Jesu Christi erlöste Kirche jemand diene. Der Ring und der Stab gehörten zum Altar, und die Fürsten versündigten sich an der göttlichen Majestät, welche derselben sich anmaßen wollten. Die Aebte aber entweihten die Salbung ihrer Hände, wenn sie diese, welche durch den Leib und das Blut Christi geheiligt sind, in die Hände eines Laien legten, die mit Blut besudelt wären." Bei diesen Worten entgieng dem Herzog Welf II. von Bayern alle Geduld; und da er sich auf die Beantwortung spitzfindiger Sätze eben nicht viel verstanden haben mochte, so that er mit der Hand einen heftigen Schlag auf sein Schwert, und betheuerte, daß der Streit nicht hier mit Worten, sondern zu Rom mit dem Schwerte entschieden werden müßte. Hierauf zogen sich die Abgeordneten beider Theile zurück, ohne sich weiter zu sprechen, und ihre Herren und Häupter fuhren in der Ausführung ihrer Plane fort, ohne von den Einwendungen des andern Theiles sich irre machen zu lassen. Die Kirchenversammlung zu Troyes gieng noch im Jahre 1107 vor sich, und Pabst Pascal II.

erneuerte auf derselben sowohl das Investiturverbot, als auch überhaupt das Verbot, daß ein Geistlicher jemals einem Laien das Homagium oder den Lehenseid leisten sollte. Anderer Seits investirte Heinrich V. noch im nämlichen Jahre einen gewissen Adelgot auf das Erzbisthum Magdeburg *). Hierauf erklärte Pascal II., daß in künftigen Uebertretungsfällen seiner über die Investitur erlassenen Verordnungen sowohl der Geber als Empfänger mit der Excommunication bestraft werden sollten, und bald darauf, im J. 1109, setzte Heinrich V. auf einem Reichstage zu Frankfurt den Abt Gottfried von Fulda ab, und beförderte an dessen Stelle einen gewissen Wolfhelm **). Er schickte jetzt sogar neuerdings eine überaus glänzende Gesandtschaft nach Rom, mit der Aeußerung, daß er wünschte, sich krönen zu lassen, und wegen der Investitur sich zu vertragen. Der Pabst erklärte entgegen mit den freundschaftlichsten Ausdrücken, daß es ihn freuen würde, den deutschen König in Rom bei sich sehen zu können.

---

*) Chron. Magdeb. apud Meibom. T. II. p. 323.

**) Annal. Saxo.

Wir kommen nun zu einer Begebenheit, die äußerst unerwartet und merkwürdig, und in vielem Betracht die einzige in ihrer Art seit dem geblieben ist. Je näher der Zeitpunkt heranrückte, in welchem jene beiden erhabenen Personen einander sehen und sich vergleichen sollten, desto mehr bekam es das Ansehen, daß sie sich nie vergleichen würden. Pabst Pascal II., der sich entschloß, dem Kaiser entgegen zu gehen, ließ zuvor alle Fürsten und Grafen von Italien, und insonderheit die Römer schwören, daß sie ihn wider den Kaiser schützen wollten; dieser entgegen, nachdem er den 6. Jenner 1110 einen Reichstag zu Regensburg gehalten, und ganz Deutschland in Bewegung gesetzt hatte, begann im Monate August seinen Zug nach Italien mit einer Armee, deren Reiterei allein in dreißigtausend Mann bestand. Nachdem diese ungeheuere Menge auf den Feldern von Roncaglia im Placentinischen sich gesammelt, und in Toscana die Winterquartiere genommen hatte, zog sie bald nach dem Anfange des Jahres 1111 zur größten Bestürzung der Italiener, welche durch das Proviantsammeln so vieler Leute allenthalben gekränkt wurden, auf Rom zu. Während dessen wurden beiderseits eifrige Berathschlagungen gehalten, wie das Investiturwesen zu Rom eingeleitet, und ohne neue

größere Nachtheile oder Ungelegenheiten berichtigt werden könnte, wobei sich aber die angesehensten Vertheidiger beider Partheien, und nach denselben ihre Herren, Pascal II. und Heinrich V. am Ende immer wieder für berechtigt und genöthigt hielten, auf ihren Erklärungen zu bestehen. In solcher Hinsicht schickten beide Theile Abgeordnete ab, welche den beiderseitigen gefaßten Entschluß sich eröffnen, und wegen der künftigen Krönung das Gehörige verabreden sollten. Zu Sutri trafen sie zusammen, und hier war es, wo die päbstlichen Abgesandten einen Vorschlag auf die Bahn brachten, der die Deutschen eine Zeit lang eben so unschlüssig und verlegen gemacht, als mit Erstaunen erfüllt hat. Nachdem sie die Erklärung abgegeben hatten, daß Pabst Pascal II. die Investituren dem Kaiser nie wieder gestatten würde, setzten sie sogleich hinzu, daß, wenn dieser Vortrag noch immer befremdend seyn sollte, sie einen andern nachzutragen hätten, der ganz dazu gemacht wäre, alles, was Kaiser Heinrich nur immer wünschen könnte, zu erschöpfen. „Die Ursache, in deren Betracht K. Heinrich die Investituren der Bischöfe und Aebte mit dem Ring und Stab sich zueignen zu müssen glaube, seyen die Regalien, oder weltlichen Besitzthümer, Würden, Freiheiten, als nämlich Städte, Her-

zogthümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzstätte, Zölle, Märkte, Vogteien, Bauerngerichte, Festungen, Meiergüter und dergleichen, auf welche Dinge, weil sie vom Reiche ausgehen, die Bischöfe nothwendig belehnt werden müßten; nun wohl! Die Bischöfe und Aebte sollen alles Zeitliche, was sie jemals vom Reiche an Gütern oder Freiheiten bekommen haben, wieder zurückgeben, und sollen sich, wie sichs geziemte, mit den Zehnten und Opfern der Glaubigen, und höchstens mit solchen Gütern, welche ihnen ganz eigenthümlich angehörten, begnügen. Es sey ja ohnehin durch göttliche und menschliche Gesetze verboten, daß sich Geistliche jemals in weltliche Geschäfte mischen; sie sollten nicht einmal nach Hof kommen, als um einen Gefangenen zu retten, oder um für einen Bedrängten um Hilfe zu bitten. Es sey höchst unanständig, daß sich die Geistlichen in Deutschland immer mit weltlichen Geschäften abgäben, wodurch sie genöthiget würden, beständige Hofdienste, oder wohl gar Kriegsdienste zu machen, und mit Rauben, Sengen und Brennen und Morden sich abzugeben. Dieß würde nie aufhören, so lange die Bischöfe und Aebte Herzogthümer, Grafschaften, Festungen, Münzstätte, u. dgl. besäßen, als mit welchen Dingen die dem Kaiser und dem Reiche zu leistenden Dienste

unzertrennlich, und die Belehnungen hierauf unvermeidlich sind. Heinrich sollte daher nur alles Weltliche zu sich nehmen, so hätten die Investituren der Geistlichen augenblicklich ein Ende, indem dann die Sachen, worauf sie investirt werden sollten, nicht mehr vorhanden seyn würden *)." Nie ist aus dem Munde eines Pabstes eine würdigere Sprache gekommen; auch war der Inhalt derselben den deutschen Gesandten äußerst unerwartet und neu. Es schien nicht begreiflich zu seyn, wie ein Pabst den Vorschlag machen könne, daß man den Geistlichen alles Aeußerliche, was sie bisher bei den Großen so wichtig und furchtbar gemacht hatte, allen Glanz und Reichthum, alle Hoheit, allen Einfluß, alle weltlichen Freiheiten und Vorzüge, Dinge, welche sie seit so vielen Jahrhunderten mit so vieler Inständigkeit unter dem Vorwande des der Religion zuständigen Glanzes und Vortheils gesammelt, und sich dadurch den ersten weltlichen Reichsfürsten Deutschlands gleich gemacht hatten, mit einem Male nehmen, und sie, was sie im Grunde und im Wesen freilich gänzlich seyn sollten, zu bloßen Dienern der Religion, zu Predigern und Verbreitern guter Sitten

---

*) Otto Frising. Conrad. Ursp. Dodechin. et alii.

und der gründlichen Gelehrsamkeit umschaffen sollte. Auf der andern Seite war für den K. Heinrich die Hoffnung und Vorstellung, daß er, wenn dieser Vorschlag zu Stande käme, alle Besitzungen der Bischöfe und Aebte für sich einziehen, und die Krone mit Einemmale wieder reich und übermächtig würde machen können, überaus reizend und einladend. Er entschloß sich auch sogleich, den Vorschlag anzunehmen, und setzte nur noch bei, daß er die Einwilligung der Reichsfürsten, welche noch nachgetragen werden müßte, voraussetze. Sonach wurde der Vertrag von den Abgeordneten beider Theile beschworen, und zwei Instrumente aufgesetzt, welche vor der wirklichen Krönung Heinrichs von beiden Seiten ausgewechselt werden sollten.

Die feierliche Bestätigung dieses Vertrags war die Bedingniß, unter welcher Pabst Pascal in die Krönung gewilligt hatte. Da Heinrich V. nicht weniger aufrichtig und ernstlich, als Pabst Pascal zu Werke gieng, so setzte er seinen Zug nach Rom fort. Hier empfieng und bewillkommte ihn Pascal vor der Peterskirche, umgeben von dem glänzendsten Gefolge seiner, mit den prächtigsten Kirchenkleidern schimmernden Geistlichkeit mit aller nur ersinnlichen Huld und Liebe, und führte ihn unter einem allgemeinen Freudenrufen und Jubel in

die Kirche. Bei einem solchen Fortgange der Sache hätte man schwerlich noch den Ausgang, der alles mit Einemmale wieder rückgängig machte, vermuthen sollen. Schon waren alle Anstalten zur Krönung in Bereitschaft, und Heinrich befand sich mit allen deutschen Fürsten und Bischöfen, so wie der Pabst mit seinen Kardinälen und der sämmtlichen Clerisei in der Kirche, welche mit einer unzähligen Menge Volkes erfüllt war, und es fehlte nichts mehr, daß den Krönungsfeierlichkeiten der Anfang gemacht wurde, als die Auswechselung der gedachten Verträge; aber jetzt protestirten wider die Abtretung der bischöflichen Güter und Freiheiten an den Kaiser sowohl die weltlichen als geistlichen deutschen Fürsten auf das Feierlichste. Jene mochten vermuthlich eine dadurch erfolgende neue Uebermacht des Kaisers gefürchtet, und geglaubt haben, daß dieser sowohl, als die künftigen Kaiser, die den Bischöfen abzunehmenden Güter nicht, ferner an Fürsten vergeben, sondern für sich behalten würden; die geistlichen Fürsten aber, worunter sich besonders der Erzbischof Konrad von Salzburg (ein Graf von Abensberg, und ehemaliger kaiserlicher Hofkaplan) hervor that, setzten sich aus Beweggründen, die leicht zu errathen sind, entgegen. Da es schon damals dazu, daß etwas in einen schlimmen

Ruf kommen, und Lärmen darüber entstehen möchte, nichts weiter brauchte, als zu schreien, es stecke eine Ketzerei dahinter, so schrien jetzt einige, es sey eine Erzketzerei, den Bischöfen ihre Güter nehmen zu wollen, die sie rechtmäßig erworben hätten. Heinrich begab sich mit den Seinigen auf die Seite, um mit ihnen zu berathschlagen, was zu thun seyn möchte. Bei dieser Berathschlagung kamen die Deutschen in jene unbändige Hitze und Heftigkeit, die damals von fremden Völkern die deutsche Wuth genannt wurde. Man schrie, der Pabst müsse den Heinrich krönen, er möge wollen oder nicht. „Kurzum, rief einer dieser deutschen Herren dem Pabste und den Kardinälen entgegen, ihr sollt wissen, daß unser Herr, der Kaiser, gekrönt seyn will, so gut, wie einst Kaiser Karl, Kaiser Ludwig, und andere." Als hierauf der Pabst erwiederte, daß zuvor der beiderseitige Vertrag in Erfüllung kommen müßte, rief Heinrich auf Einrathen seines Kanzlers Albert (Erzbischofs zu Mainz, und gebornen Grafen von Saarbrücken) die Wache herbei, und ließ den Pabst sammt den Kardinälen gefangen setzen. Nunmehr kam alles, Fürsten, Bischöfe, Soldaten und Volk in Bewegung, und die Unordnung, und der Lärm wurde laut und allgemein. Der Erzbischof Konrad von Salzburg erhob laut

seine Stimme gegen dieß Verfahren mit dem Pabste, das er religionswidrig und abscheulich nannte; und als hierauf ein Deutscher von des Kaisers Leibwache, Heinrich Kopf von Kaufring am Lech, mit entblößtem Schwerte gegen ihn anrannte, mit der Drohung, daß er ihn augenblicklich tödten wollte, wenn er nicht schweigen würde, und dieser hingegen nur desto heftiger fortfuhr, und dabei betheuerte, daß er lieber sterben, als bei solcher Gelegenheit schweigen wollte, wäre die gräßliche That ohne Zweifel vor sich gegangen, wenn nicht der Kaiser selbst herbei gerannt, und indem er den Erzbischof mit seinem Arme bedeckte, den Heinrich Kopf von seinem Vorhaben abgehalten, und ihm zugerufen hätte: „Nicht, Heinrich, nicht! Es ist noch nicht Zeit! *)" Zu gleicher Zeit war es zwischen den Deutschen und Römern bereits zu Thätlichkeiten gekommen, und diese letztern ermordeten sogar die deutschen Pilgrime, die sich Andachts halber in der Stadt befanden. Der Pabst aber, nachdem er in dem Schlosse Tribucco einen zweimonatlichen Aufenthalt erduldet hatte, erklärte sich endlich, auf Vermittlung des Herzogs Welf II. von Bayern, wie er bewilligen

---

*) Hansiz.

wolle, daß frei, und ohne Simonie, und mit Bewilligung des deutschen Königs gewählte Bischöfe noch ferner von demselben mit dem Ring und Stab belehnt oder investirt werden möchten, daß er auch das Geschehene vergessen, und keine Ahndung deshalb vornehmen, auch geschehen lassen wolle, daß der alte Kaiser Heinrich begraben werden möge. Nachdem nun auch Heinrich das Versprechen gegeben hatte, daß er alle Gefangenen loslassen, und die Güter der römischen Kirche vertheidigen, ihr auch die Patrimonien des heiligen Petrus wieder zustellen wolle, so kehrten beide Theile, nachdem sie sich noch zuvor über ihre Versprechen zwei schriftliche Urkunden ausgefertigt hatten, nach Rom zurück, wo Pabst Pascal den 13. April 1111 den Heinrich zum Kaiser gekrönt, ihm auch unter der feierlichen Messe die heilige Hostie zum Zeichen und zur ewigen Bekräftigung des Friedens gereicht hat.

Unmöglich konnte ein solcher Friede, der zumal noch durch Gewaltthätigkeit erzwungen worden war, von einiger Dauer seyn. Die Grundsätze, worauf die Investitursache ruhte, waren, wie schon oben erinnert worden, nicht Erfindungen Pabst Gregors VII., oder eines andern seiner Nachfolger, sondern Grundsätze des römischen Hofes, und größtentheils der gesammten Geistlichkeit geworden, als deren

Vorstellungsart sich bei den nach und nach verbreiteten Lehren nicht anders, als zu solchen Begriffen bilden konnte. Es war, ohne allen Geist der Weissagung, voraus zu sehen, daß eine künftige Kirchenversammlung den Schritt mißbilligen würde, und dann hatte der Kaiser nur Eine Wahl, den deutschen Reichsfürsten alles, was sie fordern würden, zu bewilligen, oder den Erklärungen des römischen Hofes ohne fernere Einwendung unbedingt nachzugeben.

Der Kaiser war kaum noch in Deutschland angelangt, als die hohe Geistlichkeit, welche zu dem Vergleiche des Pabstes Pascal II. nicht zugezogen worden, und der festen Meinung war, daß ohne ihre Beiziehung kein Vergleich solcher Art geschlossen werden könne, in Bewegung gerieth. Die Folge davon war eine Kirchenversammlung von mehr als dreihundert Kardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten *), von welchen der Vertrag des Pabstes als höchst verdammlich zurückgenommen, und überdieß noch eine Excommunication nicht auf die Person des Kaisers, wie es scheint, sondern vielmehr auf den Vertrag gefällt worden ist **) 1112. Die Rücksicht,

---

*) Sygerius.

**) Helmold. Conrad. Vrsperg. et alii.

welche man bei dieser Schonung auf die Person des Pabstes, als welcher mit der heiligen Hostie in der Hand dem Kaiser versprochen hatte, daß er das Vergangene nicht ahnden wolle, genommen zu haben scheint, half dem Kaiser wenig oder gar nichts; da noch im nämlichen Jahre der Erzbischof Wido von Vienne in Frankreich ebenfalls ein Concilium hielt, das, wie es sich ausdrückte *), „den deutschen König Heinrich, als welcher, nachdem er unter dem Schein des Friedens Rom betreten, nachdem er dem Herrn Pabst Pascal Sicherheit des Lebens, der Glieder, der Gefangenschaft, und der Zurücknahme der Investituren angelobet, und demselben in dem heiligen Sitze, und vor dem Leibe des hl. Petrus den Fuß, Mund und die Stirne geküßt, ihn dennoch durch Verrätherei, Meineid und Gottesraub, gleich ein zweiter Judas, mit Cardinälen, Bischöfen und vielen adeligen Römern verrathen und gefangen genommen, ihn nach seinem Lager geschleppt, der päbstlichen Ehrenzeichen beraubt, dann dem Gespötte auf eine unanständige und niedrige Art preis gegeben, und ihm endlich den schändlichsten und ver-

*) Pitoevs in obseru. ad Iuonis Epist. pag. 758.

dammungswürdigsten Vertrag mit Gewalt abgenöthigt hat, hiermit und dem zu Folge excommunicirt, verwünscht, und von dem Schoße der heil. Mutter der Kirche so lange ausgeschlossen haben will, bis er alles widerrufen, und der Kirche völlige Genugthuung gegeben haben wird." Bei diesem Gange der Sache konnten auch die deutschen Bischöfe, wie leicht zu erachten, nicht gleichgiltig seyn. Der Erzbischof von Mainz, der bisher den eifrigsten Anhänger des Kaisers vorgestellt, und ihn vorzüglich zur Gefangennehmung des Pabstes Pascal II. ermuntert hatte, trat jetzt öffentlich zur päbstlichen Parthei hinüber, und die übrigen Bischöfe gaben laut genug zu verstehen, daß es ihnen allerdings desto lieber seyn würde, je weniger sie und ihre Vorzüge vom Kaiser abhängig seyn würden. Es fehlte demnach nichts mehr, daß ebenfalls K. Heinrich V. in diejenige Verlegenheit, in welcher sich sein Vater befunden hat, versetzt wurde, als eine Gelegenheit, mit den weltlichen deutschen Fürsten, oder auch nur mit einem Theile derselben sich abzuwerfen. An einer solchen Gelegenheit konnte es nicht lange fehlen. Heinrich hatte bei den Lebzeiten seines Vaters, und um diesen stürzen zu können, bei den deutschen Fürsten manche Erwartung, wie nachgiebig er in allen Fällen als Kaiser gegen sie

handeln würde, erwecket, welche er jetzt nicht erfüllen konnte, ohne noch tiefer, als sein Vater herab zu steigen. Da er wohl sah, daß die Nachsicht, und Nachgiebigkeit nach der Lage der Sache ihn nichts bessern würde, so hielt er Ernst und Strenge für die einzigen Maßregeln, welche in seinen Umständen nach der Vorschrift der Klugheit schnell und kühn ausgeführt werden müßten. Sohin setzte er den Erzbischof von Mainz, weil er auf die päbstliche Seite getreten, in einen engen Verwahr, schaffte den Erzbischof Konrad von Salzburg, der hierauf bis 1115 bei der Gräfinn Mathilde in Italien sich aufhielt, vom Hofe, und als zu gleicher Zeit die Grafschaft Weimar durch den unbeerbten Hintritt des letzten Grafen Ulrich erledigt worden war, zog er dieselbe, obwohl nach der Erkenntniß eines Fürstengerichts, unverzüglich ein. Da sich diesem Schritte der Pfalzgraf Siegfried am Rhein, als welcher von seiner Mutter, einer Tochter des Grafen Otto von Weimar, Ansprüche auf dessen Verlassenschaft behaupten zu können glaubte, widersetzte, und in solcher Absicht seinen Schwager, den reichen Herzog Lothar von Sachsen, um Beistand ersuchte, (Lothar von Supplinburg war nach dem, im Jahre 1106 erfolgten Hintritte des Herzogs Magnus, des letzten aus dem Billungischen

Stamme von Kaiser Heinrich V. zum Herzog von Sachsen erhoben, und durch seine Vermählung mit Richsa oder Richenza, Erbtochter des letzten Grafen Heinrich von Nordheim, eines Sohnes des bayerischen Herzogs Otto, Herr der nordheimischen und braunschweigischen Erbgüter geworden) eilte Heinrich im J. 1113 augenblicklich nach Sachsen, berief die sächsischen Fürsten auf einen Hoftag nach Erfurt, und nahm, da sie nicht erschienen, auf ihren Gütern Verheerungen vor, alles in der Absicht, den deutschen Fürsten warnende Beispiele zu geben, welche Schicksale die Ungehorsamen zu erwarten haben würden. Er schien auch dießmal dieselbe so ziemlich erreicht zu haben, und hatte bei seiner im Jahre 1114 mit der engländischen Prinzessinn Mathilde zu Mainz gefeierten Vermählung das Vergnügen, den größten Theil der deutschen Fürsten bei sich, und vor allen den Herzog Lothar von Sachsen in dem Aufzuge eines Büßers vor seine Füße hingeworfen zu sehen; als er im zu großen Vertrauen auf diese Ergebenheit mit Einemmale alles wieder verdarb, indem er aus Uebermuth und in der Einbildung, daß ihm Niemand widerstehen könnte, den Grafen Ludwig von Thüringen gefangen setzte, und verschiedene sächsische Große mißhandelte. Er ließ es sogar zu einem Kriege wider die Sach-

sen kommen, und zog sich alle die schlimmen Folgen zu, welche seinen Vater, in dessen Fußstapfen er trat, zu Grunde gerichtet hatten. Die Sachsen, zu deren Parthei auch der Herzog Lothar wieder getreten war, gewannen ihm, unter der geschickten Anführung des Bischofes Reinhard von Halberstadt (1115 den 1. Februar bei Welfersholz unweit Gerbstädt in der Grafschaft Mansfeld) eine Hauptschlacht ab, und ersuchten hierauf einen päbstlichen Legaten, Dietrich von Ungarn, wo er sich eben aufhielt, nach Deutschland zu kommen, und den Kaiser zu excommuniciren, welches im Jahre 1116 zwar nicht von diesem Legaten, sondern auf einer im Lateran gehaltenen Kirchenversammlung wirklich geschehen ist *). Noch empfindlicher wurde Heinrich zu Mainz gedemüthigt, in welche Stadt er sich in der Absicht, einen Hoftag zu halten, begeben hatte. Nicht nur erschienen die wenigsten Fürsten, sondern die Bürger nöthigten ihn, ihren Erzbischof Albert loszulassen. Hatte dieser schon vorher für die päbstliche Parthei sich erklärt, so verdoppelte er nun seinen Eifer, derselben auf alle Weise Kraft und Nachdruck zu geben. Er begab sich nach Köln,

*) Conrad. Vrsperg. ad an. 1116.

und hielt daselbst eine Zusammenkunft der Bischöfe, ohne daß Heinrich es hindern konnte.

Während dessen bekam Heinrich V. eine Gelegenheit, auch in Italien wieder sein Glück und seine Staatsklugheit zu versuchen. Zwar die Veranlassung seiner Reise dahin, welche keine andere war, als die Besitznehmung der durch den 1115 den 4. Jul. erfolgten Hintritt der Mathilde erledigten schönen Ländereien, konnte nicht einladender seyn. Zuvor errichtete Heinrich im Jahre 1116 aus den Trümmern der nordbayerisch-markgräflichen Güter, welche durch den 1056 erfolgten Hintritt des nordbayerischen Markgrafen und schwäbischen Herzogs Otto, dem Reiche heimgefallen, und in dem größten Theile der bayerischen Oberpfalz, dann der Burggrafschaft Nürnberg, und den unmittelbaren, damals im fränkischen Kreise liegenden, Herrschaften begriffen waren, ein neues Fürstenthum, das er unter dem Namen des Herzogthums Franken seinem zweiten Enkel, Konrad von Hohenstauffen, verlieh, als dessen Vater, Friedrich I. von Bürn und Herr zu Hohenstauffen im Jahre 1080 von Kaiser Heinrich IV. zur Belohnung seiner treuen Dienste das Herzogthum Schwaben, dann die kaiserliche Prinzessinn Agnes zur Gemahlinn, und in dieser Ehe zwei Söhne, Friedrich II. und den eben genannten Kon-

rad erhalten hatte. Um sich in seiner Abwesenheit sicher zu stellen, übergab er diesen beiden Brüdern, welche nebst dem Herzoge Welf II. von Bayern seine treuesten Anhänger waren, die Reichsstatthalterschaft, und nahm darauf die sämmtliche mathildische Verlassenschaft, nämlich nicht nur die königlichen Lehengüter, als die Mark Toscana, Mantua rc., sondern auch alle Allodial- und Erbgüter in Besitz, ohne daß damals vom römischen Hofe, welcher vermöge des Vermächtnisses der Gräfinn, oder vom bayerisch-welfischen Hause, welches vermöge der Heirath Welfs II. von Bayern, Ansprüche hätte machen können, einige Einrede geschehen ist. Gleichwohl wurde Heinrich fast zu gleicher Zeit, doch ohne Meldung seiner Besitznehmung, von zwei päbstlichen Legaten, Kuno und Guido, neuerdings excommunicirt *), ein Umstand, welcher für Heinrich in seiner Lage ganz und gar nicht unerheblich, und dessen Wichtigkeit schon daraus zu ersehen war, daß er die Lossprechung vom Pabste Pascal sehr inständig begehrt, dieser sie ihm aber mit der Bedeutung verweigert hatte, daß er die Verfügungen der Bischöfe ohne ihre Vernehmung nicht aufheben könne.

---

*) Conrad. Vrsperg.

Heinrich that noch mehr, um der geistlichen Bande los zu werden, ohne jedoch etwas zu verbessern. Er machte sich nach Rom auf, um den Pabst Pascal persönlich zu sprechen; dieser aber entfernte sich nach Benevent, und starb bald darauf den 12. Jenner 1118, da er eben Anstalten machte, sich der Stadt Rom, deren Einwohner ihm in seiner kurzen Abwesenheit untreu geworden waren, mit Gewalt zu bemächtigen.

Die Begebenheiten, welche auf diesen Todfall unmittelbar folgten, stürzten den Heinrich, der, ohne auf seine Umstände und Kräfte zu sehen, rasch darein gieng, vollends in die traurigste Lage. Da der römische Hof auf der freien Wahl aller Bischöfe bestand, so war nicht anderes zu erwarten, als daß eben derselbe bei den Fortschritten, die er bereits mit vollem Glücke gemacht hatte, um so eher auf der freien Pabstwahl bestehen würde. Gleich am dritten Tage nach dem Hintritte des Pabstes Pascal II. wurde ein neu gewählter Pabst, der bisherige Kanzler der römischen Kirche, Kardinal Johann Cajetan, der den Namen Gelasius II. annahm, angekündigt. Heinrich, den man an dieser Wahl gar keinen Antheil nehmen ließ, setzte derselben zwar sehr nachdrückliche, aber eben nicht die klügsten Maßregeln entgegen. Nachdem er erst dem Pabste

Gelasius II. das Anbot gemacht hatte, daß er ihn bestätigen wolle, falls er seiner Seits den mit Pabst Pascal II. im Jahre 1111 eingegangenen Vertrag bestätigen würde, wobei er sich das Ansehen gab, nicht zu wissen, daß der römische Hof keine fernere Bestätigung verlange, wie ihm dann dieser sogleich eine abschlägige Antwort ertheilte, rückte er mit verdoppelten Märschen auf Rom zu, und ließ daselbst einen spanischen Bischof, Mauritius Burdinus, der sich Gregor VIII. nannte, zum Pabste wählen; ja er ließ sogar neuerdings am Pfingstfeste von demselben sich krönen. Pabst Gelasius II. flüchtete sich mit allen seinen getreuen Kardinälen erst nach Capua, wo er den Heinrich und den Gegenpabst excommunicirte *), dann nach Frankreich. Hier starb er zu Klugni den 29. Jenner 1119, ohne daß sein Tod den Kardinälen, die mit ihm waren, die geringste Verlegenheit verursacht hätte. Sie nahmen sogleich den ersten Hornung eine neue Wahl vor, welche auf den Erzbischof von Vienne, Guido, fiel, der von einem vornehmen burgundischen Geschlechte abstammte, und sich Calixt II. nannte. Erst hielt dieser Pabst eine Kirchenversammlung, welche

---

*) Petrus Diac. it. Annal. Hildesh.

schon von seinem Vorfahrer auf den 20. April nach Rheims ausgeschrieben, und auf welcher jetzt die weltliche Investitur neuerdings verdammt worden ist; und dann versprach er zu einer persönlichen Unterredung mit Heinrich nach Mousson zu kommen; aber hier beleidigte oder schreckte ihn die Ankunft deutscher Truppen, welche Heinrich vorausgeschickt hatte, dergestalt, daß er unverzüglich nach Rheims zurückkehrte, und nebst einer neuen Verdammung der Investituren eine feierliche Excommunication über den Heinrich aussprach, und dieß in Gegenwart von vierhundert siebenundzwanzig Bischöfen und Aebten, welche beim Anfange dieser Feierlichkeit brennende Kerzen in den Händen hielten, dann aber dieselben auslöschten, und die Schrecken des Bannspruches vermehrten. Der neue Pabst gieng hierauf nach Rom, bemächtigte sich des nach Sutrei geflüchteten Gregor VIII., und verschloß ihn in ein Kloster, wo er bald darauf in größter Verachtung gestorben ist.

In Deutschland gieng jetzt für Heinrich alles so schlimm, als möglich. Die Erzbischöfe Albert von Mainz, Friedrich von Köln, und Konrad von Salzburg, welche, nach dem Zeugnisse des Otto von Freisingen, die Haupttriebfeder der letzten Excommunication waren, setz-

ten ganz Deutschland in Bewegung, und es fehlte wenig, daß nicht auch mit diesem Kaiser eben dieselben Auftritte wiederholt wurden, welche mit Kaiser Heinrich IV. vorgenommen worden sind. Selbst die Zurückgabe einiger Güter an die Reichsfürsten, welche sich Heinrich in seiner mißlichen Lage willig gefallen ließ, fruchtete wenig, und die Sachsen betrugen sich vollends, als wenn sie von ihm auf immer geschieden wären, so daß er, ehe es zu einem wirklichen Ausbruche kam, sich wohl noch glücklich zu schätzen hatte, daß die Sachsen den Vorschlag thaten, die Entscheidung ihrer Beschwerden auf die Entscheidung von zwölf Schiedsrichtern beider Theile ankommen zu lassen. Diese traten den 7. Febr. 1121 zu Würzburg zusammen, entschieden aber weder mehr noch weniger, als daß ein allgemeiner Landfriede (bei dessen Gelegenheit der seit neun Jahren vertriebene Erzbischof Konrad von Salzburg wieder eingesetzt wurde) in Deutschland gehalten, die Entscheidung des Investiturstreites aber einem künftigen Concilium überlassen, und wie die urspergische Chronik sagt, „durch das Urtheil des heil. Geistes ausgemacht werden sollte, was durch ein menschliches Urtheil nicht konnte zu Stande gebracht werden." Man schickte nunmehr Gesandte nach Rom, welche 1122 mit drei Legaten zu-

rückkamen, und dem Investiturstreite auf eine Art ein Ende machten, in deren Betracht man beinahe nicht weiß, worüber denn in der Hauptsache seit 1075 gestritten, so vieles Blut vergossen, und eine allgemeine, höchst ärgerliche Spaltung zwischen dem Staate und der Kirche unterhalten worden ist. Das Wesentlichste war, daß man die Belehnung oder Investitur der Bischöfe mit Ring und Stab für Zeichen oder Sinnbilder geistlicher Dinge, wodurch priesterliche Würden und Befugnisse verliehen würden, und entgegen den Scepter als das schicklichste Zeichen erklärte, womit den Bischöfen, insoweit sie zugleich Reichsfürsten vorstellten, die weltliche Belehnung auf weltliche Dinge, nämlich auf die den Bisthümern zugegebenen Reichslehengüter, und daraus ausfließenden Pflichten, von dem Kaiser verliehen werden sollten. Der Pabst willigte ein, „daß die Wahlen der Bischöfe und Aebte im deutschen Reiche in Gegenwart des Kaisers, doch ohne Gewaltthätigkeit und Simonie geschehen sollten, dergestalt, daß, wenn einiger Zwist sich bei den Wahlen ereignen würden, der Kaiser dann dem besten Theile seine Einwilligung und seinen Schutz, nach dem Urtheile der Metropolitanen und Bischöfe aus eben der Provinz ertheilen sollte. Der Erwählte soll vom Kaiser die Regalien durch den Scepter

empfangen, ausgenommen, was zur römischen Kirche gehört, und er soll gegen den Kaiser die Pflichten beobachten, wozu ihn jene Regalien verbinden. — Der Kaiser versprach, daß er hiermit die Belehnungen mit dem Ringe und Stabe von sich gebe, und in allen Kirchen seines Königreiches und Kaiserthumes kanonische Wahlen, und freie Einweihungen gestatte ꝛc." *). — Dieser Vergleich, der den Namen des calixtinischen Concordats erhielt, ist nicht weniger berühmt, als er noch jetzt (in der Hauptsache) als ein geltendes Hauptgrundgesetz in Rücksicht des Verhältnisses der kaiserlichen und päbstlichen Rechte bei Besetzung der deutschen Bisthümer anzusehen ist. Ungeachtet die Wahlen frei erklärt worden waren, so behielt der Kaiser damals noch immer das Heft in den Händen, weil ein Bischof, der dem Kaiser nicht angenehm war, nie einige Hoffnung haben konnte, zum Besitze des Bisthumes zu gelangen, da nach diesem Concordat ein Bischof, so wie er erwählt worden war, sogleich vom Kaiser zum Reichsfürsten investirt, und die päbstliche Bestätigung erst nach dieser Investitur erfolgte. Diese Ordnung

*) Conrad. Vrsperg. Alberic. Baron. Annal. Tom. XII. Goldast. Tom. vno. Constit. Imp. et alii.

hat sich freilich, wie in der Folge vorkommen wird, geändert. Die Urkunden des calixtinischen Concordats, nachdem sie erst zu Mainz entworfen worden, wurden den 23. September 1122 unterzeichnet, beiderseits von vielen Zeugen unterschrieben, und auf einer Ebene bei Worms unter freiem Himmel, im Beiseyn einer unzähligen Menge Volkes, zum unendlichen Vergnügen desselben, laut gelesen und ausgewechselt. Hierauf gab der päbstliche Legat, der Kardinal von Ostia, dem Heinrich den Friedenskuß.

In diesem Streite um ein Sinnbild bestand die vorzüglichste Beschäftigung K. Heinrichs V., wodurch außer dem, daß die Freiheit der deutschen Fürsten nebenher wieder einige Stufen höher empor kam, viel Gutes in seinem Fortschritte gehemmet worden, und die Aufmerksamkeit auf das innere Wohl von Deutschland überhaupt zurückgeblieben ist.

Sonst wurde Heinrich in verschiedene Kriege oder vielmehr Fehden verwickelt, welche theils von keiner langen Dauer gewesen, theils gar nicht zum Ausbruche gekommen sind. Im J. 1108 wollte er den ungarischen Kronprinzen Alm, welchen sein Bruder, König Kolomann, vertrieben hatte, wieder einsetzen, hatte aber

das Unglück, daß einige Große Verräther an ihm wurden, welcher Unfall ihn nöthigte, die Belagerung des Schlosses Preßburg aufzugeben, und ohne einigen weitern Vortheil, als daß er die Brüder versöhnte (welches indessen freilich seine einzige Absicht gewesen seyn konnte), zurück zu kehren. Im Jahre 1109 nöthigte er die Polen zur Erlegung des Tributes, welchen zu entrichten sie seit einigen Jahren unterlassen hatten *). Im J. 1124 hielt er zu Bamberg einen allgemeinen Reichstag, um die deutschen Fürsten zu einem Feldzuge wider den König Ludwig VI. von Frankreich zu Gunsten seines Schwagers König Heinrichs von England zu bewegen; es kam aber um so weniger zu einiger Unternehmung von Wichtigkeit, als die deutschen Fürsten die auswärtigen Kriege verabscheuten, und vor allem den Kaiser Heinrich selbst nicht liebten. Die gleichzeitigen Geschichtschreiber, nachdem sie den Heinrich als einen Mann von großem Scharfsinn **), von großer Geschicklichkeit und Kühnheit in Kriegssachen ***) abschildern, sagen von ihm zu gleicher Zeit, daß er über

---

*) Conrad. Vrsperg.
**) Conrad. Vrsperg.
***) Otto Frising.

alles Maß geld- und machtsüchtig gewesen, und daher häufig zu gewaltthätigen und ungerechten Handlungen hingerissen worden sey †). Da ihm ein solches Verfahren die Abneigung und den Haß der Reichsstände auf allen Seiten zuzog, so fand er sich dadurch veranlaßt, zum Gegengewicht der reichsständischen Macht, nach dem Beispiele seines Vaters, die Macht, Aufnahme und Bevölkerung der Städte zu begünstigen, woraus nebenher ungemein viel Gutes erfolgt, und der eigentliche Wohlstand und Reichthum von Deutschland befördert worden ist. Er machte ein allgemeines Reichsgesetz, daß alle städtischen Einwohner, sie möchten Handwerker, Bauern, Fuhr- oder Schiffleute rc. seyn, das freie Bürgerrecht mit allen Gerechtigkeiten und Obliegenheiten desselben, gleichwie es die Bürger, zwischen welchen und den Handwerkern bis dahin ein großer Unterschied war, geniessen sollten *), wovon die Folge war, daß die Handwerke bald in einen sehr blühenden Zustand gekommen, (wie dann z. B. eben jetzt die Männer anfiengen, die Weberei, und die Verarbeitung der Linnen und der

---

†) Conr. Vrsp. Otto Fris. Annal. Sax.

*) Toelner. cod. dipl. palat. n. 62. 63. pag. 55. 56.

Wolle, welche Dinge bis dahin allein von den Weibern getrieben wurden, auf sich zu nehmen) und eben auch um diese Zeit die Innungen oder Zünfte der Handwerke und der Handlungen errichtet, und mit trefflichen Einrichtungen versehen worden sind. Welche Fortschritte vorzüglich die deutsche Handelschaft unter diesem und dem vorigen Kaiser gemacht habe, läßt sich daraus abnehmen, daß bei einem in der Stadt Köln im Jahre 1074 entstandenen Tumult über sechshundert reiche Kaufleute aus der Stadt zum König Heinrich IV. gezogen *), und daß die Bremer die Belagerung Jerusalems mit ihren Schiffen unterstützt, und zur Belohnung dieses Dienstes von K. Heinrich V. im Jahre 1111 herrliche Freiheiten erlangt haben **). Auch die schönern Künste, als die Bildhauer-, Gieß-, Schneid- und Faßkunst u. a. kamen um so mehr in Flor, als die Begierde, irgend ein dauerndes Denkmal zu errichten, oder ein Kunststück zu besitzen, bei großen Herrn, vorzüglich aber bei Bischöfen und Magistraten sehr herrschend geworden ist. Im Jahre 1070

*) Lamb. Schafnab.

**) Lünig. Reichsarch. P. sp. cont. IV. P. I. p. 219.

z. B. ließen die Münzgenossen zu Augsburg die beiden großen Thorflügel an der Domkirche daselbst von gegossenem Metall verfertigen, und mit biblischen Geschichten von erhabener Arbeit verzieren. So ließen die Wormser ein von K. Heinrich V. erhaltenes Privilegium in Messing gießen, mit goldenen Buchstaben versehen, und über der Thüre der Hauptkirche befestigen u. s. w. Auch die Baukunst machte einige Fortschritte, deren Werken man deßwegen, weil die Gothen, als sie sich in Italien niederließen, die Werke der alten Baukunst auf eine ungeschickte Art, (der gewöhnlichen Art eines jeden jugendlichen Volkes) ohne Gefühl der Schönheit und der Verhältnisse nachahmten, den Namen der gothischen Bauart beigelegt hat. Desto mißlicher sah es mit wissenschaftlichen Kenntnissen aus, theils aus Mangel an gründlichen Schriften, und Verbreitung derselben, theils aus Mangel an wirkenden Anstalten und Aufmunterungen, wodurch jene hätten veranlaßt werden können. Die Klosterbibliothek zu Hirschau war zuverlässigst eine der besten und reichsten, und im Jahre 1100 bestand dieselbe aus sechzig Bänden. In großen Städten durfte sich sogar jeder, der wollte, ohne Ruf und Sold zum Lehrer aufwerfen, ein Unfug, der, während daß er in Frankreich 1074 und 1138

eingeschränkt wurde, in Deutschland lange aufrecht, und sohin das Umherreisen der Gelehrten, gleich dem Reisen der Handwerker, lange noch in Uebung geblieben ist. Ein trauriger Umstand für Deutschland lag schon darin, daß die berühmtesten Schulen außer Deutschland, nämlich in Italien und Frankreich, vorzüglich zu Bologna und Paris waren. Einen außerordentlichen Glanz erhielten jene durch einen Deutschen, Werner oder Irner genannt, der als Professor der schönen Wissenschaften zu Ravenna, bei Gelegenheit eines über das Wort As (eine Art von Gewicht) entstandenen Streites, das Gesetzbuch des Kaisers Justinian ans Licht zog, und hierauf durch die Ermunterung der Gräfinn Mathilde zu Bologna über die Rechtsgelehrsamkeit Collegien las. Fast zu gleicher Zeit hat auch das Kirchenrecht eine neue Befestigung erhalten durch den Benediktiner Gratian, der in einem Kloster zu Bologna seine Sammlung des Kirchenrechts, oder sein sogenanntes Decretum 1127 zu verfertigen anfieng.

Je mehr Heinrich durch die Aufnahme der Städte eine neue Uebermacht zum Dienste seines Ansehens sich gründen und mehren sah, desto mehr verrieth er seine Absicht, die Macht der Reichsstände zu beschränken, und die Ge-

schenke, welche sein Vater, zur Zeit seiner Bedrängnisse, mit Königsgütern gemacht hatte, wieder an sich zu ziehen. Da ihm dieß zur Zeit zu vielen Weitläufigkeiten unterworfen zu seyn geschienen haben mochte; so kam er mit einem andern Vorhaben zum Vorschein, womit er ohne Zweifel ganz Deutschland in neue Unruhen gestürzt haben würde. Er nahm sich, wie Otto von Freising bezeugt, vor, durch das ganze Reich allgemeine Anlagen auszuschreiben, und hatte sich in solcher Absicht nach dem Niederrhein begeben, als er zu Utrecht starb den 25. Mai 1125 im 44sten Jahre seines Alters. Mit ihm erlosch der fränkische Kaiserstamm, der Deutschland 101 Jahr, nämlich von 1024 – 1125 beherrscht, zwar an Geisteskraft vortreffliche, aber durch mißverstandene Staatskünste mißleitete Prinzen geliefert hat. Heinrich liegt zu Speier begraben.

Seine Gemahlinn war Mathilde, Tochter König Heinrichs von England, mit der er eine Tochter, Christine, Gemahlinn K. Vladislaus von Polen, gezeugt hat.

Schriftsteller.

Nebst dem größten Theil der Vorigen, worunter vorzüglich zu benutzen, Annalista Saxo, seu Eckehardus Vragiensis; — dann Helmoldi (eines Dorfpfarrers zu Bosow in Wagrien, † 1170, Chronicon Slavon. et Vened. von 804 — 1170; — des Abts von Ursperg († 1240) Chronicon a Nino Rege Assyriorum usque 1229, Aug. Vindel. 1515. Basel 1569. Arg. 1609. — Concordatum Hen. Imp. et Calixti II. apud Baron. Annal. eccles. T. XII. et Leibniz in Cod. Jur. Gent. dipl. — Just. Chr. Ditmar Hist. Belli inter Imper. et Sacerdotium etc.

Lothar.

1125 — 1137.

Inhalt. Erscheinung der ersten Vorwähler bei Lothars Wahl, welche eigentlich die erste freie war; Beschränkung des neuen Kaisers durch eine vorhergehende Kapitulation. Verbindung des neuen Kaisers mit dem welfischen Hause wider die Hohenstauffer, deren Demüthigung hierauf erfolgt ist.

Lothars vergebliche Bemühung zu Lüttich 1131, den Pabst zur Zurückgabe der bischöflichen Investitur zu gewinnen; dessen Krönung zu Rom 1133, und Belehnung mit den mathildischen Gütern.

Lothars zweiter italienischer Zug 1136, und Beschränkung der Aufrührer. — Dessen Hintritt 1137; — übrige Kriege; — Charakter.

Lothar, der, in Rücksicht auf den karolingischen Lothar, von einigen der Zweite genannt wird, war ein Sohn des Grafen Eberhard von Supplinburg (vom Geschlechte der Dynasten von Querfurt), und ward 1075, wenige Tage vor der Schlacht bei Unstrut, wo sein Vater das Leben verlor, geboren. Er war durch seine Heirath mit Richenza, des Grafen Heinrich von Nordheim Erbtochter, sehr reich und mächtig, und im Jahre 1106 zum Herzoge von Sachsen erhoben worden. Er hatte sich bei den sächsischen Fürsten durch seinen kühnen Eifer für die ständische Freiheit, dann bei der Geistlichkeit durch seine Achtung für dieselbe, allgemein geehrt und beliebt und überhaupt bei den deutschen Fürsten einer besondern Achtung würdig gemacht, welche sich bei der neuen Königswahl auch einstimmig äußerte.

Diese Wahl war, in manchem Betracht, die erste ihrer Art, und öffnete für künftige

Wahlen den Weg zu Anstalten und Einführungen, welche im Laufe der Zeit zu ordentlichen Reichsgesetzen geworden und bis heute geblieben sind. Bisher war die Wahl eines Kaisers, wiewohl sie von den deutschen Fürsten, insofern sie einstimmig seyn wollten, abhängig war, doch gewissermaßen nicht frei. Gleichwie in Deutschland von jeher uralte Herkommen in den wichtigsten Dingen nicht selten für Gesetze galten, so sah man, seit der Erlöschung des karolingischen Geschlechtes in Deutschland im Jahre 911, bei einem neuen Kaiseraufzuge immer auf den Sohn, oder nächsten Anverwandten des Vorigen, wie man dieß nämlich während der Regierung jenes Geschlechtes zu sehen gewöhnt worden ist. Auch haben sowohl die sächsischen, als fränkischen Kaiser, damit ja die Ordnung nicht einmal unterbrochen werden möchte, fast immer die Vorsicht gebraucht, noch bei ihren Lebzeiten einen ihrer Söhne zum deutschen Könige und Nachfolger wählen zu lassen, und es fehlte bei dem unaufhörlichen Ringen dieser Kaiser nach Alleinherrschaft daran, daß die Krone vollends erblich geworden wäre, nichts als die Macht und Weisheit, alle Eingebungen einer falschen Staatskunst vermeiden, über alle Unfälle siegen, und die Fortdauer ihres Geschlechtes sichern zu können; aber die gegenwärtige

Wahl war theils schon des Umstandes wegen uneingeschränkt, daß vom fränkischen Kaisergeschlechte kein männlicher Stamm mehr vorhanden war, theils war ihr durch jenes Kapitular, welches bei der Gegenwahl Rudolphs von Schwaben im Jahre 1077 vorkam, der Weg zur vollkommenen Freiheit erleichtert worden; und den deutschen Fürsten sowohl, als dem päbstlichen Hofe war äußerst daran gelegen, auf die Gesetzmäßigkeit einer Freiheit zu dringen, bei welcher allein es möglich seyn würde, die Uebermacht eines Kaisers, nachdem die kaiserliche Würde nicht mehr bei Einem Geschlechte blieb, zu hindern, und jeden neuen Kaiser vor dessen Wahl durch neue Kapitulationen zu beschränken.

Aber auch die Wahl selbst enthielt vieles, was zu deren näherer Bestimmtheit und Erleichterung geändert werden sollte. Noch erschienen fast immer alle deutschen Fürsten und Bischöfe, nebst ihrem Gefolge von Freien, Mannen und Rittern; und eben bei der gegenwärtigen Wahl kamen bei Mainz mehr als sechzig tausend Bewaffnete zusammen, um, wo nicht unmittelbar an der Sache, welches aber doch die Absicht ihrer Ankunft war, doch an der Feierlichkeit Theil zu nehmen. Der Erzbischof Albert von Mainz, nebst einem

päbstlichen Legaten, dem Kardinal Gerhard, ordnete die Wahl, und machte, nicht ohne Ursache, die Anstalt, daß dießmal dieselbe nicht auf offenem Felde, sondern in einem Hofe der Stadt Mainz vor sich gehen sollte. Da der enge Raum desselben die ungeheuere Menge der Wahlfähigen unmöglich aufnehmen konnte, so wurde weiter vorgeschlagen und bewilliget, daß von jeder der vier uralten Hauptwahlnationen, den Bayern, Schwaben, Franken und Sachsen zehn ausgehoben, und diesen die Vorwahl, welche nachher die übrigen zu bestätigen hätten, überlassen werden sollte. Durch diese Vorwahl wurden drei Fürsten, Herzog Friedrich von Schwaben, Herzog Lothar von Sachsen, und Markgraf Leopold von Oesterreich (wozu noch einige den Grafen Karl von Flandern setzen) auserkohren, und dadurch der erste Schritt zu der nachherigen Einführung gethan, vermöge welcher das Auserköhren (Chur) oder Auswählen eines deutschen Königs nur auf gewissen Ländern und deren Fürsten haften sollte.

Die kaiserliche Würde war damals eben, je nachdem nämlich ein Fürst von Planen und Hoffnungen erfüllt war, äußerst erwünscht, oder allen Wünschen, die ein ruheliebender Fürst fassen konnte, entgegen. Es war voraus zu

sehen, daß die Macht eines Kaisers immer weniger das seyn würde, was sie ehemals war; aber da ein Kaiser gleichwohl noch viele Mittel in seinen Händen hatte, sich bei günstigen Umständen wichtig zu machen, so war und blieb es für einen hochstrebenden Fürsten noch immer das erhabenste Ziel seiner Wünsche, nach der Würde eines Kaisers zu trachten. Eben jetzt, nachdem die erwähnte Vorwahl eröffnet worden war, baten Lothar und Leopold die Würde sich ab; sie vergoßen sogar Zähren, wie wenn sie ein großer Unfall getroffen hätte, und fielen, nach damaligem Gebrauche, den Fürsten zu Füßen, indessen sich der Herzog Friedrich von Schwaben den Fürsten mit einem Ausdrucke von Muth und Zuversicht darstellte, bei dem er sich denselben nichts weniger, als empfahl. Man versprach sich von einem ehrgeizigen Prinzen von feueriger und unternehmender Gemüthsart nichts Gutes, und der mainzische Erzbischof Albert, der dem Friedrich, als Schwiegersohn des verstorbenen Kaisers, und ehemaligen Reichsverwesers ohnehin abhold war, hatte sogleich einen Einfall in Bereitschaft, dessen Wirkung er gewissermaßen vorher sehen konnte. Er fragte die drei Gewählten, ob sie, wenn auch ein Dritter von den Fürsten gewählt werden sollte, denselben als deutschen König anerkennen woll-

ten. Lothar und Leopold versprachen es auf der Stelle; aber Friedrich erklärte sich mit vieler Empfindlichkeit, daß er hierüber erst sein Lager fragen müsse, und begab sich auch sogleich nach demselben. Das fiel den Fürsten eben so sehr auf, als es sie verdroß; und als den andern Tag der Erzbischof Albert dieselben neuerdings ermahnte, sich über die Wahl zu vereinigen, riefen einige den Herzog Lothar als Kaiser aus, denen auch andere sogleich nachriefen, dann den Lothar, der vor Bestürzung außer sich kam, herbei holten, ihn auf ihre Schultern nahmen, und ungeachtet er sich aus allen Kräften entgegensetzte, und drohte, daß er sich an denen rächen wollte, die ihn so mißhandelten, unter beständigem Freuderufen herumtrugen. Es war ein allgemeiner Tumult. Viele, welche mit dieser Wahl nicht zufrieden waren, und sich entfernen wollten, wurden daran verhindert, und die Sache bekam ein zweifelhaftes Aussehen, als der päbstliche Legat herbei kam, und die Unruhe stillte. Endlich gaben auch Herzog Heinrich IX., genannt der Schwarze, von Bayern, und der Herzog Friedrich von Schwaben, welche beide bei jenem Vorgange abwesend waren, ihre Einwilligung. Nachdem der neue König erst die neue Wahlkapitulation beschworen hatte,

nahm der Erzbischof Friedrich von Köln zu Aachen die Krönung vor.

Die Wahlkapitulation bekam dießmal schon einige neue, sehr auffallende Zusätze. Da es, vermöge des Concordates vom Jahre 1122 dem Kaiser noch gestattet worden war, den Bischofswahlen beizuwohnen, so sollte es ihm ferner nicht mehr gestattet seyn; auch sollte, was ungleich wichtiger war, die königliche Belehnung mit dem Scepter nicht mehr vor, sondern nach der Consecration vor sich gehen; und was noch weiter die Belehnung betrifft, so sollte sie, unbeschadet des Ordens der Bischöfe, das ist, nicht mit dem Handschlage, sondern bloß durch Ablegung des Eides der Treue geschehen *). Endlich wurde, vermöge anerkannter Grundsätze, das erste Mal sogar die Bestätigung dieser Kaiserwahl vom päbstlichen Stuhle erholet **). So sehr haben sich die Sachen seit K. Heinrich IV., dessen Vater noch drei Päbste aufstellte, geändert.

In dem Leben dieses Kaisers kommen bereits verschiedene Verbindungen der Höfe, und

*) Anonym. Narrat. de elect. Loth. bei Pez Olenschlager u. a.
**) Doddecin.

zumal solche Abänderungen von Gesinnungen vor, welchen man später, um doch etwas zu ihrer Beschönigung zu sagen, die prächtigen Namen von tiefer Einsicht und Staatskunst beigelegt hat. Zur Zeit, da Lothar als Kaiser auftrat, stand das welfische Haus in Bayern mit dem hohenstauffischen in Schwaben und Ostfranken in bester Freundschaft. Der bayerische Herzog, Heinrich IX., genannt der Schwarze (zweiter Sohn Welfs I., und der Judit von Flandern) hatte seine Tochter Judit an Friedrich II., Herzog von Schwaben, verheirathet, und da er selbst im Jahre 1127 mit der kaiserlichen Prinzessinn Gertraud zu Gunzenfeld am Lechfelde Hochzeit hielt, wohnte den acht Tage hindurch mit unbeschreiblicher Pracht abwechselnden Freudenfesten der ganze schwäbische Adel bei. Auf gleiche Weise war der Erzbischof Albert von Mainz ein eben so geneigter Freund des Lothar, dessen Wahl zum Kaiserthum er vorzüglich befördert hatte, als er den hohenstauffischen Brüdern abhold war, indem er die Drangsale, welche ihm K. Heinrich V. und Herzog Friedrich II. als Reichsverweser verursachten, noch im lebhaften Andenken hatte. Dieß alles hat sich aus Gründen der Staatsklugheit geändert.

Die hohenstauffischen Brüder verriethen im Gefühle ihrer Hoheit und ihres Reichthumes (sie waren von Seiten ihrer Mutter Erben K. Heinrich V., und der alten Stamm- und Erbgüter der rheinfränkischen Kaiserfamilie geworden) nicht undeutlich sehr weitstrebende Absichten, und die Antwort des Herzogs Friedrich II. von Schwaben bei Lothars Wahl hatte alle anwesenden Fürsten, und vorzüglich diesen selbst aufmerksam gemacht. Lothar hielt noch im Jahre 1125 einen Hoftag zu Regensburg, auf welchem er die Erklärung festsetzte: „daß nicht nur die Güter der in die Acht Erklärten, sondern alle und jede Besitzungen, welche ein Kaiser gegen königliche Kammergüter eingetauscht hätte, nicht zum Eigenthume eines Kaisers, sondern immer wieder zur königlichen Kammer, oder zum Reichsfiscalat gehören sollten.“ Hieraus folgte, daß alle jene Güter, welche die Kaiser des rheinfränkischen Geschlechtes für königliche Kammergüter, von welchem einem jeweiligen Kaiser bloß der Genuß, aber nicht das freie Eigenthum zuständig war, eingetauscht, und zu ihren Allodial- oder Stamm- und Geschlechtsgütern gezogen haben, und welche auf solche Weise die Hohenstauffer geerbt haben mochten, durch den Reichsfiscus abgesondert, und wieder herausgegeben werden sollten. Mehr brauchte es

nicht, um die hohenstauffischen Brüder, deren Erbgüter bei einer künftigen Untersuchung ziemlich zu leiden gehabt haben möchten, gleichsam zu solchen Schritten zu nöthigen, welche dem Kaiser die Befugniß verschafften, sie zu bekriegen, und so viel möglich, zu entkräften. Sie hatten sich auch kaum geäußert, daß sie dem Vollzuge des neuen Gesetzes sich nicht unterwerfen würden, als Lothar sie zu Straßburg als Feinde Deutschlands erklärt, und zu Goßlar mit der Acht sie belegt hat.

Aber Lothar, der nun als Kaiser ganz andere Gesinnungen merken ließ, als jene waren, mit denen er sich früher als einen eifrigen Verfechter der ständischen Freiheit wider die Kaiser bei den deutschen Fürsten beliebt gemacht hatte, suchte vor allem eine mächtige Stütze, mit deren Hülfe er ausführen könnte, was er zu seinem Zwecke unternehmen würde. Er sah sich für seine Erbtochter um einen Schwiegersohn um, und wählte dazu den Herzog Heinrich X. von Bayern, den mächtigsten und reichsten deutschen Fürsten seiner Zeit, der dann auch im Jahre 1127 die eben erwähnte Hochzeit mit einer Pracht hielt, weßen der ihm von einigen der Beinamen, der Stolze, beigelegt ward. Was Lothar bei dieser Verbindung hoffte, daß sein Schwiegersohn,

ungeachtet er der reichste deutsche Fürst war, dennoch einen Zusatz neuer Würden und Güter für ungleich wichtiger halten würde, als die Freundschaft der Hohenstauffer, das traf allerdings ein. Heinrich der Stolze rückte noch im Jahre 1127 mit einem bayerischen Heere nach Nürnberg, um diese Stadt (welche im zehnten Jahrhundert wider die Ungarn von den Bayern erbaut, zur ehemaligen nordbayerischen Grafschaft gehörig, im J. 1077 nach dem Absterben der nordbayerischen Grafen von Bayern getrennt, und 1116 zum neuen Herzogthum Ostfranken geschlagen, sohin dem Herzog Konrad von Hohenstauffen angefallen war) gemeinschaftlich mit dem Kaiser Lothar zu erobern; und als ihn dieser im Lager daselbst mit der Anwartschaft auf das Herzogthum Sachsen, und mit allen Afterlehen, welche die Herzoge in Sachsen von den Bischöfen und Aebten hatten, dann mit Nürnberg, das aber erst zu erobern war, ferner mit dem Dorfe Gredigen im Eichstädtischen belehnte (welches der zweite Fall war, daß Einer zwei Herzogthümer bekam), so wurde er der erklärte Feind des hohenstauffischen Hauses. Da es mit Nürnberg zur Zeit nicht gelingen wollte, weil indessen der Herzog Konrad von seiner Wallfahrt nach Palläſtina zurückgekommen war, so war er bei der Stadt Speier, welche Lo-

thar vergeblich belagert hatte, desto glücklicher, und endlich im Jahre 1130, nachdem er zuvor einen vergeblichen Einfall nach Schwaben gethan, und mit Unehre sich zurückgezogen hatte, schämte er sich nicht, dem Herzog Friedrich, den er unter dem Schein gütlicher Unterhandlungen nach dem Kloster Zwiefalten einlud, durch Meuchelmörder Nachstellungen zu machen, welche ihm aber, indem sich der Herzog auf einen Kirchthurm flüchtete, mißlungen, und ihm nachher selbst von Friedrich vorgerückt worden sind *). Gleichwohl mußten endlich die beiden Brüder unterliegen. Konrad ließ sich, da anfangs alles gut für ihn gieng, verblenden, zu glauben, daß es nie wieder schlimm gehen könnte, und vielmehr immer besser gehen müßte. Er ließ sich unter dem Vorwande, daß er Erbe der sämmtlichen Verlassenschaft K. Heinrich V. sey, einfallen, Ansprüche auf das Königreich Italien zu machen, den Titel eines Königs anzunehmen, und sich zu Mailand im Jahre 1128 krönen zu lassen. Dieß zog ihm die Abneigung einer mächtigen italienischen Parthei und die Excommunicationen vieler deutschen Erzbischöfe und Bischöfe, und die höchst bedeutende Ungnade des römi-

*) Otto Frising. l. 1. c. 19.

schen Hofes zu. Verschiedene empfindliche Unfälle belehrten ihn, so wie seinen Bruder, daß sich täglich einige Freunde zurückziehen; und als vollends 1134 Herzog Heinrich der Stolze von Bayern die Stadt Ulm, wo damals eben sein vorzüglichster Waffenplatz war, erobert, dieselbe geplündert, und bis auf die Kirchen abgebrannt, auch ganz Schwaben sehr mitgenommen hatte, erschien zuerst Herzog Friedrich vor der Kaiserinn Richenza, da sich diese eben in der Abtei Fulda aufhielt, mit bloßen Füßen, um sie um Fürsprache bei dem Kaiser, dessen Gnade er bei einem zu Bamberg gehaltenen Reichstag erlangt hat, zu bitten, und noch im nämlichen Jahre erschien zu Mühlhausen mit gleicher Demüthigung auch Konrad vor dem Kaiser, und wurde mit der Bedingniß, die schon seinem Bruder vorgelegt worden war, daß er sich zu einem Zuge nach Italien bereit halten sollte, mit Versöhnung und Gnade entlassen. Auf diesem Wege bemächtigte sich Kaiser Lothar der Hohenstauffer.

Der jetzt bevorstehende Zug nach Italien war bereits der zweite, den Lothar dahin vorzunehmen beschloß, ungeachtet der wenigen Aussichten auf wahre Vortheile, welche er auf dieser zweiten Reise würde einärnten, oder nachholen können. Von dieser geringen Hoffnung

hatte ihn die erste Reise hinlänglich überzeugt, oder überzeugen können. Als er dieselbe unternahm, führte er nichts Geringeres im Sinne, als das verlorne Investiturrecht wieder zurückzufordern, und die Umstände, welche ihn zu einer solchen Handlung berechtigen konnten, schienen damals außerordentlich günstig zu seyn. Bei der Pabstwahl, welche nach dem Hintritte des Pabstes Honorius II. im J. 1130 von acht Kardinälen vorgenommen werden sollte, wählten fünf den Kardinal Gregor; indessen die drei andern sowohl mit den übrigen Kardinälen, als auch mit dem römischen Adel gemeinschaftliche Sache machten, und den Kardinal Petrus Leonis als Pabst ausriefen. Da dieser letztere, der sich Anaclet II. nannte, in Rom einen zu großen Anhang hatte, als daß wider ihn mit einigem Erfolge etwas hätte vorgenommen werden können; so begab sich der erste, Innocenz II genannt, nach Frankreich, und erhielt nicht nur von dem Könige dieses Reiches, sondern auch vom Kaiser Lothar, an den er den Kardinal Gerhard abgeschickt hatte, das Versprechen, daß allein er als Pabst anerkannt seyn sollte. Lothar versprach nebenbei, nach Lüttich zu kommen, und sich mit dem Pabste sowohl über dessen Einsetzung in Rom, als über seine Krönung zu berathschlagen. Diese Zusammenkunft geschah

im Jahre 1131 den 22. März, und K. Lothar benahm sich bei derselben auf eine Art, die jedem Leser äußerst seltsam vorkommen, aber denjenigen weder neu, noch befremdend scheinen wird, welche aus der Geschichte aller Jahrhunderte wissen, zu welchen Erniedrigungen sich, nach dem Gebrauche ihres Zeitalters, die Großen wechselweise herablieẞen, um einen Zweck, an welchem ihnen viel gelegen war, durchzusetzen. Lothar hatte zwar alle Ursache, zu glauben, daß ihn Pabst Innocenz II. in seiner mißlichen Lage, wo er des Schutzes des deutschen Königs so sehr bedürfte, mit den freundlichsten Zeichen von Achtung aufnehmen und behandeln würde; allein er wollte seiner Seits alles Mögliche, was den Pabst für seine Vorstellungen, die er im Stillen mit sich führte, verbindlich machen könnte, erschöpfen, und gleichsam alle Welt zum Zeugen nehmen, daß er der Zusage seiner Forderung würdig sey. Er gieng dem Pabste, der zu Pferd ankam, in der Mitte eines glänzenden Gefolges von Fürsten und Edeln zu Fuß entgegen; und als er demselben nahe gekommen war, ergriff er mit der einen Hand den Zaum seines Pferdes, und mit der andern hielt er ein Stäbchen, das Volk zurück zu scheuchen, und bei der Hauptkirche hielt er den Pabst unter dem Arm, und half ihm vom Pferde herab.

Nachdem beiderseits unerschöpfliche Versicherungen von den ergebensten, aufrichtigsten Gesinnungen gewechselt worden waren, brachte der Pabst seine noch bis auf dieselbe Stunde höchst betrübte Lage auf die Bahn, mit Bezeugung seines unumschränkten Zutrauens auf die nachdrücklichste Unterstützung Lothars, und Lothar, der diesen Vortrag erwartet hatte, versicherte sogleich, daß er alles thun wollte, was seine Kräfte vermögen würden, wobei er aber bedauern müßte, daß dieselben durch die Aufhebung des Investiturrechts dergestalt geschmälert worden wären, daß er nicht umhin könne, um die Zurückgabe dieses Rechtes sein Ansuchen zu stellen. Alle gleichzeitigen Geschichtschreiber können die Bestürzung nicht genug schildern, in welche der Pabst und die ganze umstehende Geistlichkeit bei diesem Vortrage versetzt ward. Selbst die bescheidene und einnehmende Art, mit welcher Lothar sein Gesuch vorbrachte, setzte den Pabst in Verlegenheit, wie er sich benehmen sollte, um eine Sache, welche er unvermeidlich abschlagen mußte, wenigstens auf eine gleich gute und besänftigende Art abzuschlagen. Endlich trat der hl. Bernard, Abt zu Clairvaux, der sich im Gefolge des Pabstes befand, ins Mittel. Dieser scharfsinnige und beredteste Mann seiner Zeit benutzte und ergriff unter andern eben das,

was man bei dem Vortrage des Lothar gefürchtet hatte, daß nämlich der Auftritt vom Jahre 1111 erneuert werden möchte, als einen Hauptbeweggrund, den Lothar von seinem Vorhaben abzubringen, „als dessen Bewilligung, sagte er, sich allein schon von darum nicht schickte, weil alle Welt glauben würde, Lothar habe Gewalt gebraucht, um sein Begehren zu erzwingen; welches, nebst der versprochenen Bestätigung der mathildischen Güter, die Wirkung that, daß sich Lothar befriedigen ließ. Im folgenden Jahre zog Lothar, nachdem er vorher den Herzog von Bayern als Reichsverweser aufstellte *), nach Italien mit der mäßigen Begleitung von fünfzehnhundert Mann, und den 4. Juni 1133 ließ er in der lateranischen Kirche zu Rom, dessen größter Theil, so wie die Engelsburg, und die Peterskirche, noch wirklich von der Parthei des Gegenpabstes Anaclet besetzt war, nebst seiner Gemahlinn Richenza, sich krönen. Der Pabst Innocenz II. hielt nunmehr sein Versprechen in Betreff der mathildischen Verlassenschaft, welche Pabst Honorius II. nach dem Hintritte des Kaisers Heinrich V. an sich gezogen, und auf deren, wenigstens

*) Hansiz, Tom. II. p. 232.

eigenthümlichen, Güter der Kaiser Lothar keine grundhaltenden Ansprüche aufzustellen hatte. Er belehnte ihn mit diesen Eigenthümern, welche in einem Theile des Herzogthums Mantua, ferner Parma, Reggio, Modena, und ganz Garfagniana, bestanden, öffentlich durch einen Ring, wobei er sich aber die einem Lehensherrn eigenthümlichen Rechte, nebst einem jährlichen Zins von hundert Pfund vorenthielt. Pabst Innocenz that noch mehr. Da nämlich die dem Lothar II. zugetheilte Belehnung bloß auf dessen Leib und Leben gemeint war, so belehnte er, gegen die nämlichen Bedingnisse auf eben dieselben Güter auch den anwesenden Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern, welcher als Enkel Herzogs Welf II. Ansprüche auf die besagten Güter machen zu können geglaubt hat. Beide Herren beschworen den üblichen Lehenseid, und das Gedächtniß dieser Handlung wurde nachher von den Römern sogar durch ein öffentlich aufgestelltes Gemälde, auf welchem der Kaiser vor dem Pabste kniete, und von diesem die Krone empfieng, verewigt. Da Lothar nicht als Kaiser, sondern allein als Besitzer der mathildischen Allodien, dem Pabste lehnbar werden konnte, so schien die Inschrift, welche jenem Gemälde beigefügt ward: —

„Rex venit ante fores, jurans prius
Urbis Honores.
Post Homo fit Papae, recipit quo dante
Coronam."

„Der König kömmt vor die Stadt, und
beschwört erst die Freiheiten derselben.
Dann wird er ein Vasall des Pabstes,
und empfängt jetzt von ihm die Krone."

— einigem Doppelsinn unterworfen zu seyn,
und Kaiser Friedrich I. ließ es entfernen *).

Der zweite italienische Feldzug galt eigentlich einem normännischen Fürsten, Roger genannt, der dem Gegenpabst Anaclet II. seine Hilfe zugesagt, und den entgegen dieser im Jahre 1130 zu Palermo in Sicilien zum Könige beider Sicilien gekrönt hatte. Lothar unternahm diesen Zug in Begleitung seines Schwiegersohnes, Heinrichs von Bayern (dem er ehevor noch das Herzogthum Sachsen abtrat **), ihn auch auf einem Reichstage zu Würzburg mit der reichslehenbaren, ehemals mathildischen Markgrafschaft Toscana belehnte), dann des zum Reichsfahnenträger erhobenen

*) Schilter de lib. eccles. Germ. L. V. c. II.
**) Helmold. Chron. Slav.

Herzogs Konrad von Franken, und vieler anderer Fürsten und Bischöfe mit dem Anfange des Jahres 1137. Mit einem Theile der, dießmal sehr zahlreichen Armee eroberte und züchtigte der Herzog Heinrich verschiedene italienische Städte; mit dem andern, womit sich zuletzt auch jener vereinigen sollte, brach der Kaiser in Apulien ein, und was den deutschen Herren fast immer nicht fehlte, gelang auch dießmal. Rogerius mußte nicht allein flüchtig gehen, sondern an seine Stelle ward der Graf Rainolf von Avellana zum Herzog von Apulien gesetzt; dieser aber von dem Pabste und dem Kaiser zugleich (indem das Recht der Belehnung zum Streit kam) mit einer Fahne belehnt *). Pabst Innocenz II. kam gleichwohl erst nach Anaclets Tod 1138 zum ruhigen alleinigen Besitze des päbstlichen Stuhls.

Lothar hätte dießmal, und vielleicht in Zukunft noch gar viel mehr zu Stande gebracht, wenn ihn nicht eben jetzt die Abneigung der deutschen Heere für einen längern Aufenthalt in Italien, und überhaupt sein endliches Schicksal an weitern Fortschritten gehindert hätte. Er erkrankte zu Trient, und da er seine Rückreise dessen ungeachtet fortsetzte, starb er in

*) Otto Frising.

einer armen Hütte zu Breitenwang in Bayern (einem oberhalb Hohenschwongau an der Landstraße von Italien, unweit des Lechstromes liegenden Dorfe, in dem heut tyrolischen Gericht Ehrenberg) den 3. Dec. 1137. Sein Körper wurde in einem von ihm in Sachsen gestifteten Kloster Königslutter (Lautern) begraben.

Lothar hat durch verschiedene kleine, mit Glück bezeichnete Kriege, und sonstige Schritte sein Ansehen nachdrücklich befestiget. Im J. 1126 unterwarf sich ihm im Lager bei Chlumez der Herzog Sobieslav von Böhmen, ungeachtet Lothar auf dem Feldzuge wider ihn sehr in die Enge gekommen war. Im Jahre 1127 gab er die durch den Hintritt des Heinrich erledigte Markgrafschaft Meißen an Konrad, einen Anverwandten seiner Gemahlinn; und im Jahre 1136 belehnte er eben denselben mit der Markgrafschaft Lausitz. Im J. 1130 nahm er dem Landgrafen Hermann von Thüringen, einem Grafen von Winzenburg, eines Meuchelmordes wegen, die Landgrafschaft ab, und gab sie dem Grafen Ludwig, von welchem die berühmten thüringischen Markgrafen abstammen. Im Jahre 1131 zog er wider den König von Dänemark. Lothar hatte nach dem Hintritte Heinrichs, Königs der Wenden oder Slaven, mit diesem Königreiche,

das alle Provinzen zwischen der Elbe und dem baltischen Meere in sich schloß, den Canut, Sohn eines dänischen Königs belehnt, der sich zu ihm flüchtete, als ihm seines Vaters Brudersohn, Nikolaus, aus Dänemark verjagt hatte. Weil Nikolaus, König von Dänemark, und dessen Sohn Magnus, König von Südgothland, fürchteten, daß der mächtig gewordene Canut auch des Königreiches Dänemark sich bemächtigen möchte, so ließen sie denselben meuchelmörderisch umbringen. Lothar wollte diese abscheuliche That nicht unbestraft lassen, und rückte daher ins Schleßwigische vor, wo sich Magnus unterworfen, dem Kaiser sogar den Eid der Treue geschworen *), nachmals aber durch Canuts Bruder, Erich, in einer Schlacht das Leben verloren, dieser auch das Königreich Dänemark an sich gebracht, und das wendische Königreich, das aber bald wieder in verschiedene kleine Theile zerfiel, mit jenem verbunden hat.

Lothar wird von den gleichzeitigen Schriftstellern als ein verständiger, kluger, und sehr beherzter Mann beschrieben, wie denn auch unter seiner Regierung der Frieden geblühet, und jeder nützliche Betrieb einen guten Fort-

*) Helmold. Chron. Slav.

schritt genommen hat. Was von seinem Verstande schon eine vortheilhafte Meinung giebt, ist, daß er ein großer Liebhaber der ernsthaften Geschichte, und sehr geneigt war, alles, was zur Erläuterung derselben dienen konnte, zu befördern, er war sehr fromm, und voll Ergebenheit für den Klerus. Als man im Jahre 1618 sein Grab eröffnete, fand man auf einer bereits sehr beschädigten bleiernen Tafel folgende Inschrift, welche den Charakter dieses Kaisers getreu ausgedrückt zu haben scheint:

LoTHARius DI CRA
Romanorum Impera-
Tor avgvstvs.
Regnavit. Annos.
XII. Menses III. DI-
ES XII. Obiit. avtem.
III. Nonas decem-
bris. Vir. in XPO. Fidelis-
simvs. Verax. Constans. Pa-
cificus. Miles. Imperterritus.
Rediens. ab Apvlia Sar-
Racenis. (Normannis) occisis et ejec-
tis.

In seiner Ehe mit Richenza wurde ihm eine Tochter, Gertrud, geboren, (vermählt an Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern).

Schriftsteller.

Nebst dem größten Theil der Vorigen: Anonymi Narratio de Elect. Lotharii, bei Pez, Ohlenschlager, orig. Guelf etc. — De Dissidiis ex Electione Lotharii Sax. Imp. Germaniam turbantibus, et nata inde a. c. 1134. Vlmae per Henricum magnanimum Bauariae Ducem euersione per Franc. Dom. Haeberlin Göttingae 1745. — De Vlma per Lothar. a. 1129. obsessa, occupata, destructa et per Conradum sueuum a. 1140. restaurata atque amplificata. Vlmae. — Jo. Jac. Mascovii Commentarii de Rebus imperii romanogermanicis sub Lothario II. et Conrado III. ab an. 1125 ad 1152. Lips. 1753.

Kaiser

hohenstauffischer Abkunft.

Konrad III. (Sohn Friedrichs I. von Schwaben) 1138 — 1152.

Friedrich I. (in Schw. aber III.) (Brudersſohn des Vorigen) 1152 — 1190.

Heinrich VI. (Sohn Friedrich I.) † 1197.

Philipp (Sohn Friedr. I.) 1198 — 1208.

Otto IV. (Sohn Heinrichs des Löwen) entſetzt 1212. † 1218.

Friedrich II. (Sohn Heinrichs VI.) wurde deutſcher König 1196; Kaiſer 1212; † 1250.

Konrad IV. (Sohn Friedrichs II.) wurde deutſcher König 1237; Kaiſer 1250; † 1254.

Von den Lagen, Verfassungen und Verhältnissen, in welche die hohenstauffischen Kaiser eingetreten, und von den Grundsätzen, denen sie gefolget sind.

Wir kommen zu dem dritten, dem schwäbischen Kaisergeschlechte, dessen Zeitraum man gewöhnlich für den wichtigsten und schönsten von Deutschland hält. Es haben sich während diesem Zeitraume die wichtigsten Begebenheiten, welche noch heut zu Tage die Grundverfassung deutscher Verhältnisse, deutscher Rechte, Ueblichkeiten, Sitten und Denkarten ausmachen, ereignet, deren einige, so wie sie in frühern Jahrhunderten veranlaßt worden waren, nun eben in jenen Tagen zur Reife gelangt, andere aber, die ihre völligere Entwicklung erst später, erst vollkommen in unserm Zeitalter erhielten, damals noch als zarte, nur noch dem denkenden Sachkenner bemerkbare Keime zum Vorschein gekommen sind. Wir müssen nothwendig die Lagen und Geschäfte, in welche die folgenden Kaiser eintraten, wenigstens im Wesentlichen kennen lernen, wenn wir anders durch die Betrach-

tung ihrer Lebensgeschichten nicht bloß (was gar nichts sagen will) vielwissender, sondern unterrichteter, klüger, nachdenkender, thätiger, dem Wohle des deutschen Vaterlandes geneigter, und an hundertfältiger Art von bestätigter Erfahrung reicher, und sohin in den Stand gesetzt werden sollen, selbst zu urtheilen, mit welchem Verstand, und mit welcher Geisteskraft die Kaiser, deren Leben nun folgen, gehandelt, was sie versehen oder zum Guten gewendet, wie, und für was sie sich angestrengt, welchem weisen Endzwecke, oder welchem Schattenwerk sie nachgestrebt, und wo sie uns mit Achtung und Ehrfurcht für sich erfüllen, oder wo sie uns nöthigen, den Blick von ihnen abzukehren, und sie (als die nicht selten von Jugend auf nach den fälschesten Grundsätzen und Begriffen von Ehre, Ruhm und Länderwohl geleitet, und wider alles Bessere gewarnet worden sind) als große Gegenstände unsers Mitleids zu bedauern. Die Geschichte ist hierin unerbittlich und heilig. Sie sieht nicht auf blendende Namen, noch auf Glanz und Geräusch. Sie bemerkt, wie diejenigen, welche ihre Größe und ihre Unterhaltung darin suchten, die Wohnungen friedlicher Menschen zu zerstören, in den Strom aller wandelnden Dinge sich zurückziehen und schweigen. Dann zieht sie mißkannte oder unter-

drückte Wahrheiten ans Licht, gibt den Sachen ihre wahren Namen, und verbessert die Ungerechtigkeit des Schicksals. Sie giebt der Tugend den Lohn, den ihr die Welt versagte, dem Verdienste den Ruhm, den der Neid raubte, und giebt Fürsten und Völkern, zu ihrem Leitfaden und zu ihrer Beruhigung, Lehren und Beispiele. Lasset uns zu unsern Kaisern zurückkehren.

Die Lage der deutschen Verfassung war zur Zeit, da die Hohenstauffer nach der deutschen Krone ihre Arme ausstreckten, in einer heftigen und ungewissen Gährung. Die Hofkünste, deren sich Kaiser Otto I., um sich zum Monarchen, und zum einzigen Manne von Deutschland zu machen, bediente, und welche Kaiser Heinrich IV. muthwillig sprengte, lagen zerstört, und alle Bande von Unterwürfigkeit, und von wechselseitigem Verhältnisse waren wie aufgelöst. Jeder große und kleine Reichsmann strebte mit allen Kräften nach Selbstständigkeit, und man konnte nicht mehr bestimmen, worin die eigentliche Macht der Kaiser bestehen, und worin sie nicht bestehen konnte und sollte. Diese seltsame, beinahe anarchische Verfassung wirkte auf jene Großen und Kleinen mit verschiedenen Folgen, und verleitete die Kaiser zu verschiedenen Mitteln, um von ihrem Ansehen, so viel möglich, zu retten. Die

unzähligen kleinern Reichsmänner oder Freie (ehemalige Wehren) mußten sich in eben dem Augenblicke, wo sie nach Unabhängigkeit strebten, selbst ihre Unabhängigkeit benehmen, und eilfertig einem mächtigen, geistlichen oder weltlichen Nachbar zum Vasallen oder Dienstmanne sich auftragen, um wenigstens den freien Genuß ihrer Güter zu retten, und um nicht von einem mächtigen Dritten, als Eigenthum desselben, verschlungen zu werden. Manche Große bemächtigten sich des Schutzes eines Mindern wohl auch mit Gewalt, und bemächtigten sich zumal der Pflicht oder Bürde, geistliche Stifter zu schützen, und deren Mund (daher Mundiburd) oder Sachwalter zu werden, um dadurch einige Güter zu Lehen zu erhalten. Was schon unter Kaiser Heinrich II. begann, daß man Würden und Lehen erblich zu machen suchte, das fand nun allgemein statt. Die ehemaligen Gauen veränderten sich in eigene Grafschaften, und Grafen und Reichsfreie schöpften sich Zunämen und Geschlechtswappen. Theils erhielten sie sich dann wie in Bayern, (wo sie aber, bis auf die Bischöfe dieses Landes, und auf das Haus Ortenburg, sämmtlich abgiengen) in Franken, und am Rhein, in einer unmittelbaren Abhängigkeit von dem Kaiser mit einer eigenen Landeshoheit (so gering diese manchmal auch seyn mag),

welche sie bei Gelegenheit, wenn sie Urkunden ausstellten, mit dem Beisatze, daß sie mit eigener, das ist, mit unabhängiger, reichsfreier Hand (manu propria) unterschrieben, bemerkten; theils, und viel häufiger, traten sie in die Herrschaft der größern Landesfürsten, und wurden, ohne jedoch deswegen einen verschlimmernden Schatten über ihr altadeliches Herkommen, oder ihren Besitzstand zu ziehen, unter verschiedenen Verhältnissen, Landsassen und Landstände. Die Landesherren selbst, nunmehr von ihrer eigenen Würde und Selbstständigkeit erlaucht und durchlaucht, betrachteten die Reichslande, wo ihre Vorfahrer als Kronbeamte, und Statthalter behandelt wurden, als ihre eigenen Länder, und jedes deutsche Urvolk schloß, für sich und um sich, einen vaterländischen Kreis, und gewöhnte sich, das Land des Nachbars als Ausland zu betrachten, ohne jedoch den deutschen gemeinsamen Verband zu zerreissen, oder in Reichssachen dem allgemeinen deutschen höchsten Reichsoberhaupt weniger, als dem ehemaligen allgemeinen höchsten Reichsherrn zu dienen.

Die damaligen Kaiser ergriffen, um das Ansehen ihrer Krone zu retten, und deren ehemalige Allgewalt herzustellen, verschiedene Mittel, worunter besonders drei, theils wegen dem schnellen Einfluß auf ihre Absichten, theils

wegen ihren Folgen auf die politische und sittliche Verfassung von Deutschland besonders merkwürdig sind. Das erste war, daß sie die Städte, welche vorzüglich K. Heinrich I. gesammelt, und deren Nutzbarkeit Kaiser Heinrich IV. zuerst erfahren hat, auf alle Weise liebkoseten und schützten. Sie konnten auch, wider den Adel und die Geistlichkeit, und überhaupt in allen Nöthen keine wirksamern und zuverlässigern Freunde sich wählen, als die Bürger der Städte, die durch persönlichen Fleiß, persönliche Geschicklichkeit, Erfindung und Handlung an Volk und Reichthum ungemein zugenommen, und die Macht sich erworben hatten, weit um ihr Gebiet her Friedensgesetze vorzuschreiben, und die Frevler nachdrücklich zu züchtigen. Die Kaiser benutzten die Städte, und diese die Kaiser; und so lange die Städte zur Aufnahme ihrer Verfassungen etwas zu wünschen, und die Kaiser aus dem Schatze ihrer Privilegien noch etwas heraus zu nehmen hatten, gieng alles zu beiderseitiger Zufriedenheit vortrefflich; aber unvermuthet traten die Städte in einer Gestalt hervor, die alle, große und kleine Regenten beunruhigte. Es hatte nämlich theils die Natur der Handlung, theils der Unfug unzähliger Reichsfreien, die sich unmittelbar und am hellen Tag vom Straßenraub nährten, die Städte veranlaßt,

sich zu einem Bund oder Hansa zu vereinigen, und dieß führte sie sogleich zur Entdeckung, was sie im Angesichte der Fürsten seyn könnten, so lange sie vereiniget blieben. Statt daß die Kaiser wider die Fortschritte der Fürsten einige Hilfe sich von den Städten versprechen konnten, gerieth nunmehr die Hoheit der Kaiser, und die Landeshoheit der Fürsten in eine überaus kritische Lage, indem es darauf ankam, ob in Zukunft die Bürgermeister deutscher Städte, oder die deutschen Fürsten das Meiste auf den Reichstägen zu sagen, und in allgemeinen Polizeisachen, in Kriegs- und Friedensschlüssen zu entscheiden haben, und ob ein baares Vermögen, nebst persönlichem Werth und Fleiß, ohne Landeigenthum, im deutschen Reiche eine gleiche Ehre und Bedeutung mit einem großen Landeigenthum, und der Landesoberherrlichkeit erhalten sollte. Schon stellten sich diese Städte nicht mehr als kaiserliche, sondern als Reichsstädte, die bei allgemeinen Berathschlagungen gleich den Fürsten Sitz und Stimme behaupteten, dar; aber das war alles; und gereichte in der Folge (wie sich im Fortlaufe der Geschichte zeigen wird) gerade nicht zu ihrem Vortheile. Die Fürsten durften (was sie auch thaten und thun) nur den Entschluß fassen, den Handel ihrer Landstädte zu begünstigen, um das Gewerb der Reichs-

städte zu theilen, wo nicht ganz überflüssig zu machen.

Das zweite Mittel, das den Kaisern nicht weniger gute Dienste that, war, daß sie jede Gelegenheit ergriffen, fürstliche Landstädte und Landsassen reichsunmittelbar zu machen, und sohin die Macht der fürstlichen Häuser zu theilen. So wurden z. B. die Städte Regensburg 1180, und Lübeck 1182 unmittelbar; so die sämmtlichen Bischöfe von Bayern (welche der Landeshoheit der bayerischen Herzoge, von denen und deren Landen sie gestiftet worden) entzogen, und als unmittelbare Reichsfürsten behandelt; und so wären vielleicht manche Landesfürsten am hellen Tage um ihr Land gekommen, wenn dieselben nicht sämmtlich und bei Zeiten sich vereinigt, und den Kaisern das Versprechen abgenöthiget hätten, sich künftig solcher Befreiungen zu enthalten.

Das dritte Mittel war bei weitem das bedenklichste, so wie es den Kaisern, welche dadurch auf einmal wieder allmächtig geworden zu seyn wähnten, das angenehmste gewesen ist. Dieß war die Einführung des altrömischen Rechtes auf deutschem Boden, bei Höfen und Gerichtsstellen. Es ist bekannt, daß die Gewalt der altrömischen Kaiser, und zwar vorzüglich eben in den Zeiten, da diese sich in Rücksicht ihrer Sitten schon sehr verschlimmert

hatten, unumschränkt war, oder es seyn wollten. Sie glaubten, über alle Völker der Erde gestellt zu seyn, und der hohe Ton, in welchem sie mit den Völkern sprachen, stimmte vollkommen mit einer solchen Meinung überein. Auch wurden unaufhörlich neue Verordnungen und Gesetze gemacht, welche, wie dieß noch immer und überall bei allen übelbestellten Regierungen geschah, sich zuletzt ins Unendliche vermehrten. Der Kaiser Justinian ließ eine Sammlung davon veranstalten, welche sowohl die Unumschränktheit der kaiserlichen Hoheit verewigen, als auch bei allen Gerichtsstühlen zur Richtschnur dienen sollte; aber schon von jeher haben die Römer, so oft sie eine neue Provinz eroberten, unmittelbar ihre Beherrschung damit angefangen, daß sie dem besiegten Volke ihre Gesetze, Rechte und Gerichtsverfassung, und so gut es angieng, ihre Sprache aufdrangen. In solcher Absicht befand sich bei den römischen Armeen ein ungeheuerer Troß von römischen Rechtsgelehrten, welche dem Römer, der die Statthalterschaft über das neueroberte Volk bekommen hatte, und sogleich zu Gericht saß, ihre Rechtssprüche eingaben, das Volk zu Prozessen, wobei sie ihre Hilfe anboten, anreizten, und sohin sich selbst, und dem neuen Statthalter eine Quelle reichlicher Einkünfte öffneten. Diese Gewaltthätigkeit, wel-

che bei der Absicht der Römer, alles römisch gestimmt und gesinnt zu machen, nicht unklug war, scheiterte bei den Deutschen, welche nach uralter Sitte ihre Streithändel durch Herkommen und Billigkeit, und gütliche Uebereinkunft entschieden, auf eine schreckliche Art und nach jener berühmten Niederlage, welche Quinctilius Varus mit den auserlesensten römischen Legionen im Teutoburgerwalde litt, wurde niemand grausamer behandelt, als die römischen Rechtsgelehrten. Einem, der sich vor andern durch eine listige Geschwätzigkeit ausgezeichnet haben mochte, wurde die Zunge ausgeschnitten, und darauf das Maul zugenähet. Man hielt ihm die Zunge vor, indem man ihm zurief: Nun sollst du, Natter, doch wohl aufhören zu zischen! Vielen andern wurden die Hände abgehauen, die Augen ausgestochen, und durch andere nicht weniger harte Züchtigungen, ihr eingeführter Rechtshandel vergolten. Als Karl der Große Italien erobert, und dessen Nachkommenschaft dasselbe beherrscht hat, war an einige Einführung römischer Rechte nach Deutschland nicht zu denken. Vielmehr war Deutschland das Hauptland des weitläufigen karolingischen Reichs, und übrigens blieb jede Provinz bei ihrer Verfassung. Indem aber auch die deutschen Könige sächsischer Abkunft auf den unglücklichen Ein=

fall geriethen, Italien an sich zu ziehen; so wurde fremden Begriffen ein natürlicher Weg gebahnt. In Deutschland hielt man allenthalben auf das Herkommen, welches sowohl eine monarchische Gewalt der deutschen Krone mißbilligte, als jeder Anmaßung über die Nationalverfassung sich beharrlich entgegensetzte. Entgegen fanden die deutschen Könige, wenn sie nach Italien zogen, und zu Rom mit der Kaiserkrone sich schmückten, eine ganz andere Aufnahme. Hier war (mit Worten und Geberden wenigstens) alles geschmeidiger, zuvorkommender, unendlich schmeichelhafter. Die Italiener waren an eine Unterwürfigkeit, die unmittelbar an die Niedrigkeit grenzte, gewöhnt, und dachten sich, wenn sie einen in Rom zum römischen Kaiser gekrönten deutschen König vor sich sahen, einen Monarchen, der in die Fußstapfen jener alten römischen Kaiser, welche Octavianus, genannt Augustus, gründete, getreten wäre, welches den deutschen Königen dergestalt schmeichelte, daß sich einer derselben wirklich vornahm, seinen beständigen Wohnsitz in Rom zu nehmen. Diese Begriffe und Meinungen, welche sich in Italien auf eben die Weise fortpflanzten, auf welche sich die alten römischen Rechte, bei allen Revolutionen (mehr und weniger) in den italienischen Gerichten fortgeflanzt hatten, waren den deut-

schen Königen nie willkommener und erwünschter, als zur Zeit, da, seit K. Heinrich IV., ihr Ansehen in Deutschland sich anfieng zu mindern, und zumal haben die hohenstauffischen Kaiser beide Arme nach einer Lehre ausgestreckt, vermöge welcher sie, als wahre Nachfolger der alten römischen Kaiser, (wenigstens im Reiche der Lehren und Meinungen) in die von denselben ausgeübte, unumschränkteste Gewalt eingesetzt, und zu Herren vom römischen Reiche (worunter man die ganze Christenheit verstand) erklärt werden sollten. Man nahm dabei aus den Weissagungen des Propheten Daniels das Bild der vier Thiere zu Hilfe, und indem man sich vier Monarchien, und zwar bei dem geflügelten Löwen die assyrische, bei dem Bären mit den langen Zähnen die persische, bei dem vierköpfigen und geflügelten Pardel die griechische, und bei dem letzten Thier mit den zehn Hörnern die römische Monarchie, als die letzte, worauf das Weltende kommen würde, dachte, und die ganze Weltgeschichte in geheiligte Bilder einschloß, nannte man das römische Reich sogar vorzugsweise das heilige römische Reich. Wer bei den hohenstauffischen Kaisern als ein Mann von besonderer Einsicht gelten wollte, mußte zu Bologna, wo dieß alles sorgfältig gelehrt wurde, studirt, und wer sein Glück machen wollte,

mußte unaufhörlich liebkosende Sprüche von ungebundener kaiserlicher Gewalt, und von ihrer Herrschaft über die Welt in Bereitschaft haben. Wer die Schwachheit der Menschen, und (aus der Geschichte, Beobachtung und Erfahrung) ihr ununterbrochenes Betragen kennt, und dem zu Folge weiß, daß nicht bloß Menschen von niedriger, ich will sagen, von ganz roher, ungebildeter, zu nichts Edelm führender Abkunft, sondern Männer von Erziehung und Wissenschaft gar oft nicht, was sie erkannten und dachten, sondern was sie für sich und ihren Anhang nützlich und einträglich fanden, hervorzogen und lobpriesen, der kann sich leicht vorstellen, welche Schaaren von römischen Rechtslehrern (worunter anfangs der größte Theil aus Weltgeistlichen und Mönchen, als welche damals die Wissenschaften in Besitz hatten, bestand) sich allenthalben hervorgethan haben. So geschah es demnach, daß Deutschland, welches (in Rücksicht seiner Justizverfassung, und seines Verhältnisses gegen das gemeinschaftliche Oberhaupt) mit Italien nichts gemein hatte, als ein gemeinsames Land des allgemeinen heiligen römischen Reiches betrachtet und behandelt, sohin Eine Verfassung mit Italien in Rücksicht auf die Herrschaft der Kaiser, und die Gerechtigkeitspflege erhielt, und daß sohin ein Gesetz, welches ein

Kaiser in Italien aussprach, auch eben darum für Deutschland ausgesprochen, und daselbst verbindlich seyn sollte. So offenbar dieser Begriff wider alle allgemeine Ordnung, vermöge welcher jeder großen besondern Nation eine besondere Verfassung anpassend und eigen ist, und seyn sollte, lief, so wurde dieser Begriff doch allgemein festgesetzt, und anders lehren, war lange Zeit Hochverrath. Jetzt gieng jenes vorbedeutende Sinnbild, über das sich der fromme Kaiser Heinrich II. so innig gefreut hatte, jetzt gieng jene Schmeichelei, welche man aus dem Munde des Erzbischofes Albert von Bremen hörte, indem er sich rühmte, daß er nur zwei Herren hätte, den Pabst und den König, als deren Herrschaft von Rechts wegen alle zeitlichen und geistlichen Mächte unterworfen wären *), in Wirklichkeit über, und die ganze Erde wurde nur vom größern und kleinern Licht, unter deren erstem man den Pabst, unter dem zweiten den Kaiser meinte, beleuchtet. Jede dieser Hauptmächte legte ihr eigenes Lehrbuch, als die Quelle ihrer Gerechtsamen zum Grunde; der Kaiser den Justinian, und der Pabst den Gratian.

---

*) Adam. Brem.

Aus diesen seltsamen Grundsätzen floßen unmittelbar zwei höchst wichtige Folgen ab. Wenn nämlich die Rechte der altrömischen Kaiser auf die deutschrömischen Kaiser übertragen werden seyn sollten, so mußten neuerdings alle Würden und Gerichtsbarkeiten, welche die Herzoge, Markgrafen u. s. w. besaßen, nebst allen Städten, Schlössern, Festungen, Zöllen, Münzen u. s. w. als wesentliche, von der kaiserlichen Krone unzertrennlich abhängige, zu keiner Zeit veräußbare kaiserliche Regalien erklärt, und mithin sämmtliche Große und Kleine des Reiches in einen, denselben längst unerträglichen Stand von unmittelbarer Abhängigkeit zurückgeworfen werden. So war es in der That; aber eine Wendung, welche man der Sache gab, half allen Theilen aus der Verlegenheit. Man ließ dem Kaiser die Lehre, und behielt die Sache. Die kaiserliche Krone, so setzte man stillschweigend fest, hätte zwar das Eigenthum aller Würden, Gerichtsbarkeiten und Güter; allein die Herzoge, Bischöfe, Fürsten, Markgrafen u. s. w. hätten den Genuß, den sie durch den langen, und bereits herkömmlichen Besitzstand ersessen hätten. Die Regalien sollten also kaiserliche, aber erbliche Lehen genannt, und im Erledigungsfalle vom Kaiser ertheilt, und zu Lehen genommen werden.

Ganz andere Folgen zog die Meinung und allgemein verbreitete Lehre, daß das altrömische, von Justinian herrührende, Gesetzbuch ein für das ganze römische Reich, worunter Deutschland wesentlich verstanden wurde, seiner ursprünglichen Bestimmung nach verbindliches Recht sey. Seitdem wurden die ursprünglich deutschen Gewohnheitsrechte mit den fremden (in alten Zeiten für eine ganz fremde, fremd geartete und gesittete Nation verfaßten) Rechten und Rechtslehren vermenget, und öffentlich bis auf diese Stunde gelehrt. Seitdem wurden die bis auf den Kaiser Lothar in Deutschland unerhörten Namen von Institutionen, Digesten, Codicen, Novellen, von Doktoren der Rechte, von Advokaten, Procuratoren, Notarien und dergleichen bekannt. Seitdem gab es eine (im Vergleich mit der ältern deutschen Gerichtsverfassung) unendlich vervielfältigte Unstetigkeit alles dessen, was eigen seyn, und mithin angestritten werden kann. Seitdem wurden, wie man wissen will, nicht nur in seltenern Fällen, und unter den Großen, sondern in den alltäglichsten Fällen unter den Geringsten die Prozesse eine gemeine Sache, und die Rechtsgründe wurden in manchem Orte ins Unendliche vervielfältiget, u. s. w.

Das Seltsamste bei allem dem ist, daß eben das Italien, aus welchem die Kaiser ihre Gründe für eine unumschränkte Gewalt ihrer Krone aufstellen lernten, die beständige Hauptursache war, daß die Kaiser nie Zeit fanden, über diese ihre Gewalt mit einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit zu wachen, und durch ihre Gegenwart gegentheilige Versuche in ihren Keimen zu ersticken. Sie mußten immer abwesend seyn, ihre besten Truppen nach Italien führen, den Beistand der deutschen gleichsam erflehen, denselben vieles nachsehen, viele Freiheiten ertheilen, und sohin ihren eigenen Endzweck vereiteln helfen. Sie erfuhren, was die Erfahrung aller Zeiten bestätigt hat, daß derjenige, welcher seine Macht und seinen Stolz darin zeigen will, benachbarte und entfernte Länder zu erobern, zuletzt alles, nebst dem Hauptlande verliere.

Den hohenstauffischen Kaisern bot sich noch eine andere, ganz neue und herrliche Gelegenheit dar, ihre Unumschränktheit zu befördern; die Eroberungszüge nach Asien, welche unter dem Namen der Kreuzzüge bekannt sind. Da, weil es große Mode geworden, einen Kreuzzug mitzumachen, alles der Mode folgte, und derselben auf die glänzendste Art folgen wollte, so verkauften unzählige reichsfreie und reiche Geschlechter vor der Abreise ihre Güter,

um den Zug mit Pracht und Gemächlichkeit aushalten, und (wie sie gewähnt haben mögen) neue Besitzthümer antreten zu können. Viele verschenkten vor ihrer Abreise ihre Güter an geistliche Stifter. Unzählige kamen auf diesen Reisen theils vor dem Feind, theils durch Krankheiten um; allein der Raum, welcher dadurch in manchen deutschen Ländern leer wurde, ist, gemäß der deutschen Rechtsregel, „daß, was im Lande abstirbt, dem Landherrn zustirbt," nicht dem Kaiser, sondern den Landesfürsten zu Theil geworden; und da vorher, da die Länder mit unzähligen reichsunmittelbaren Geschlechtern und Gütern erfüllt gewesen, die Kaiser sich darauf verlassen konnten, daß diese die Landesfürsten nie über ihn würden empor kommen lassen, so war nun, da die Landesfürsten erbliche Regierer ihrer Länder geworden sind, auch diese Aushilfe verschwunden.

Nebenher brachten alle diese Begebenheiten und Erscheinungen einige, und manche beträchtliche Vortheile, ungefähr auf eine Art, wie die phantastische Sucht, Gold zu machen, der Arzneikunst, der Chemie, der Färberei rc. zu mancher Entdeckung verholfen hat. Durch die Reisen nach Italien und dem Morgenlande wurde der deutsche Handel befördert, die deutsche Lebensart im Aeußerlichen behilflicher,

(wiewohl auch üppiger) manche Frucht einheimischer und gemeiner (aber auch manche Krankheit ausgebreiteter). Durch die Einführung des römischen Rechts wurde die lateinische Sprache befestigter und allgemeiner, und sohin der Hervorziehung der alten klassischen Schriften der Weg gebahnter. Durch die Erblichkeit der größern Fürstenhäuser bildeten sich mehrere Höfe und Hauptstädte, welche als eben so viele Mittelpunkte ihrer Völkerschaft das Gute und Nützliche unmittelbarer befördern, und durch einen nützlichen Wetteifer gewinnen konnten.

Aber noch hatte nichts auf die Hauptsache, nämlich auf die Denkart, Sittlichkeit, und den wahren Anbau der Länder gewirkt. Weil alles Sittliche in Unordnung gerathen, und beinahe jede Hoffnung, daß es bei den stehenden Hilfsmitteln jemals wieder besser gehen konnte, aufgegeben worden war, so erfanden sich in diesem Zeitraume die Bettelmönche, eine Erscheinung, welche schon darum höchst wichtig ist, weil die Denkart derselben ganzen Ländern eigen geworden, und es noch bis diese Stunde geblieben ist.

Auch das Ritterwesen, und die Ritterzucht wurde unter den Hohenstauffern als ein Mittel zur Sittenverbesserung angesehen. Dieß Mittel kam nicht aus der Seele, sondern sollte von außen in die Seele dringen, und auf sie wir-

ken, und brachte also mehr den Geist von stillschweigender Uebereinkunft, daß man nach einer gewissen Großmuth und Artigkeit streben, und nach dem Rufe eines bescheidenen und gerechten Ritters trachten müsse, als eine wahre Bildung des Geistes und Herzens mit eigener Erkenntniß, Ueberzeugung und Neigung zu Stand. Die Wildheit der Sitten, und der unbändige Militärgeist verlor sich so wenig, daß vielmehr zu gleicher Zeit das Faustrecht, dann die Zügellosigkeit, den Kaufleuten aufzulauern, eben damals recht herrschend gewesen ist. Die ritterlichen Ehrenkämpfe und Freudenfeste erschöpften manches altadelige Haus, und wenn man über die Pracht und Herrlichkeit, mit welcher die Ritter erschienen, die, gewöhnlich nicht weniger prächtigen Beschreibungen liest, so kann man, wenn man nur etwas weiter denkt, als man sieht, nicht umhin, mitleidig über die menschlichen Schwachheiten zu lächeln, und an jene Worte im Homer zu denken: „Trefflich sind sie von Ansehen, aber leicht an Kraft und Verstand. Eitel ist die Ehre, welche sie schmücket." Das allgemeine Bestreben war, sich einen großen Namen zu machen, und dazu war, nach der damaligen Denkart, die einzige Gelegenheit der Krieg. Nicht Einer der Hohenstauffer hat das blutige Schwert aus der Hand gelegt, und im Frie-

den regiert, da doch Frieden geben, und halten der einzige wahre Ruhm und Endzweck jeder Regierung, das Meisterstück weiser Fürsten, und das Meisterstück der Menschheit ist — jeder andere Ruhm aber verdächtig, und der Kriegsruhm, wenn ihn auch die Noth und Gerechtigkeit öffnete, nur desto bedauernswürdiger ist.

Möchten doch die Beispiele, Erfahrungen und Leiden erhabener Personen die Menschen leiten, über die menschliche Bestimmung mit uneingenommener Ruhe zu denken, und die Menschenehre nicht nach niedrigen und ganz verkehrten Begriffen, allein nur in Menschenbeherrschung, sondern in der Menschenbildung zu suchen, nach dem Verdienste in der Stille, und nach der Thätigkeit ohne Geräusch zu streben, Gesetze beliebt zu machen, die nützliche, anwendbare Kunst und Gelehrsamkeit zu befördern, den Unterdrückten zu schützen, und der Bosheit vorzubeugen! Möchten zur Befestigung der menschlichen Gesellschaft eben die Kräfte, Geschicklichkeiten, und Geldsummen verwendet werden, welche durch so viele Jahrhunderte in Kriegen zur Ausrottung der Menschen verschwendet worden sind! Möchte der Vorwurf, daß wir diese Stunde noch da, wo unsere Voráltern vor achtzehn Jahrhunderten

gestanden sind, stehen, und einander unaufhörlich bekriegen, aufhören, und das Feld der Geschichte rühmlichere und erfreulichere Gegenstände darstellen!

Gleichzeitige historische Anekdoten

zur

Beleuchtung der Staatsverfassung, Denk- und Vorstellungsart, Begriffe und Sitten des Zeitalters dieser Periode.

Des Bischofs Bernward zu Hildesheim vortrefflicher Charakter.

Der unvergleichliche Charakter dieses Mannes, so wie ihn der gleichzeitige Tangmar, Bibliothekar und oberster Schulmeister zu Hildesheim, als Augenzeuge beschrieb, wäre ein neuer Beweis, falls es nämlich eines Beweises bedürfte, daß der wahre Adel des Men-

schen, so wie keineswegs auf eine sogenannte vornehme Geburt, auch auf kein Zeitalter sich einschränke. Daß Bernward aus einem altadeligen sächsischen Geschlechte abstammte, trug zu seiner Vortrefflichkeit nichts bei, indem er unter den altadeligen Söhnen seiner Zeit, die eine gleiche Gelegenheit, groß zu werden, genoßen, der Einzige seiner Art blieb, und leider auch in andern Zeitaltern, wo man doch unendlich mehrere Hilfsmittel hat, einer der Einzigen bleiben wird. Bernward (er wurde im Jahre 993 noch sehr jung Bischof zu Hildesheim) hat sich schon in seinen jüngern Jahren immer nur an die besten Köpfe gehalten, und durch seinen Scharfsinn ihren Beifall und ihre Bewunderung, so wie die größte Achtung seiner Lehrer sich erworben. Nebst den Wissenschaften fand er vielen Geschmack an den schönen und mechanischen Künsten. Er schrieb, fährt Tangmar fort, eine sehr schöne Hand, malte sehr gut, verstand sich auf die Baukunst, und auf die damit verwandten Künste der Tischler, Schmiede und übrigen Arbeiter in Metallen. In der Folge hat er viele prächtige Gebäude aufgeführt. Zugleich verstand er sich trefflich auf die Hauswirthschaft, und auf alle Geschäfte des gewöhnlichen Lebens, wo er eine Lebhaftigkeit und Betriebsamkeit zeigte, als wenn er von Jugend auf allein darin ge-

übt worden wäre. Seine Tagesordnung beschreibt Tangmar folgendermaßen: „Er war äußerst streng in seinen Sitten, und von einem rastlosen Eifer in seinen Verrichtungen, ohne im Geringsten ins Gesuchte oder Uebertriebene zu fallen. Nachdem er in der Früh zuerst dem Chore beigewohnt, und seinen übrigen geistlichen Verrichtungen abgewartet hatte, ließ er die Partheien vor, und entschied ihre Streithändel kurz und scharfsinnig. Dann kam sein Haushofmeister, durch welchen er den Armen, deren Anzahl sich oft auf mehrere Hunderte erstreckte, Almosen austheilen ließ. Hierauf gieng er in den Werkstätten der Künstler umher, bis Nachmittags, da er sich öffentlich zu Tische setzte. Bei Tische wurde immer etwas Nützliches vorgelesen. Es ist unbeschreiblich, was er durch seine ununterbrochene Thätigkeit geleistet hat. Er schrieb selbst viel, und sammelte nebenbei eine zahlreiche Bibliothek, sowohl im theologischen als philosophischen Fache. Wo er ein schönes Gemälde, oder ein anderes Kunstwerk sah, versuchte er, nach demselben zu arbeiten, oder bestellte sich die Arbeit; ja, wenn er nach Hofe, oder auf Reisen gieng, nahm er allemal junge fähige Leute mit sich, damit sie das Schönste, was das Kunsttalent seines Zeitalters hervorbrachte, sehen, und zu dessen Nachahmung

gereizt werden möchten. Er ließ Musivarbeit verfertigen, und erfand die Ziegel auf den Dächern." Bernward wurde im Jahre 1193 vom Pabste Cölestin III. unter die Heiligen versetzt.

Seltsame Erzählung, die Abstammung Kaiser Heinrich III. betreffend.

Kaiser Konrad II. verfuhr sehr strenge mit allen denen, welche den öffentlichen Frieden verletzten. Graf Lupold, der sich dessen schuldig gemacht hatte, verbarg sich aus Furcht vor der Rache des Kaisers in die Tiefen eines weitläufigen Waldes, und hielt sich darin mit seiner Gemahlinn in einer kleinen Hütte verborgen. Da sichs nun fügte, daß der Kaiser einst auf der Jagd dahin kam, und daselbst übernachten mußte, wurde dieselbe Nacht die Gemahlinn des Lupold mit einem Knäblein entbunden, bei dessen Geschrei der Kaiser eine Stimme, die vom Himmel kam, hörte: „Dieses Kind wird einst dein Tochtermann und

Erbe seyn." Nachdem der Kaiser diese Stimme zu drei Malen gehört hatte, stand er beim ersten Tagesanbruch auf, und da er zwei seiner Knechte antraf, befahl er ihnen, sie sollten den Knaben wegnehmen und tödten. Die Knechte nahmen den Knaben mit sich, tödteten ihn aber nicht, indem sie desselben sich herzlich erbarmten, sondern legten ihn auf einen Baum, und überließen ihn seinem Schicksal; dem Kaiser aber brachten sie das Herz eines Hasen zurück, womit jener zufrieden und erkenntlich gegen die Knechte war. Es zog aber bei dem Baume ein Herzog vorbei, der, wie er des Knäbleins ansichtig wurde, dasselbe in seine Arme faßte, und nachher sogar an Kindes statt annahm. Wie der Knabe schon ziemlich erwachsen war, kam der Kaiser zum Herzog, und gerieth auf den Verdacht, daß dieser Knabe eben derjenige seyn müßte, den er einst zu tödten befohlen hatte. Er ließ sich nichts merken; nahm ihn aber als einen Hofgenossen mit sich, und eines Tages trug er ihm auf, einen Brief an die Königinn zu überbringen, worin er derselben befahl, den Ueberbringer des Briefes unverzüglich tödten zu lassen. Der Knabe trug den Brief ohne allen Argwohn fort, übernachtete aber bei einem Geistlichen, der ihm im Schlafe aus Vorwitz den Brief heimlich wegnahm und las;

und der, wie er sah worauf es angesehen war, sogleich einen andern Brief schrieb, des Inhalts, die Königinn sollte, bei der Liebe ihres Lebens, dem Jünglinge, der ihr den Brief überreichen würde, alsobald ihre Tochter zur Ehe geben. Diesen Brief überbrachte der Jüngling, und wurde sonach ohne Aufschub der Prinzessinn angetraut. Dieses Mährchen, das Gottfried von Viterbo (bei Johann Pistorius, T. 2.) erzählt, und das mit dem damals herrschenden Geschmacke ganz übereinstimmend ist, wurde lange Zeit von vielen Geschichtschreibern nacherzählt.

Damalige Vorrangssucht der Bischöfe.

Im Jahre 1063 kam der dreizehnjährige deutsche König, Heinrich IV. nach Goßlar, um das Weihnachtsfest daselbst zu feiern. Als nun am Vorabende die Stühle für die Bischöfe zurecht gesetzt wurden, behaupteten die Leute des Bischofs von Hildesheim, daß ihrem Herrn der nächste Platz unter dem Erzbischofe von Mainz gebühre, welchen bisher der Abt von

Fulda bei solchen Gelegenheiten eingenommen hatte; sie nahmen also den Stuhl weg und setzten dafür den Stuhl ihres Bischofs hin. Die Fuldaer, welche einen so gewaltigen Eingriff unmöglich zugeben zu können glaubten, wollten desgleichen thun, aber die Hildesheimer verwehrten es ihnen. Nun wurde beiderseits erst heftig gezankt, dann mit Fäusten zugeschlagen; und schon wollten sie zu den Waffen greifen, als der Herzog Otto II. von Bayern zusprang, die Kammerleute auseinander trieb, und den Stuhl des Abtes zu Fulda zunächst dem Bischofe von Mainz setzen ließ.

Im nämlichen Jahre wollte Heinrich auch das Pfingstfest zu Goßlar feiern. Dießmal sah sich der Bischof von Hildesheim besser vor. Er beredete den Grafen Eckbert, sich am Vorabende, wenn die Eintheilung der Stühle geschehen würde, mit wohl bewaffneten Leuten hinter dem Altare verborgen zu halten. Wie nun aus gleicher Ursache ein gleicher Streit entstand, sprangen die Freunde der Hildesheimer plötzlich hervor, und jagten die Fuldaer in die Flucht; aber bald eilten diesen andere Fuldaer zu Hilfe. Nun kam es in der Kirche zu einem Treffen, während dessen der Bischof von Hildesheim den Seinigen von einem erhabenen Orte herab, zurief, sich wohl zu halten und nichts zu fürchten. Das Gefecht war

gräßlich; viele wurden beiderseits verwundet, viele getödtet. Der junge König befahl, drohte, bat, flehte; aber statt daß er Gehör gefunden hätte, sah er sich genöthiget, selbst nach seinem Palaste in die Sicherheit zu eilen. Die Hildesheimer erstritten zuletzt den Sieg, und jagten die Fuldaer in die Flucht; worauf ihr Stuhl zunächst unter dem Erzbischof von Mainz zu stehen kam. (Lamb. Aschaf.)

Heiligkeitssucht.

Der Erzbischof Albert von Bremen hatte unter andern Eigenschaften, womit er zu glänzen suchte, auch diese, daß er bei lebendigem Leibe für einen heiligen Mann gehalten werden wollte. Als ihn einst eine Abtissinn seines Bisthums, nach seinem Gefühle und Urtheil, beleidigte, befahl er ihr, obwohl in der Entfernung, sogleich binnen vierzehn Tagen die Welt zu verlassen. Ob die Abtissinn damals schon krank war, und er es wußte oder nicht, genug, es kam bald darauf

Nachricht an, daß sie wirklich sehr krank sey. Nach einigen Tagen aber wurde sie wieder vollkommen hergestellt, und schickte, Geschäfte halber, einen Bothen an den Erzbischof. Sobald dieser den Bothen erblickte, rief er in Gegenwart vieler Leute aus, daß sein Befehl in Erfüllung gegangen wäre, und daß die Kraft seiner Worte so wäre, wie jene des hl. Petrus gegen die Saphira gewesen. Indessen kam der Bothe herbei, und meldete, daß sich seine Frau, die Abtissinn, im besten Wohlseyn befinde. Alle Umstehenden lächelten, und der Erzbischof schwieg ganz verwirrt und beschämt. (Bruno.)

Beispiele von Heldenmuth, Stärke und Ruhm der Deutschen.

Unter K. Heinrich IV. wurden die uralten Wallfahrten nach Pallästina durchaus allgemein, so wie nämlich die Meinung, daß der jüngste Tag im Anzuge sey, damals herrschend und allgemein geworden ist. Im J.

1064 machten die Bayern den Anfang eines feierlichen Landzuges dieser Art durch Ungarn. Einige tausend Pilgrime traten nach Martini diese Andachtsreise mit einer Pracht an, die sich mit so heiligen Absichten schlecht zusammengereimt, und dabei die verschiedenen Völker, durch deren Gebiet sie ziehen mußten, mächtig gereizt hat, sie zu bestehlen und zu plündern; wie dann eben von dieser ungeheuern Anzahl nur noch zwei tausend im Jahre 1065 zurückgekommen sind. Die Bischöfe, Günther von Bamberg und Otto von Regensburg, Altmann, der Kaiserinn Agnes Kaplan, die Grafen Eckhart von Scheyern, Friedrich von Dießen, und Ortulf von Hohenwart, dann der Erzbischof Siegfried von Mainz, der Bischof Wilhelm zu Utrecht u. a. waren die vornehmsten Personen bei diesem Zuge. Unweit der Stadt Ramlach wurde ein Theil desselben von Arabern, welche die Hoffnung einer reichen Beute herbeigelockt hatte, überfallen, und (da man damals den Gebrauch der Waffen während einer Wallfahrt noch für unerlaubt hielt) theils niedergemacht oder gefährlich verwundet, theils, wie es dem Bischofe Wilhelm von Utrecht geschah, sogar aller ihrer Kleider beraubt. Einige gemeine Pilger erlaubten sich gleichwohl, sich mit Steinen wider ihre Feinde zu vertheidigen, und erreichten während dieses unglei-

chen Gefechtes ein Dorf, das sie für Kapernaum hielten. Hier warfen sie sich in ein Haus, das mit einem hinlänglichen Hofe versehen, dieser aber mit einer Mauer, welche alle Augenblicke einzustürzen drohte, umgeben war. Ihre bisherige Gegenwehr schien ein gleichsam bloß unwillkührlicher Naturtrieb, und ihr Untergang schien in Rücksicht der Menge der Feinde, welche das Haus sogleich von allen Seiten einschloßen und angriffen, unvermeidlich zu seyn. Gleichwohl vertheidigten sie sich hier, ohne eine Speise zu sich zu nehmen, ohne auszuruhen, denn die Araber erneuerten ihre Anfälle unausgesetzt mit frischen Truppen, vom Gründonnerstage bis zum Ostermorgen, wo sie endlich ganz erschöpft, den Arabern durch einen Sprachkundigen hinausmelden ließen, daß sie sich ergeben wollten. Der Anführer, nachdem er seinen Horden scharf eingebunden hatte, das Haus nicht zu plündern, damit nämlich ihm nichts von der Beute entkommen möchte, sprengte sogleich mit seinem Sohne heran, befahl diesem, die Eingänge zu besetzen, und bestieg den oben im Hause befindlichen Saal, wohin sich der Erzbischof von Mainz, und der Bischof von Bamberg mit den Ihrigen begeben hatten; und da der letztere ihn inständig bat, daß er sie, indem sie ja alles ihr Hab und Gut in seinen

Händen ließen, doch frei möchte abziehen lassen, erwiederte er, daß es ihm, nicht ihnen zustehe, Bedingungen für Leute zu machen, die sich so hartnäckig gewehrt, und ihm so vielen Verlust verursacht hätten; er werde sich, setzte er hinzu, mit ihrem Hab und Gut allein nicht begnügen lassen, sondern er wolle ihr Fleisch essen, und ihr Blut trinken. Indem er dieß sagte, nahm er seinen leinenen Turban vom Kopfe, drehte ihn zu einer Schlinge, und warf diese dem Bischofe um den Hals. Der Bischof, ein junger, unternehmender, und seine Würde fühlender Mann, wallte über diese Mißhandlung auf, und streckte ihn (den Anführer) durch einen einzigen Schlag mit geballter Faust ins Gesicht zur Erde, und in diesem Augenblicke stürzten die übrigen Geistlichen und Weltlichen herbei, und banden diesem Anführer sowohl, als seinen Gefährten die Hände so fest auf den Rücken, daß einigen das Blut unter den Nägeln hervorbrach. Die deutschen Gefährten, welche unten im Hofe standen, fielen nun auch unverzüglich über die daselbst sich befindenden Araber her, jagten sie von ihren Posten, und unternahmen neuerdings die Vertheidigung der Mauer. Da die Araber, in der Meinung, daß ihr Anführer todt sey, mit gesammelter Wuth ihren Angriff erneuerten, stellten sie

diesen und die übrigen Gefangenen an die gefährlichsten Plätze, und stellten denselben einige Leute mit bloßen Schwertern zur Seite, zum Zeichen, daß es denselben das Leben kosten würde, falls sie mit ihrem Angriffe nicht einhalten würden, welches die Araber dergestalt ängstigte, daß sie einige Zeit sich ganz still hielten. Indessen erhielten die Belagerten von ihren deutschen Gefährten, von welchen sie drei Tage getrennt gewesen waren, Nachricht, daß der Statthalter von Ramlach zu ihrer Rettung auf dem Wege sey. Er kam auch bald nachher, und nachdem er sich die Gefangenen hatte vorführen lassen, erkannte er sogleich in denselben die Anführer der gefährlichsten Räuberbande, und bewunderte eben so sehr die Tapferkeit der Deutschen, als er ihnen für einen Dienst dankte, durch welchen sie das Land von den schädlichsten aller Räuber befreit hatten. (Lambert. Aschaf.)

Mit dieser Tapferkeit der Deutschen kam auch ihre Stärke überein. Der Erzbischof Wilhelm von Tyr (in der Sammlung Jacobi Bongarsii, T. I.) erzählt vom Herzog Gottfried von Niederlothringen (der den im Jahre 1096 fast größtentheils unternommenen ersten Kreuzzug, nachdem er vorerst sein Erbgut Bouillon verkaufte, mitgemacht, und am 18. Juli 1099 Jerusalem erobert hatte) verschie-

dene Beweise einer außerordentlichen Behendigkeit, Kraft und Stärke, welche einen Begriff von der Sache geben können. Unweit Kleinantiochien gieng Gottfried mit einigen Rittern in einen Wald, um den Kummer, der sie alle verzehrte, durch die Jagd zu zerstreuen, und er hatte sich von seinen Gefährten ein wenig entfernt, als er einen gemeinen Krieger, der etwas Holz sammeln wollte, mit der heftigsten Angst auf sich zueilen, und ihn von einem Bären ungeheuerer Größe verfolgt sah. Der Bär wandte sich sogleich gegen den Herzog, als welcher dem Manne zu Hilfe geeilt war, und verwundete dessen Pferd so gefährlich, daß er absteigen, und mit dem Schwert gegen das Ungeheuer, das mit aufgesperrtem Rachen und entsetzlichem Gebrüll auf ihn losstürmte, sich vertheidigen mußte. Der Herzog ergriff die Bestie mit der linken Hand, und stieß ihr mit der rechten den Degen bis an das Heft in den Leib; doch wurde er selbst heftig verwundet.

Bei der Belagerung von Antiochien hatte er eines Tages schon mehreren Saracenen mit einem Hiebe die Köpfe abgehauen, als er einen Reiter, der ganz geharnischt war, ungestümer, als alle übrigen, auf sich andringen sah. Er drang ihm sogleich ebenfalls entgegen, und versetzte ihm einen solchen Hieb,

daß, des Harnisches ungeachtet, die obere Hälfte des Körpers in der Gegend des Nabels von der untern getrennt wurde, und an der Seite des Pferdes herabfiel. Da das Pferd dieses Saracenen mit dem Rumpfe der Stadt zulief, so entsetzten sich die Einwohner über die Neuheit dieser gräßlichen Zerfleischung.

Nach der Eroberung von Jerusalem kam ein arabischer Fürst in das Lager des Gottfried, um sich mit seinen Augen von dem zu überzeugen, was er von der Stärke dieses Helden gehört hatte. Er bat den Gottfried, ihm eine Probe davon zu geben, und einem Kameele, das er in einer solchen Absicht mitgebracht hatte, den Kopf abzuhauen. Der Herzog erfüllte seine Wünsche, und schlug dem Kameele mit Einem Hieb den Kopf herunter. Der Fürst gerieth darüber zwar in Erstaunen, äußerte sich aber zugleich, wie er meine, daß die Schärfe des Schwertes eben so vielen Antheil, als die Stärke des Arms genommen haben möchte. Um seinen Zweifel zu heben, nahm der Herzog den Säbel des Arabers, und schlug einem zweiten Kameele eben so leicht, wie dem ersten, mit Einem Hiebe den Kopf ab.

Erniedrigungen bei Bitten und Abbitten.

Als unter Kaiser Otto III. zu Tivoli ein Tumult entstanden, worin der kaiserliche Statthalter Mazolin erschlagen, und von dem herbeieilenden Kaiser sogleich die ernsthafteste Anstalt zur Belagerung und Züchtigung der Stadt gemacht worden war, fanden die Einwohner nach einigem Widerstand, auf Zureden des Pabstes, und Bischofs Bernward von Hildesheim, für gut, sich zu ergeben. Beim Einzuge des Kaisers in die Stadt erschienen sie auf den Gassen bis halben Leib entblößt, mit bloßen Schwertern in der rechten, mit Ruthen in der linken Hand, wodurch sie anzeigen wollten, daß sie verdienten, durchs Schwert umzukommen, und daß sie es für eine Gnade halten würden, wenn der Kaiser sich begnügte, sie mit Ruthen streichen zu lassen. (Vita S. Bernwardi c. 23. bei Leibniz, T. I.)

Während der Feierlichkeiten, welche zu Rom 1027 bei der Krönung K. Konrad II. und seiner Gisela gehalten worden, entstanden zwischen den Römern und Deutschen einer geringen Ursache wegen (es hatte nämlich ein Römer einem Deutschen im Zanke um eine Ochsenhaut zuerst eine Maulschelle gegeben)

heftige Schlägereien, worin beiderseits viele Leute ums Leben gekommen, die Deutschen aber Sieger geblieben sind. Den andern Tag erschienen die Römer, in der Absicht, um Vergebung zu bitten, bei dem Kaiser, und zwar die Freien mit entblößten, gegen sich gehaltenen Schwertern, die Knechte aber mit einem Stricke um den Hals; dabei fielen sie auf die Kniee, und erwarteten die Begnadigung. (Wippo.)

Dieses Ceremoniel, das vom griechischen Kaiserhof, dessen schwülstige und übertriebene Pracht man allenthalben als den Ausdruck von wahrer Majestät bewunderte und nachahmte, entlehnt worden ist, wurde auch von den Deutschen, mit Ausnahme des Strickes um den Hals, und verkehrten Schwerthaltens, großentheils nachgeahmt, wenn sie etwas dringend bitten, oder flehentlich abbitten wollten.

Im Jahre 1074 hatten die Kölner wider ihren Erzbischof einen Tumult erregt. Als sie hierüber mit dem Erzbischofe sich wieder aussöhnen wollten, erschienen sie barfuß, und im wollenen Bußhabit am bloßen Leibe. (Lamb. Aschaf.)

Als Kaiser Heinrich IV. nach der Zerstörung seiner geliebten Harzburg Sachsen verlassen hatte, in der Absicht, die deutschen Fürsten zur gemeinsamen Züchtigung der Sachsen

zu bewegen, warf er sich, so oft er einen Großen ansichtig wurde, flehend und weinend vor ihm zur Erde, und küßte seine Füße. (Bruno.)

So stand und flehte er in einem Büßerkleid, und mit entblößten Füßen im Vorhofe zu Canossa; und schon vor ihm sind einige Bischöfe und Große, welche mit ihm excommunicirt worden waren, zu Canossa angelangt, und haben, mit bloßen Füßen und im wollenen Bußhabit am nackten Leibe, um die Lossprechung gebeten.

Diese flehentlichen Erniedrigungen wurden noch lange fortgesetzt. Als der Herzog Lothar von Sachsen, nachmaliger Kaiser, im Jahre 1114 zu K. Heinrich V. nach Mainz kam, in der Absicht, dessen Gnade und Versöhnung zu erlangen, stellte er sich ihm mit bloßen Füßen, und mit einem schlechten Kriegsrocke bekleidet, und warf sich ihm zu Füßen. (Otto Frising.)

Als der hohenstauffische Herzog Friedrich von Schwaben im Jahre 1135 von Heinrich X. Herzog von Bayernsachsen sehr in die Enge getrieben wurde, erschien er vor der Kaiserinn Richenza in der Abtei zu Fulda, ebenfalls mit bloßen Füßen, und bat um ihr Fürwort bei ihrem Gemahl, dem Kaiser Lothar.

Kaiser Friedrich I. wollte dem Herzog Heinrich dem Löwen, um ihn zu einem nochmaligen Zuge wider die Italiener zu erbitten, ebenfalls zu Füßen fallen, das aber Heinrich nicht geschehen ließ.

Das Führen des Pferdes bei dem Zaume war ebenfalls eine alte Gewohnheit, die sich Lehenleute gegen ihre Lehenherrn, und manche Freie gegen Große, denen sie besonders schmeicheln, oder deren Gunst und Unterstützung sie erlangen wollten, gefallen ließen. Als Konrad, der ältere Prinz K. Heinrich IV. seinen Vater in Italien stürzen wollte, gieng er dem Pabste Urban nach Cremona entgegen, und beim Einritte führte er dessen Pferd beim Zaum. (Berthold Constant.)

Gleichzeitige Erzählungen von Zeichen, Vorbedeutungen, Erscheinungen am Firmamente 2c.

Der Glaube an diese und ähnliche Dinge war in verschiedenen Zeitaltern verschieden. Das eilfte und zwölfte Jahrhundert wußte und glaubte

ungleich weniger von solchen Dingen, als die nachfolgenden, in welchen, wie Leibniz sagt, (Introd. in Script. rerum bruns. ad §. 63. sive Gervasii Otia) die Mendicanten alles eingenommen haben; bekannt aber waren ja freilich die meisten derselben, indem sie größtentheils von den Heiden geerbt worden sind.

Als Kaiser Heinrich IV. sich aus Sachsen, mit dem Vorsatze, dasselbe zu unterjochen, entfernt, und dem zu Folge die sächsische Nation die traurigste Aussicht vor sich hatte, erzählt Bruno: „Damals sahen wir in Sachsen sehr viele Zeichen erscheinen, von denen sich leicht auf die Drangsale, die kommen würden, schließen ließ. Daß sich auf den Feldern bei Magdeburg die Raben dergestalt abrauften, daß ihrer viele todt auf dem Platze liegen blieben; davon will ich nicht sagen, da ich viel wichtigere Vorbedeutungen anzuführen habe. Die Stäbe unserer Bischöfe schwitzten dergestalt, daß diejenigen, welche sie anfaßten, die Hände voll Wasser bekamen. In Stidarburg hat ein hölzernes Crucifix mitten im trockenen Sommer so geschwitzt, daß der häufige Schweiß mit Tüchern nicht getrocknet, und mit demselben einige Gefäße angefüllt werden konnten. Als der Bischof Werner zu Merseburg bei der heil. Messe die Partikel des hl. Leibes Christi in das heil. Blut fallen ließ, senkte sich die-

selbe, nach Art eines Bleies, bis an den Grund des Kelches. Als in der Stadt Weddingen, Magdeburger Diöces, ein gewisser Priester, dem man weder Gutes noch Böses nachsagen konnte, bei der Communion den Kelch gegen den Mund führen wollte, sah er, daß der Wein nicht bloß geistlicher, sondern sichtbarer Weise in Blut verwandelt sey, wie ihn dann auch dessen Röthe und Dicke also erschreckte, daß er den Muth nicht hatte, dasselbe zu geniessen, sondern es mit heiliger Furcht nach Magdeburg trug, wo es noch heut zu Tage ehrerbietig aufbewahrt wird."

Adam von Bremen erzählt: (bei Lindenbrock T. I. p. 51.) „Als der Tod des Erzbischofes Albert herannahte, sahen wir viele Crucifixe weinen. Wir sahen von Schweinen und Hunden die Kirchen besudelt, so, daß dieselben kaum mit größter Mühe von den Stufen der Altäre entfernt werden konnten. Wir hörten nahe vor unsern Vorstädten ganze Heerden von Wölfen heulen, und sahen, wie dieselben in einen grausamen Streit mit den Nachteulen geriethen; und da der Bischof viel auf Träume hielt, so war Jedermann der Meinung, daß diese traurigen Zeichen auf den Tod des Bischofes deuteten. Niemals haben die Verstorbenen so vertraulich mit den Lebenden geredet; denn alles deutete auf den Tod des Bischofs."

Die Schwarz= und Wahrsagerkunst war zu dieser Zeit nicht weniger bekannt, und der Verdacht, daß man dieser vermeintlichen Künste kundig sey, machte sehr verdächtig und verhaßt. Als Kaiser Heinrich IV. nach der, für ihn unglücklich ausgefallenen Schlacht bei Fladenheim im Jahre 1080 seine ihm noch getreuen Bischöfe erst nach Mainz und dann nach Brixen berufen, und dieses Concilium von dreißig Bischöfen dem Pabste Gregor VII. neuerdings zu entsagen beschlossen hatte, warf es diesem unter anderm vor, daß er sich mit Wahrsagen und Traumauslegen abgebe, und daß er ein offenbarer Schwarzkünstler wäre. (Chron. Vrsperg. p. CCXXXVII.)

Das Bisthum Bamberg wird durch einen Traum erhalten.

Außerordentlich viel hielt man in diesem Zeitalter auf Träume, nach deren Beschaffenheit die wichtigsten Unternehmungen beschlossen, oder deren Fortschritte gehemmt wurden.

Als Kaiser Konrad II. noch so eben zur Regierung gekommen war, faßte er, auf Einrathen des Bischofs Bruno von Augsburg (Bruders des im Jahre 1024 verstorbenen Kaisers Heinrich II., oder des Heiligen) den Entschluß, das vom gedachten Kaiser Heinrich errichtete Bisthum Bamberg wieder eingehen zu lassen, und Bruno hatte auf diesen Fall der Kaiserinn Gisela sogar das Versprechen von sich gestellt, daß er seine ihm eigenthümlich zugehörigen Güter dem Sohne der Kaiserinn, Heinrich, überlassen wolle. Man hatte bereits Zeit und Ort bestimmt, wo die Sache vor sich gehen sollte. Die Nacht zuvor, an deren darauf folgendem Tage die Aufhebung des Bisthumes festgesetzt war, machte der Bischof Eberhard dem gedachten Bischofe Bruno noch spät einen Besuch, und indem er sich an sein Bett setzte, überhäufte er ihn mit Ermahnungen und Bitten, nannte ihm dabei den Namen seines Bruders (Kaiser Heinrichs, der das Bisthum gegründet hatte), und gab sich alle Mühe, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Es war schon tief in der Nacht, als er den Bruno verließ, welcher, nachdem er noch eine Weile über die gehörten Vorstellungen mit einem von Angst und Zweifeln erfüllten Herzen nachgedacht hatte, endlich von dem Schlafe überwältiget ward. Nun däuchte

ihn, er sähe seinen Bruder, den verstorbenen Kaiser Heinrich vor sich stehen, mit einem Angesichte, das durch den auf einer Seite abgeschorenen Bart verunstaltet war. Als ihn Bruno voll Schrecken und Erstaunen fragte, wer die Verwegenheit gehabt, seine Majestät dergestalt zu mißhandeln, antwortete Heinrich: Du selbst warst es, indem du mich und die Heiligen der Schankungen beraubest, welche sie durch mich erhalten haben; aber hüte dich, weiter zu gehen, wenn du nicht willst, daß deine Unternehmungen ein höchst unglückliches Ende nehmen. Ueber dieses Traumgesicht erwachte Bruno, voll Schrecken, und Schaudern und Zittern an allen Gliedern; und als er am andern Morgen nicht in die bestimmte Versammlung gekommen, und er nach langem Warten endlich von der Königinn, welche für ihren Sohn besorgt war, sehr höflich durch Abgeordnete ersucht worden war, daß er doch erscheinen und seinem Versprechen nachkommen möchte, ließ er zurücksagen, und betheuerte es, wie er die letzte Nacht dergestalt unpäßlich geworden wäre, daß er unmöglich vom Bette aufstehen, ja nicht einmal einen Fuß bewegen könnte. Und als man ihn hierauf bat, er möchte die Gefälligkeit haben, sich in seinem Ruhebette liegend in die Versammlung tragen zu lassen, damit das bevorstehende Ge-

schäft abgethan werden könnte, erklärte er, daß er sich ferner zu demselben nie wieder würde gebrauchen lassen; und er habe sich, setzte er ohne allen Rückhalt hinzu, wider Gott und seine Heiligen, und wider seinen Bruder ohnehin bereits mächtig versündigt." (Chron. Vrsperg.)

Als im Jahre 1095 die ersten Kreuzfahrer (meistens Franzosen) durch Deutschland zogen, lachten die Deutschen (sagt der Abt von Ursperg in seinem Chronico) beim Anblicke so vieler Reiter und Fußgänger, und der zahlreichen Schaaren von Bauern mit ihren Weibern und Kindern; sie verhöhnten die Reisenden als die tollsinnigsten Narren, als welche das Gewisse für das Ungewisse verließen u. s. w.; aber bald darauf erschienen solche Zeichen, welche die kalten Gemüther endlich mit Eifer erfüllten. Man sah einen Kometen, dessen Schweif wie ein Schwert aussah; ferner einen Stern, der von einem Orte zum andern hüpfte. Vom Aufgange sowohl als Untergange stiegen blutige Wolken auf, welche in der Mitte des Himmels zusammen stießen. In Norden sah man, fast um Mitternacht, feuerige Glanzstreifen (Nordlichter), und häufig sah man Flammen durch die Luft fliegen. Ein ehrwürdiger Priester, Suidger mit Namen, sah um neun Uhr Vormittag zwei Reiter in der Luft

umher kreuzen, und lange miteinander kämpfen, bis endlich der eine, der mit einem großen Kreuze bezeichnet war, den andern überwand. Ein anderer, der zur Mittagszeit mit noch zwei Gesellen durch einen Wald gieng, sah ein ungeheueres Schwert durch einen heftigen Wind in die Luft erhoben werden; er hörte das Sausen und sah den Glanz des Schwertes, so weit es möglich war. Einige Pferdehüter erzählten, sie hätten eine Stadt in der Luft, und verschiedene Schaaren Fußgänger und Reiter von verschiedenen Seiten dahin ziehen gesehen. Es gab aber auch falsche Propheten, fährt das Chronicon fort, welche die Einfalt und Leichtgläubigkeit des Volkes mißbrauchten. So hätten sie erzählt, Kaiser Karl der Große wäre von den Todten auferstanden, und wolle die Kreuzfahrer anführen. Andere, wiewohl man sich ihrer habhaft zu machen suchte, erzählten, sie hätten von diesem und jenem Meerhafen aus die Kreuzfahrer, wie sies ihnen versprochen hätten, ohne Schiff über das Meer geführt, sie hätten ihrer wenige an diesem und jenem Orte eine erstaunliche Anzahl der Heiden aufgerieben rc. ebend.

Im J. 1118 am Auferstehungs-Sonntage zeigte sich vor Tagesanbruch auf der Mittagsseite des Firmamentes eine Oeffnung

von einem so unbeschreiblichen Glanze erfüllt, daß der damals volle Mond unendlich davon übertroffen ward; ja der Glanz ward schimmernder, als der Sonnenglanz, und hielt über eine Stunde an, wie durch viele Augenzeugen zu beweisen steht. Aus diesem Schimmer sah man ein Kreuz von ziemlicher Größe herabhangen, und man konnte daran das Gold, und die verschiedenen Edelsteine gar leicht unterscheiden. (ebend.)

Bauerntrost.

Als bei der allgemeinen Ueberhandnehmung des Faustrechtes die Zügellosigkeiten aller Arten allgemein ausbrachen, und am hellen Tage ganze Schaaren von Räubern, die sich Ritter nannten, umherzogen, und sogar von denjenigen, welche von Brod und Wasser zu leben pflegten, ihren üppigen Unterhalt mit Gewaltthätigkeiten erpreßten, blieb es, da die Fürsten den Unfug auszurotten nicht im Stande waren, noch einzig eine Art von Trost für die Verunglückten, und eine Art von Zaum

für die Unglücksverbreiter, daß man nicht zweifelte, alle dergleichen Ritter müßten nach ihrem Tode feuerig umherziehen. „Im Mainzergau, erzählt der Abt von Ursperg (p. 281), sah man einige Tage nach einander eine große Schaar bewaffneter Reiter und Fußgänger hin und her ziehen, wie wenn sie zu einer Versammlung ziehen wollten, wie sie sich denn auch wirklich hier und da in kleinen Haufen versammelten; um neun Uhr aber giengen sie jederzeit in einen Berg hinein, aus welchem sie herausgekommen waren. Endlich wagte es ein Einwohner der Gegend, nicht ohne große Furcht, und nachdem er sich erst mit dem Kreuze bezeichnet hatte, dieser wunderbaren Versammlung näher zu treten, und den ersten, der ihm begegnete, im Namen des allmächtigen Gottes zu beschwören, was das erscheinende Volk bedeute. Von diesem erhielt er unter anderm zur Antwort: „Wir sind keineswegs Schattenbilder, noch wirkliche Ritter, wofür ihr uns haltet. Wir sind die Seelen von Rittern, welche vor einiger Zeit hier erschlagen worden sind. Die Waffen aber, die Rüstung und die Pferde, gleichwie sie uns ehemals zum Sündigen dienten, dienen jetzt dazu, uns zu peinigen; und alles an uns, was ihr sehet, ist Feuer, wiewohl ihr es mit leiblichen Augen nicht sehen könnet. Unter ei-

nem solchen Gefolge soll sich auch der Graf Emicho, der vor einigen Jahren umkam, befunden, aber angezeigt haben, daß er von dieser Strafe mit Beten und Almosengeben befreit werden könne."

Bischöfe als Kriegshelden.

Bei der vierten Schlacht, welche Kaiser Heinrich IV. den Sachsen den 15. Octob. im Jahre 1080 zu Wolksheim an der Elster bei Merseburg lieferte, waren auf Heinrichs Seite die Erzbischöfe von Köln und Trier, nebst vierzehn andern Bischöfen zugegen, und auf der Seite der Sachsen befand sich eine nicht geringere Anzahl von Bischöfen, welche ihre Kapläne ermahnten, während der Schlacht den zweiundachtzigsten Psalm andächtig zu singen. Die Sachsen erbeuteten das ganze Lager, und Bruno, der diese Schlacht sehr umständlich beschreibt, kann den Reichthum jener Bischöfe und Erzbischöfe nicht genug rühmen, welcher nun als Beute in die Hände der Sieger fiel.

Rudolphs, des Gegenkaisers, heldenmüthiger Tod.

In der eben erwähnten Schlacht zu Wolksheim wurde Rudolph, ehemaliger Herzog von Schwaben, den der deutsche Fürstenbund im Jahre 1077 wider Heinrich IV. zum Gegenkönig gewählt hatte, tödtlich verwundet. Er verlor einen Arm, und wurde im Unterleibe gefährlich verletzt, so, daß er ohnmächtig vom Pferde fiel. Als er kurz vor seinem Ende noch einige Augenblicke zu sich kam, sah er nicht auf seine Wunden, noch auf seine Gefahr, sondern fragte vor allem, wie es mit den Sachsen stände; und da er hörte, daß sie den Sieg davon getragen hätten, hob er, mit einem freudigen Glanz im Angesichte, die eine Hand empor, und sagte: „Nun will ich gern, todt oder lebendig, leiden, was dem Herrn gefallen wird." (Bruno.)

K. Heinrichs IV. naive Antwort.

Rudolph wurde zu Merseburg prächtig von den Sachsen begraben. Als K. Heinrich IV.

einst dahin kam, riethen ihm einige Schmeichler, das Grabmal Rudolphs zerstören zu lassen, indem dieser Fürst sein Gegenkaiser und ärgster Feind gewesen wäre. „Das lasse ich wohl bleiben, erwiederte Heinrich. Vielmehr wünschte ich, daß alle meine Feinde eine so prächtige Ruhestätte hätten."

Herzogs Otto II. von Bayern lakonische Antwort.

Nach Rudolphs Tod schickte K. Heinrich IV. eine Gesandtschaft nach Sachsen, durch welche er den Fürsten bedeuten ließ, daß sie, wenn sie über seine Person einiges Bedenken tragen sollten, wenigstens seinen Sohn als seinen Stellvertreter bei ihnen aufnehmen sollten. Der entsetzte Herzog, Otto II, der immer das Haupt des sächsischen Fürstenbundes vorstellte, gab dem k. Gesandten den Bescheid: „Böse Stiere, böse Kälber; so ists fast allemal. Ich brauche weder den Vater noch den Sohn." (Bruno.)

Dessen Großmuth.

Der sächsische Erbprinz Magnus nahm sich um den geächteten Herzog Otto II. von Bayern wider Kaiser Heinrich IV. eifrig an. Heinrich bekam beide gefangen, ließ aber den Otto einige Zeit darauf wieder los, den Prinzen Magnus aber ließ er im Verhaft. Hierauf begab sich Otto zum Heinrich, und schlug ihm vor, er sollte ihn statt des Magnus wieder gefangen setzen, so lange er wollte, sollte ihm auch das Seinige nehmen, nur den Prinzen loslassen. Heinrich schlug es ihm ab.

Hermanns von Salm, eines Gegenkaisers, Tod 1088.

„Hermann von Salm, Graf von Luxenburg, der im Jahre 1081 von der welfischen Parthei wider Kaiser Heinrich IV. zum Gegenkaiser gewählt worden war, gerieth einst auf einer Reise auf den Einfall, sich einen angenehmen Zeitvertreib zu machen, und das nächste Schloß, nach welchem er eben den Weg nahm, unter dem Scheine, als geschehe es von Feinden, zu überfallen, und dadurch

den Muth und die Behendigkeit der Einwohner auf die Probe zu stellen. Welche wunderbare, welche unvermuthete Wege schlägt Jenes nicht oft ein, was machen soll, daß etwas geschehe! Während daß Hermann mit seinem Gefolge durch die Thore, welche weder verschlossen, noch bewacht waren, sprengte, und ein Theil der Schloßbewohner mit beherztem Muthe die Waffen, ein anderer die Flucht ergriff, rannte ein unternehmendes Weib auf einen Thurn, und warf auf den König einen Stein herab, welcher ihn tödtete. Weil man es aber für eine nicht geringe Schande hielt, daß ein solcher Mann von einem Weibe getödtet worden sey, so gab man nachher mit Fleiß einen Mann für den Thäter aus." (Auctor Vitae Henrici et al.)

Trauriges Schicksal Kaisers Heinrich IV.

Als Kaiser Heinrich IV. von seinem eigenen Sohne verrathen, und nach Lüttich sich zu flüchten gezwungen war, gerieth er in eine solche Armuth, daß er nicht selten Mangel litt, (Otto Fris.) und eines Tages war er genöthiget, seine Streitstiefel für Brod zu verkaufen. (Compil. chron.)

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Westenrieder, Lorenz <<von>>,

Lorenz v. Westenrieder's sämmtliche Werke

Bd.: 20

(1834)

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB Lc 161(20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11420794-3